

02B 41 ^{2a} = 59. 1979

Heft 1, März 1979 / 59. Jahrgang

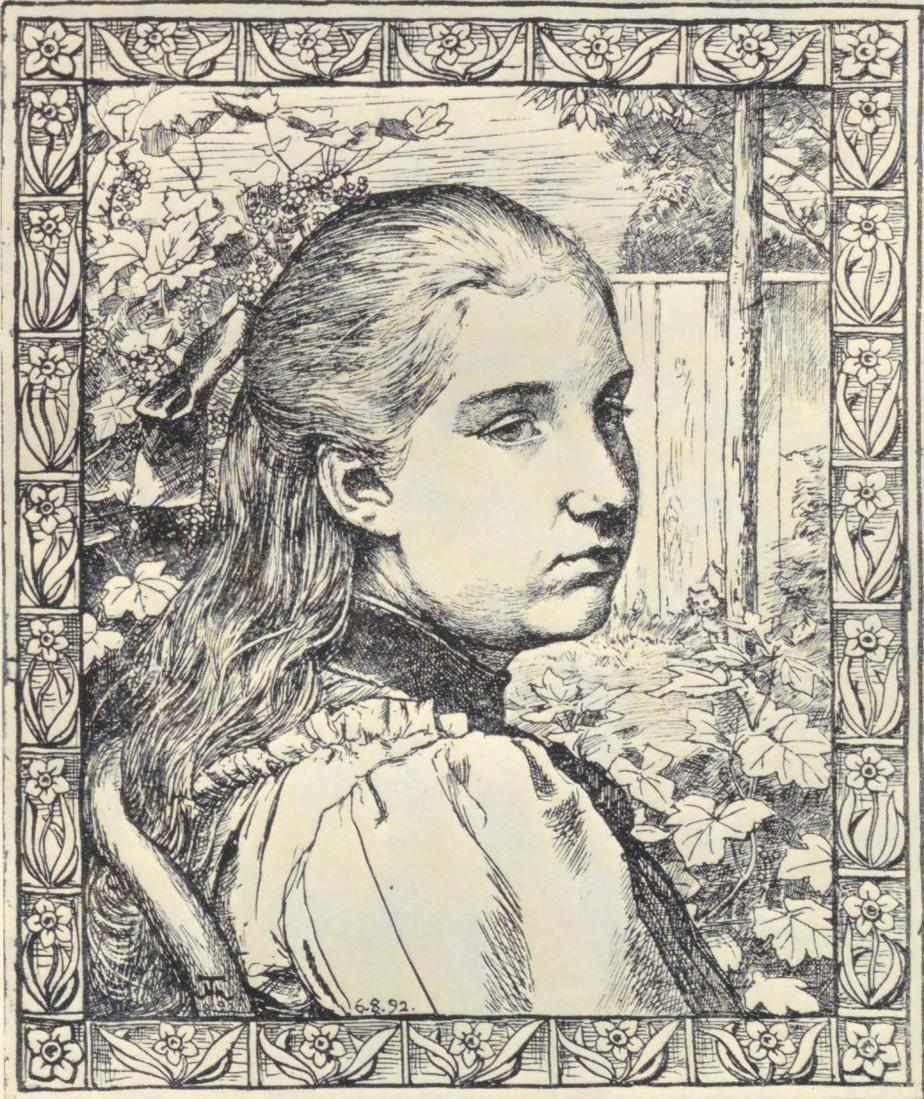
M 1459 F

DR

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg



6.8.92.

Herausgegeben im Auftrag des

Landesvereins

Badische Heimat e. V.

für Heimatkunde und Heimatpflege,
Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst,
Familienforschung

Präsident Dr. Franz Laubenberger

Schriftleitung: Ernst Bozenhardt

7800 Freiburg i. Br., Tel. (0761) 73724

Haus Bad. Heimat, Hansjakobstr. 12

Mitglieder des Redaktions-
ausschusses:

Dr. Otto Beuttenmüller, Bretten

Dr. R. Feger, Freiburg

W. Hensle, Lahr

Dr. E. Strobel, Karlsruhe

Diese Zeitschrift erscheint viertel-
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis
für Einzelmitglieder DM 25.-

Einbanddecken zu DM 7,- für den
Jahrgang 1979 sind vorrätig.

Alle Rechte der Vervielfältigung und
Verbreitung behält sich der Verlag vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift
sind an den Landesverein
Badische Heimat, Freiburg i. Br.,
Hansjakobstr. 12, zu richten. Für
unverlangte Manuskripte und
Besprechungsstücke wird keine
Haftung übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins

Postcheckkonto Karlsruhe 164 68-751

Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873

Deutsche Bank Freiburg i. Br. 37 0437

Öffentl. Sparkasse Freiburg, Girokonto 2003 201

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.

Nr. 2010 012 bei der Öffentl. Sparkasse Freiburg

Vermerk: Spende Badische Heimat bitte nicht ver-
gessen

Gesamtherstellung
und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlag,
7500 Karlsruhe 1

Karl-Friedrich-Straße 14-18

Telefon (0721) 165-1

Telex 07826904 vgb d

Reproduktionen:

Schuler & Co., Freiburg i.Br.

Kartäuserstraße 50

Über ein unbekanntes Familienbild von Hans Thoma <i>Julius Schwörer, Freiburg</i>	1
Josef Michael Schnöller <i>Hermann Brommer, Merdingen</i>	17
Und Du? <i>Gedicht von Helmut Steinbach</i>	33
Neuer Anfang. <i>Gedicht v. H. Steinbach</i>	34
Wallfahrt zum Bretzinger Nägelesbild <i>Peter Assion, Freiburg/Walldürn</i>	35
Das Ettenheimer Heilige Grab <i>Peter Assion, Freiburg/Walldürn</i>	47
Alt-Ettlinger Wegweiser <i>Albert Bissinger, Freiburg</i>	53
Frühlingsmorgen. <i>Gedicht v. Juliane Chakravorty</i>	56
Badische Dichterreise <i>Helmut Bender, Freiburg</i>	57
März. <i>Gedicht v. Elmar Fitterer</i>	63
An Richard Gäng zum 80. Geburtstag <i>Gedicht v. Karl Kurris</i>	64
Der Dichter Richard Gäng <i>E. Müller-Ettikon, Ettikon</i>	65
Frühling im Tal. <i>Gedicht v. Richard Gäng</i>	70
Bemerkungen zu Mundart und Mundartdichtung <i>Gerhard Storz, Leonberg</i>	71
Lose und Luege. <i>Gedicht v. Johanna Wetzel</i>	74
Alemannische Wörter <i>Richard Gäng, Freiburg</i>	75
Mi Muettersproch. <i>Gedicht v. R. Gäng</i>	86
Kurzbericht über den Heimattag in Konstanz <i>Franz Laubenberger, Freiburg</i>	87
Stimmig! <i>Gedicht v. Johanna Wetzel</i>	89
Wörter. <i>Gedicht v. Johanna Wetzel</i>	90
Für die Heimat Baden-Württemberg <i>Willy Leygraf, Stuttgart</i>	91
Alimanneart. <i>Gedicht v. R. Gäng</i>	95
Sonntagnachmittag am Hochrhein <i>Der Schriesheimer „Mathaisemarkt“ 400 Jahre alt</i> <i>Gernot Umminger, Freiburg</i>	96
Messen und Märkte im alten Neuenburg <i>Winfried Studer, Neuenburg</i>	105
Wahr. <i>Gedicht v. H. Steinbach</i>	109
Lebe im Heute! <i>Gedicht v. Hans Bahrs</i>	110
Zum Tode von Gotthold Friedrich Stäudlin <i>Erwin Dittler, Kebl-Goldscheuer</i>	111
Ungleich. <i>Gedicht v. Helmut Steinbach</i>	125
Der Tod löst. <i>Gedicht v. Otto Gillen</i>	126
Vom Schusterschemel auf den philosophischen Lehrstuhl in Freiburg Zum 100. Todestag von Jakob Sengler <i>Hermann Ehret, Freiburg</i>	127
Halbwüchsiger Knabe. <i>Gedicht v. H. Bahrs</i>	131
Anschriften der Autoren dieses Heftes	132
Heinz Barth - Maler, Grafiker und Bildhauer <i>Otto Gillen, Karlsruhe</i>	133
Meister des Aquarells. Zum 85. Geburtstag des Malers und Zeichners Karl Schäffer <i>Otto Gillen, Karlsruhe</i>	137
Hinweis auf Heft 3/78	140
Bernhard Lamey 85 Jahre <i>Josef Müller, Karlsruhe</i>	141
Buchbesprechungen	143

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege / Natur- und Denkmalschutz
Volkskunde und Volkskunst / Familienforschung

Herausgegeben im Auftrag des
Landesvereins Badische Heimat e. V.

Präsident Dr. Franz Laubenberger, Freiburg

Schriftleitung: Ernst Bozenhardt, Freiburg i. Br.

59. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis
mit 48. Ekkhart 1979



I. Aufsätze

<i>1. Kulturgeschichte und Kunst</i>	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Über ein unbekanntes Familienbild von Hans Thoma Julius Schwoerer, Freiburg	1	1
Joseph Michael Schnöller (1707—1767) Hermann Brommer, Merdingen	1	17
Wallfahrt zum Bretzinger Nägelesbild Peter Assion, Freiburg/Walldürn	1	35
Das Ettenheimer Heilige Grab. Ein Werk des Kirchenmalers J. Pfanner Peter Assion, Freiburg/Walldürn	1	47
Alt-Ettlinger Wegweiser zeigte wohl einmal auf das Spital Albert F. X. Bissinger, Freiburg	1	53
Badische Dichterreise Helmut Bender, Freiburg	1	57
Der Dichter Richard Gäng, zum 80. Geburtstag E. Müller-Ettikon	1	65
Bemerkungen zu Mundart und Mundartdichtung Gerhard Storz, Leonberg	1	71
Alemannische Wörter Richard Gäng, Freiburg	1	75
Kurzbericht über den Heimattag Baden-Württemberg in Konstanz Franz Laubenberger, Freiburg	1	87
Für die Heimat Baden-Württemberg. Heimattag Konstanz 1978 Willy Leygraf, Stuttgart	1	91
Der Schriesheimer „Mathaisemarkt“ 400 Jahre alt Gernot Umminger, Freiburg	1	97
Messen und Märkte im alten Neuenburg Winfried Studer, Neuenburg	1	105
Zum Tode von Gotthold Friedrich Stäudlin (1758—1796) Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer	1	111
Vom Schusterschemel auf den philosophischen Lehrstuhl in Freiburg Hermann Ehret, Freiburg	1	127
Heinz Barth — Maler, Grafiker und Bildhauer Otto Gillen, Karlsruhe	1	133
Meister des Aquarells. Zum 85. Geburtstag des Malers Karl Schäffer Otto Gillen, Karlsruhe	1	137
Bernhard Lamey 85 Jahre alt Josef Müller, Karlsruhe	1	141
Der Hypochonder in Baden Robert Feger, Freiburg	2	179
Ein unbekannter Brief von Thomas Mann Folkmar Längin, Essling	2	189
Der Lenzkircher Flügelaltar von 1478/79 und das Steinrelief zu Grünwald Kurt Hodapp, Waldshut	2	197
Das Armbrustschießen der Herren von Blumegg in Lenzkirch anno 1479 Kurt Hodapp, Waldshut	2	223
Der Hundertjährige. Ein Beitrag zur Hermann-Burte-Diskussion Helmut Bender, Freiburg	2	255
Sulzburg im Markgräflerland war einst eine Heimstätte der Juden Johannes Künzel, Sulzburg	2	263
Das Kapuziner-Hospiz zu Bretten 1752—1802 Hermann Schmid, Überlingen	2	269
Der Schlattwald als Allmendfläche der Gemeinde Bahlingen am Kaiserstuhl Thomas Lutz, Freiburg	2	293
Das neue Geläute des Straßburger Münsters Hans Rolli, Heidelberg	2	305

6. Mundart	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Bemerkungen zu Mundart und Mundartdichtungen		
Gerhard Storz, Leonberg	1	71
Alemannische Wörter		
Richard Gäng, Freiburg	1	75
 7. Heimat- und Vereinsnachrichten		
Kurzbericht über den Heimattag Baden-Württemberg in Konstanz 4. 9.—10. 9. 78.		
Grußwort des Präsidenten der Badischen Heimat Dr. Laubenberger	1	87
Für die Heimat Baden-Württemberg		
Willy Leygraf, Stuttgart	1	91
Zur Museumsplanung in Baden-Württemberg und zur Frage eines Landesfreilichtmuseums		
Peter Assion, Freiburg	3	467
70 Jahre Landesverein Badische Heimat. Rückschau und Ausblick		
Franz Laubenberger, Freiburg	3	521
 8. Buchbesprechungen	1	143
	2	317
	3	527

II. Gedichte

Helmut Steinbach: Und Du?	1	33
Helmut Steinbach: Neuer Anfang	1	34
Juliane Chakraworty: Frühlingsmorgen	1	56
Elmar Fitterer: März	1	63
Karl Kurrus: An Richard Gäng	1	64
Richard Gäng: Frühling im Tal	1	70
Johanna Wetzel: Lose und Luege	1	74
Richard Gäng: Mi Muetersproch	1	86
Johanna Wetzel: Wörter	1	90
Richard Gäng: Alimanneart	1	95
Josef Schenk: Sonntagnachmittag am Hochrhein	1	96
Helmut Steinbach: Wahr	1	109
Hans Bahrs: Lebe im Heute!	1	110
Helmut Steinbach: Ungleich	1	125
Otto Gillen: Der Tod erst löst	1	126
Hans Bahrs: Halbwüchsiger Knabe	1	131
Karl Kurrus: Unseri Jährli	2	178
Heinz G. Huber: Sommertag	2	222
Hans Bahrs: Abendstimmung	2	250
Hermann Burte: Hebel	2	261
Hermann Burte: Heuduft	2	262
G. A. Rapp: Natur	3	372
Helmut Steinbach: Spätjahr	3	376
Johanna Benzing: Träume	3	382
Bernhard Rang: Mein Schattenbruder	3	407
Helmut Steinbach: Wandel	3	422
Otto Gillen: Da du zurückdenkst	3	438
Hans Bahrs: Weinlied	3	444
Bernhard Rang: Unsere Erde	3	466
E. Falk-Breitenbach: Zwischen Vergangenheit und Zukunft	3	479
Hedwig Salm: Die Stunde eilt	3	483
Hedwig Salm: S heimetlig Zil	3	484
Hedwig Salm: S Adje neh	3	484
E. Falk-Breitenbach: Der erste und der letzte Schritt	3	490
Karl Kurrus: Uf eimol	3	520
Friedrich Roth: Der alte Winzer	3	525

	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Heidelberg vor der Reichsgründung 1871		
G. A. Ungerer, Heidelberg	3	423
Macht und Stütze der Karolinger		
Gernot Umminger, Freiburg	3	445
Das Augustiner Eremiten-Hospiz in Wiesloch 1738—1802		
Hermann Schmid, Überlingen	3	459
Historische Erinnerungen beim Betrachten einer alten Landkarte		
Ludwig Merz, Heidelberg	3	495

3. Persönlichkeiten

Der Dichter Richard Gäng, zum 80. Geburtstag		
E. Müller-Ettikon	1	65
Zum Tode von Gotthold Friedrich Stäudlin		
Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer	1	111
Vom Schusterschemel auf den philosophischen Lehrstuhl in Freiburg, zum 100. Todestag des Philosophen Jakob Sengler		
Hermann Ehret, Freiburg	1	127
Heinz Barth — Maler, Grafiker und Bildhauer		
Otto Gillen, Karlsruhe	1	133
Meister des Aquarells (Karl Schäffer)		
Otto Gillen, Karlsruhe	1	137
Bernhard Lamey 85 Jahre alt		
Josef Müller, Karlsruhe	1	141
Ein vielseitiger Forscher der Heimat, Max Weber 80 Jahre alt		
Waldemar Kampf, Freiburg	2	247
Der Mensch in der Geographie, Fr. Ratzel zum 75. Todestag		
Hans Leopold Zollner, Ettlingen	2	251
Wilhelm Kiefer		
Helmut Bender, Freiburg	2	259
Der Erbauer der Schwarzwaldbahn Robert Gerwig		
Gaston Mayer, Karlsruhe	2	267
Nachruf für Eugen Falk-Breitenbach		
Ludwig Birk, Heidelberg	3	480

4. Volkskunde und Brauchtum

Wallfahrt zum Bretzinger Nägelesbild. Befunde zu einem verschollenen Kult im Frankenland		
Peter Assion, Freiburg/Walldürn	1	35
Der Schriesheimer „Mathaisemarkt“ 400 Jahre alt		
Gernot Umminger, Freiburg	1	97
Messen und Märkte im alten Neuenburg		
Winfried Studer, Neuenburg	1	105
Das Armbrustschießen der Herren von Blumegg in Lenzkirch anno 1479		
Kurt Hodapp, Waldshut	2	223

5. Literatur und Literaturgeschichte

Badische Dichterreise		
Helmut Bender, Freiburg	1	57
Der Hundertjährige. Ein Beitrag zur Hermann-Burte-Diskussion		
Helmut Bender, Freiburg	2	255
Voltaire und Goethe vor dem Hintergrund des Schwetzingen Schloßparks		
Lili Fehrle-Burger, Heidelberg	3	329

	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Huldigung 1811		
Christian Baumann, Staufen	2	313
Voltaire und Goethe vor dem Hintergrund des Schwetzingen Schloßparks		
Lili Fehrle-Burger, Heidelberg	3	329
Formen fürstlicher Selbstdarstellung an den kurpfälzischen Schlössern Heidelberg, Mannheim und Schwetzingen		
Joachim Göricke, Heidelberg	3	353
Der große Pan von Schwetzingen		
Johannes Werner, Karlsruhe	3	365
Der Winter als väterlicher Beschützer. Ein Meisterwerk des Schwetzingen Schloßparks		
Lili Fehrle-Burger, Heidelberg	3	373
„Dann flöge ich nach Schwetzingen“		
Hans Leopold Zollner, Ettlingen	3	377
Musik im Schloß		
Heinz Bischof, Karlsruhe	3	383
Das Franziskaner-Rekollekten-Hospiz in Schwetzingen		
Hermann Schmid, Überlingen	3	399
Schwetzingen Spargel ist der König unter den Gemüsen		
Gernot Umminger, Freiburg	3	408
Das Rohrbacher Schloßchen im Wandel der Zeit		
Karl Heinz Frauenfeld, Heidelberg	3	409
Heidelberg vor der Reichsgründung 1871. Der Freundeskreis Wilhelm Wundts		
G. A. Ungerer, Heidelberg	3	423
Die bäuerlich weibliche Epistel von Neuenheim		
Otto Jaeger, Heidelberg	3	439
Macht und Stütze der Karolinger. Das 1200jährige Reichskloster Lorsch war kultureller Mittelpunkt		
Gernot Umminger, Freiburg	3	445
Das Augustiner-Eremiten-Hospiz in Wiesloch 1738—1802		
Hermann Schmid, Überlingen	3	459
Zur Museumsplanung in Baden-Württemberg und zur Frage eines Landesfreilichtmuseums		
Peter Assion, Freiburg	3	467
Nachruf für Eugen Falk-Breitenbach		
Ludwig Birk, Heidelberg	3	480
Eine fröhliche Kirche. Die Pfarrkirche St. Jakobus in Mannheim-Neckarau		
Manfred Kleiss, Mannheim	3	481
Ein Steinschränken aus dem markgräflichen Schloß zu Karlsruhe		
Gaston Mayer, Karlsruhe	3	485
Die von dem kurfürstlich-pfälzischen Hofastronomen Christian Mayer SJ von seiner Rußlandreise 1769—1770 mitgebrachten Naturalien für die Naturalienkabinette in Mannheim und Karlsruhe		
Gaston Mayer, Karlsruhe	3	491
Historische Erinnerungen beim Betrachten einer alten Landkarte		
Ludwig Merz, Heidelberg	3	495
Der Karl-Ludwig-See		
Karl Frey, Oftersheim	3	503
70 Jahre Landesverein Badische Heimat. Rückschau und Ausblick		
Franz Laubenberger, Freiburg	3	521
 <i>2. Geschichte</i>		
Ernst Elsenhans — Literat und Revolutionär 1815—1849		
Heinz Bischof, Karlsruhe	2	157
Die Ursachen der Fehde zwischen dem Ritter Götz v. Berlichingen und dem Kurfürsten Albrecht von Mainz		
Rolf Dieter Opel, Schwetzingen	2	283
Huldigung 1811		
Christian Baumann, Staufen	2	313

III
48. Ekkhart 1979 (Heft 4/1978)

	Seite
Aber die Freude, Gedicht von Friedrich Roth	3
Badischer Kalender 1979	4
Alphabetisches Verzeichnis zum Ekkhart-Kalendarium 1979	28
Sagen am Hochrhein und im Schwarzwald, Lutz Röhrich, Freiburg	37
Die Legende vom Weihnachtsglöcklein. Gedicht von Eugen Falk-Breitenbach	46
Laudatio für die Hebelpreisträgerin 1978 Erika Burkart. Martin Stern, Basel	47
Ort der Kiefer. Ein Requiem. Erika Burkart	53
Laudatio für Manfred Bosch. Bruno Boesch, Seegräben-Zürich	57
Weihnachte. Gedicht von Manfred Bosch	64
Rede zur Verleihung des Bodensee-Literaturpreises der Stadt Überlingen 1978. Manfred Bosch, Grunertshofen	65
Was neis güt. Gedicht von Manfred Bosch	72
Professor Fritz Theilmann, Bildhauer in Kieselbronn. Fritz Rabe, Hamm	73
Erich Kaiser, Maler und Bildhauer. Rudolf Kuhn, Überlingen	83
Der Kern der Welt. Gedicht von G. A. Rapp	90
Der Bildhauer und Zeichner Wolfgang Franke. Michael Koch, München	91
Ein Besuch bei unserem Freunde, dem Bildhauer Ulrich Kottenrodt. Walburga und Walter Herbst, Freiburg	101
Winterliche Stille. Gedicht von Hans Bahrs	108
Karl v. Rotteck in Bad Rippoldsau. Hermann Kopf, Freiburg	109
Goethe in Bötzingen? Helmut Bender, Freiburg	115
Bleibe nicht am Boden heften. Gedicht von J. W. Goethe	120
Philosophenweg. Wilhelm Zentner, München	121
Die Treppe. Gedicht von Bernhard Rang	122
Unbekannte Kalendergeschichten von J. P. Hebel. Mitgeteilt von Wilh. Zentner, München	123
Trost. Gedicht von J. P. Hebel	127
Ida Pfeifer-Hofmann zum Gedenken. Franz Laubenberger, Freiburg	128
Die Eröffnung der Höllentalbahn am 28. Mai 1887. Heinz Schumacher, Freiburg	129
Um den Frieden. Gedicht von Hubert Baum	131
Prof. Dr. Friedrich Maurer 80 Jahre. Franz Laubenberger, Freiburg	132
Comtesse Hélène de Suzannet. Ernst Roskothen, Bad Dürkheim	133
Zum Werk des Mannheimer Malers Carolus Vocke. Thomas Butz, Mannheim	139
Baumgesicht. Gedicht von Hans Bahrs	146
Der Maler, Graphiker und Illustrator Lothar Rohrer. Franz Götz, Singen	147
Die Malerin Mia Leinberger-Anderer. Ludwig Vögely, Karlsruhe	155
Ernst Bozenhardt zum 75. Geburtstag. Franz Laubenberger, Freiburg	162
Die Überlinger Relief-Bildnerin Martina Martin. Hermann Schmid, Überlingen	163
Das Spinnrad der Zeit. Gedicht von G. A. Rapp	168
Karl Hofer — Hans Thomas bedeutendster Schüler. Otto Gillen, Karlsruhe	169
Ansprache von Minister Prof. Dr. Helmut Engler beim Hans-Thoma-Tag in Bernau am 13. 8. 1978 ..	175
Am Hans-Thoma-Denkchmol z' Bernau. Gedicht von Richard Gäng	178
Heilig Wort im Bild. Frank Armbruster, Schallstadt	179
An meine Freunde. Gedicht von Eugen Falk-Breitenbach	188
Josef Moll. Günter Schifferdecker, Lauda	189
Bucolica. Gedicht von Heinz G. Huberl	194
Zwei ungleiche Freunde, zum 100. Geburtstag von Adolf Glattacker und Hermann Burte. E. Müller-Ettikon	195
Autorenverzeichnis	206
Ludwig Erdin zum 80. Geburtstag. Ernst Roskothen, Bad Dürkheim	207
Dr. Hermann Brunn zum Gedenken. Karl Kollnig, Heidelberg	211
Evangelische Landeskirche in Baden 1978. Albrecht Wolfinger, Karlsruhe	213
Chronik der Kath. Kirche in Baden 1978. Arnold Amann, Freiburg	217

Über ein unbekanntes Familienbild von Hans Thoma und seine Liebe zu den Kindern

Julius Schworer, Freiburg

I. Im Frühjahr 1978 konnte ich auf einer Auktion in München eine Lithographie von Hans Thoma erwerben, die seine Mutter mit der Enkelin Ella darstellt¹). Es handelt sich um ein äußerst seltenes Blatt, das nicht einmal die Karlsruher Kunsthalle besitzt und hier zum erstenmal gezeigt wird (Abb. 1). Beringer führt es zwar in seinem 1916 erschienenen Oeuvrekatalog „Griffelkunst“ unter Nr. 28 mit der Bezeichnung „Großmutter und Enkelchen“ auf. Seine Einordnung unter die „Tachographien“ trifft indessen ebensowenig zu wie die von ihm in Klammer beigefügte Datierung mit 1893. Die Besonderheit einer Tachographie besteht darin, daß sie durch Dazwischenschaltung einer elastischen Umdruckmasse seitengerecht der auf den Stein gemachten Zeichnung entspricht²). Auf unserem Blatt sind jedoch Thomas bekanntes Signum und die Jahreszahl seitenverkehrt, also in Spiegelschrift, gedruckt. Auch zeigt der Abdruck einen Plattenrand (mit runden Ecken), den eine Tachographie naturgemäß nicht haben kann. Die Jahreszahl lautet richtig gelesen „87“. Das paßt durchaus zu dem Eindruck, den die zu diesem Zeitpunkt sieben Jahre alte Ella auf dem Bilde macht. Man braucht dazu nur die

von Thoma im Jahre 1892 gefertigte Tachographie der zwölfjährigen Ella zu vergleichen (Abb. 2, s. Titelbild dieses Heftes)³) oder sich die Gemälde vor Augen zu halten, die Thoma in den Jahren 1886 und 1888 von ihr gemalt hat⁴). Nach alledem handelt es sich um eine frühe, normale Lithographie, die Thoma mit Kohle auf Stein zeichnete, bevor er den von ihm erst anfangs der 90er Jahre aus Berlin bezogenen Tachographen besaß⁵). Mit ihren 24 × 33 cm im Querformat ist sie erheblich kleiner als die von Thoma ab 1892 geschaffene „Großgraphik“. Thoma hat unseren Abzug im Bild auf Ellas Kleid mit Tusche handsigniert und am unteren Rand als „Bildniße von meiner Mutter und Enkel“ bezeichnet. Das geschah jedoch erst 30 Jahre nach seiner Entstehung, woraus sich auch die deutsche Schrift erklärt, in der Thoma erst seit 1902 signierte⁶). Dies folgt aus einem Brief Thomas vom 18.1. 1917 (Abb. 3), der dem Blatte beilag und folgenden Wortlaut hat:
„Geehrter Herr! Wenn Sie mir die Litho, welche Sie von mir besitzen zuschicken, so will ich sie unterzeichnen und dann gleich wieder zurückschicken. Es dürfte am bequemsten sein die Hin- und Hersendung als eingeschriebene



Großmutter und Enkelchen

Lithographie

Drucksache gehen zu lassen. Es wird ja doch nur offen befördert und als Paquet machen die Zollgeschichten allerlei Umstände. Sagen Sie es aber bitte Niemand daß ich das Blatt unterschreibe – ich thu es sonst grundsätzlich nicht, ich könnte mich sonst kaum wehren – es giebt doch ziemlich viel Sachen von mir. – Die Originaldrucke unterschreibe ich eigentlich alle ehe sie von hier weggehen. Ihr Blatt ist eine Ausnahme deren es freilich noch manche geben mag. Hochachtungsvoll Hans Thoma“.

Thomas Schrift ist trotz seiner 77 Jahre noch voller Schwung. Der Hinweis auf „Zollgeschichten“ läßt auf einen ausländischen Adressaten schließen. Er ist unbekannt.

Das von Thoma offensichtlich für seine Familie angefertigte Bild reiht sich würdig in die bekannten Portraits ein, die er von seiner Mutter, seiner Schwester Agathe, seiner Frau Cella und

von sich selbst gemacht hat. Es ergänzt insbesondere die beiden als Spitzenleistungen seiner Zeichenkunst bekannten Bildnisse der Mutter, die hier zum Zwecke des Vergleichs gezeigt werden (Abb. 4 und 5)⁷.

Auf dem Bild mit Ella ist die Mutter 83 Jahre alt und nahezu von der Seite zu sehen. Die Tachographie mit dem Fuchsenzweig und der Blumenpredella (Jugendstilzierat) zeigt die 88 Jahre alte Frau fast in Vorderansicht. Die Lithographie im Perlstabrahmen stellt die Mutter „im 91. Jahr“ genau von vorn dar. Stets trägt sie ihr Häubchen, dessen Bänder einmal nur lose geschlungen, einmal offen und einmal zum Schlupf gebunden sind. Hat Thoma mit den beiden späteren Bildnissen das ehrwürdige Antlitz seiner Mutter in großer Art der Nachwelt überliefert, so berührt das Bild mit Ella den Betrachter durch seine Intimität. Es gewinnt sei-

nen besonderen Reiz durch das Nebeneinander von Großmutter und Enkelin, deren Einklang ohne jede Sentimentalität zum Ausdruck gebracht ist. In vollendeter Beherrschung der graphischen Mittel läßt Thoma die hellen Gesichter aus dem durch Schraffuren gedunkelten Grund hervortreten. Es überrascht, daß dieser köstliche „Wiegendruck“ Thomascher Graphik in der umfangreichen Thoma-Literatur bisher nirgendwo abgebildet ist.

II. Thomas Verständnis für die Kinder, seine Liebe zu ihnen, spiegelt sich in zahllosen Werken wider. Es sei nur an so bekannte Bilder erinnert wie die Kinder- und Puttenreigen, das Vogelreiterlein, den „Rätselrachen“, das „Himmelsschlüsseli“ suchende Kind (hier als Schlußvignette abgebildet), sein als „Leben im Stein“ bezeichnetes Symbol, die im Schoße der Mütter oder Großmütter ruhenden Kinder und seine unzähligen Kinderportraits, die in Thodes Thomaband der Klassiker der Kunst nur zum Teil erfaßt sind⁸). Es handelt sich gleichermaßen um Gemälde, Zeichnungen, Lithographien und Radierungen. Von den Ölbildern mit Ella als Kind sei hier neben den schon oben aufgeführten das mit der Mutter Cella aus dem Jahre 1885 genannt.⁹) Unter den Steinzeichnungen findet sich eine schöne Tachographie aus dem Jahre 1892, die den schlichten Titel „Mutter und Kinder“ trägt, aber keinen Zweifel daran läßt, daß es sich bei der Mutter um Cella und dem Kinde rechts um Ella handelt (Abb. 6)¹⁰). Eine bisher unveröffentlichte Bleistiftskizze aus Thomas Nachlaß zeigt seine Schwester Agathe mit Ella beim Picknick am Waldrand (Abb. 7)¹¹).

Ella ist auch das „Landmädchen“ auf Thomas so betitelter Algraphie vom Jahre 1897¹²). Sie trägt einen Margeritenkranz im offenen Haar. Hintergrund ist Oberursel im Taunus (Abb. 8)¹³). Eine andere links oben im Bild mit „Ella“ bezeichnete Algraphie aus dem gleichen Jahre zeigt den Kopf des jungen Mädchens in Vorderansicht mit schlicht gescheiteltem Haar und aufgestecktem Zopf (Blaudruck auf schwarzem Grund)¹⁴).

Im heißen Sommer 1870 füllte Thoma, wie er uns selbst berichtet¹⁵), sein Skizzenbuch mit zahlreichen Studien seines einjährigen Vetterchens Otto, der den ganzen Tag nackt in seinem Zimmer herumkrabbelte. Als Abb. 9 wird hier eine Probe dieser Babyskizzen veröffentlicht¹⁶). Später spuckt dann der kleine Otto als Putto, heiteres Flügelkind, musizierender Engel auf zahlreichen Bildern Thomas, nicht zuletzt in seinen „Engelwolken“¹⁷). Solche Gestalten nennt Thoma in einem Brief an Mutter und Schwester vom Februar 1873 „nackte Otöl“¹⁸).

III. In späteren Jahren vertiefte sich Thomas Zuneigung zu den Kindern über die Freude an ihrem Liebreiz hinaus zu einer von Altersweisheit getragenen verständnisvollen Liebe, die ihm seine Enkelkinder bescherten. Es war vor allem die kleine „Isa“, der er sein ganzes Großvaterherz schenkte. An die Spitze seiner im Jahre 1909 erscheinenden Erinnerungsblätter „Im Herbst des Lebens“ setzte Thoma eine Radierung, die das Kind mit einem großen, schattenspendenden Hut im Sande spielend zeigt (Abb. 10)¹⁹). Unter diesem Bilde steht: „Dies Büchlein ist dem freundlichen Blümlein Blau²⁰), dem lieben Elisabethlein in seinem zweiten Lebensjahre in Dankbarkeit gewidmet von seinem Mba“. Im Vorwort des Buches begründet dann Thoma diese Zueignung ausführlich. Er habe das Lächeln der Japaner, das Lächeln der Gelassenheit auch in Deutschland gesucht und der Menschheit uraltes Lächeln bei dem lallenden Kindlein gefunden, dem er das Buch in Dankbarkeit widme, weil es ein prächtiges Geschöpf sei, von dem er die Zeit her sehr viel gelernt habe. Was Thoma hierzu weiter ausführt, sei wörtlich zitiert:

„Wenn der Mensch unter der Last der Gesetz gewordenen Erziehung seufzt, an dem Schulzwang derselben müde und voll Zweifel wird, ob wir es denn wirklich auch so herrlich weit gebracht haben, so kann – es scheint, daß wir immer Lehrer brauchen – nur das Kind noch unser Lehrer sein; das Kind, wie es aus der Hand des Schöpfers hervorgeht und in dem wir

Freiburg 18 Januar 1917

Grafenhausen!

Wann Du mit Du liff.

welche Du von mir besten zu fassen
so will ich in unsern zugehen und den
Viel wieder zu überlassen.

Es ist ein Besten aus dem die
für und gut und ich als unmöglich
den Vorkauf zu fassen zu lassen

Es wird für dich mir offen bestanden
es ist für mich meine die Vollzahlung aller
in Kauf. Du bist über alle Grenzen
dass ich das Besten überlassen - ich bin es
gründlich nicht, ich bin es nicht
kennen - es gibt sehr viel von
mir. - Die Original Besten überlassen
alle ist für mich sehr möglich für Besten
den Besten von mir geben mag.

Grafenhausen! Grafenhausen!



Thomas Mutter 88 Jahre alt

Tachographie

die ewige Weisheit, die höher ist als alle menschliche Vernunft, wieder verehren lernen.

Wenn alles schwanken will in unseren Begriffen und in unseren Weltanschauungen; hier stehen wir wieder vor der heiligen Natur – und wenn wir an dem Gange, den die Menschheit nimmt, und über ihren Jammer in Sorge verzweifeln wollen, hier lernen wir wieder der ewigen Natur vertrauen, die den Gang der Dinge ohne unsere Sorgen und Fragen regelt.

Unsere Religion führt uns an Weihnachten vor die Krippe und wir beten das Kindlein an und unser Heiland sagt: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen!“

So darf ich doch wohl dies Büchlein dem lieben Elisabethchen widmen, ohne daß der Leser dies bloß für eine sonderbare oder witzige Anwendung hält; jedenfalls hoffe ich aber, des zustimmenden Verstehens sämtlicher Großväter sicher zu sein.“

Im Kapitel „Wandern und Suchen“ schildert dann Thoma ausführlich sein persönliches Verhältnis zum Kind, wobei er seine Entdeckung von Isas Welt in eine Art Märchen kleidet. Diese poetische Liebeserklärung möge der interessierte Leser sich im Urtext zu Gemüte führen²¹).

Auch in seinem 1919 erschienenen biographischen Buch „Im Winter des Lebens“ hat sich der achtzigjährige Thoma eingehend mit den Kindern befaßt²²). Er rühmt dort ausführlich das in alemannischer Mundart verfaßte Gedichtbüchlein „Mis Chindli“ von Sophie Hämmerli-Marti²³), aus dem er einige Proben gibt, und stellt dann philosophische Betrachtungen über die Liebe zum Kind und die Sehnsucht des Erwachsenen an, wieder wie die Kinder zu werden. Von Thomas Ausführungen, die mehrere Seiten einnehmen, sei hier wenigstens ein wesentlicher Teil mit seinen eigenen Worten wiedergegeben²⁴):

„Die Hilflosigkeit, die ein Menschenseelchen hat, das neu auf die Welt gekommen und so fremd auf ihr ist, zieht uns zu ihm hin. Wir müs-

sen ihm ja helfen, denn es geht gar lang, bis es sich in der Realität der Welt zurecht findet. Es muß gar viele Proben anstellen, um sich nur die allernötigsten Kenntnisse anzueignen, und schließlich muß es doch alles selber finden. Wir freuen uns, wenn das Kind uns fröhlich entgegenlacht, und freuen uns an seinem Gebaren, wenn wir merken, daß es sicher-frech die Welt als eine gegebene Tatsache auffaßt. Freilich sieht uns so ein Kinderauge meistens auch so fragend an wie ein Tierauge, und wenn wir aufrecht sind, so müssen wir auch beim Kinde sagen, es ist eigentlich ganz wenig, was wir dir sagen können; kannst du uns nichts sagen, du neues Seelchen, das ja so ganz kurz erst aus der Unendlichkeit zu uns gekommen ist. Weißt du nichts mehr? Aber wir müssen dich nun erziehen – hinauf oder hinunter zu einem der Menschenwesen, wie wir sie auch sein müssen.

Aber ich will statt solcher Betrachtungen lieber ein lustig Kindergeschichtchen erzählen, wie Lisa mir eine Strafrede über Erziehung gehalten hat von ihrem Kinderstühlchen aus, obgleich sie damals in ihren Reden nicht viel anderes ausdrücken konnte als den Unterschied zwischen ja und nein. Ich saß nämlich eines Tages neben ihm und hörte gern seinem Lallen zu, durch das es sich mit seinen Spielsachen unterhielt; da nahm es ein Holzschäfchen und ließ es auf den Boden fallen, ich hob es wieder auf, es wiederholte das Spiel, bis es mir verleidete. Da sagte ich: „Nein Lisa, nicht hinunterwerfen, nein!“ Aber schon hatte es sein Schäflein wieder in der Hand, sah mich mit lächelndem Forscherblick an und ließ es trotz meinem stärker betonten Nein wieder fallen und wieder und wieder. Schließlich wurde ich ungeduldig, ich machte mein ernsthaftestes Gesicht, sah sie scharf an, erhob drohend den Zeigefinger und sagte: „Pst! Lisa, nein, nein, nicht mehr herunterwerfen, pst! nein, nein!“ Und ich nahm ihm das Schäflein weg. Das Kind sah mich stumm und traurig an.

Viele Tage später saßen Lisa und ich in ähnlicher Situation am Tisch; es herrschte tiefer Friede zwischen uns, da auf einmal ohne allen äußerli-



Thomas Mutter „im 91. Jahr“

Lithographie



Mutter und Kinder

Tachographie



Agathe und Ella beim Picknick

Bleistiftzeichnung



Ella als Landmädchen

Algraphie



Babyskizze („Ottöli“)

Bleistiftzeichnung

chen Grund fing das Kind an heftig zu weinen und mit dem Köpfchen zu schütteln, sah mich an und stieß heftig hervor: „Nein Mba nein pst nein nein nein pst! Mba nein.“ Es wollte mir sagen, daß ich nicht mehr Pst! zu ihm sagen solle. Es wollte sich garnicht beruhigen lassen, so lebhaft war die Erinnerung an die Drohung, die ich mindestens acht Tage vorher gemacht hatte.

Ich war wirklich beschämt; war es denn recht von mir, daß ich diesem harmlosen Spieltrieb gegenüber alle Waffen des Alters hervorholte, den drohenden Finger hob und das zischende Pst durch die Zähne stieß; ich schämte mich. Wußte ich denn, ob nicht Lisa durch dies Hinunterfallenlassen das Gesetz der Schwere ergründen wollte, oder sie nicht in vivisektori-

scher Art erproben wollte, was so ein Schäflein aushalten könne! Wie viele Proben muß auch schon ein Kind anstellen, bis es nur ein klein wenig über die harten Gesetze des Daseins orientiert ist. Und da schreit gleich ein Mba: „Pst nein nicht tun pst!“ Ich werde nie mehr zu einem Kinde Pst! sagen. Es kommt mir jetzt vor wie eine Beschränkung der Freiheit wissenschaftlicher Forschung . . .“

Daß Isas Strafpredigt über autoritäre Erziehung Erfolg hatte, zeigt auch eine von Thoma in zwei Fassungen gefertigte Radierung mit der Unterschrift: „Ja warum soll denn das gute Kind die Zuckerdose nicht haben?“²⁵). Modell war die im Kinderstühlchen sitzende Enkelin. Abbildung 11 zeigt erstmalig die aus Thomas Nachlaß stammende Vorzeichnung. Thoma hat noch

zwei weitere Radierungen von seiner geliebten Isa gefertigt: „Spielendes Kind“ (mit Tannenhintergrund und der Bezeichnung „Marxzell“)²⁶ und „Kinderköpfchen“ (mit Herzmedaillon, in dem sich Thomas Signum befindet, Abb. 14²⁷). In Marxzell im Albtal hatte Thoma ein, wie er sagt, „winziges Häuschen“, in dessen Ruhe er sich gerne mit den Seinen zurückzog. Hier weilten häufig auch die Enkelkinder. Eine etwas verblichene Photographie aus dem Jahre 1910 führt uns die dort zwischen Agathe,

Hans und Isa herrschende Eintracht plastisch vor Augen (Abb. 12). Unterschrift und Datierung stammen von Thomas Hand.

Thoma hat auch für seine beiden Enkelinnen sinnige Exlibris geschaffen: Für Isa einen Amor auf Delphin, für Uta den Vogelreiter über dem Taubertal²⁸).

Wie gut sich Thoma auf die Kinderseele verstand, zeigt deutlich sein zu Beginn des Jahrhunderts bei Scholz in Mainz erschienenes ABC-Bilderbuch, das unzähligen Kindern ans

Isa im Sand spielend

Radierung





Kind mit Zuckerdose

Bleistiftzeichnung



Agathe, Hans und Isa in Marxzell

Photographie



Ritter Sankt Georg.

Georgsname und wundert sich: — Als die Götter für die Welt ihre Kräfte im Kampf
 werten, fragt der Ritter die Götter: — Ich hätte ihr aeneidisch das der Dämon die Frau
 mit dem Tölpel festschreiben wollen, denn das der gute Ritter für ein garaband. — In dem Jahr:
 1016 die Götter Götter nicht beschreiben, so soll die Frau nicht schreiben, so gibt sie weisheit
 fernhin. — Jedoch nicht das die Welt klugere gedenke zu sein.

St. Georg mit dem Drachen

Lithographie



Isa mit Herzmedaillon

Radierung

Herz wuchs, von den staatlichen Schulen jedoch nicht akzeptiert wurde.

IV. Zum Schlusse sei hier noch eine späte Lithographie Thomas aus dem Kriegsjahr 1916 abgebildet, die St. Georg mit dem Drachen darstellt (Abb. 13)²⁹⁾. Sie trägt am unteren Rand folgende handschriftliche Notiz Thomas: „Grausamer Kinderausspruch: Als die 6jährige Isa dies Bild sah fragte sie eifrig warum sticht der Ritter das Thier? – ich erklärte ihr etwas rührselig daß der Drache die Frau auf dem Felsen habe fressen wollen und daß der gute Ritter sie nun gerettet. Darauf Isa: Er soll das schöne Thier nicht todstechen, es soll die Frau nur fressen, es gibt ja noch viele Frauen. – Ich glaube nicht, daß das Kind Nietzsche gelesen hat.“ Es gibt viele Zeugnisse dafür, daß Thoma trotz seines ernstesten Wesens ein Schwarzwälder Schalk im Nacken saß³⁰⁾. Aus heutiger Sicht hätte er

vielleicht die Frage aufgeworfen, ob die kleine Isa eine Vorkämpferin der Umweltschützer gewesen sei!

Anmerkungen

¹⁾ Ella war Thomas Adoptivtochter. Da seine Ehe mit Cella Berteneder kinderlos blieb, nahm das Ehepaar im Jahre 1882 die am 16. 2. 1880 in München geborene Tochter eines Bruders von Cella an Kindes Statt an. Ella heiratete 1903 den Zahnarzt Friedrich Blau in Karlsruhe. Aus dieser Ehe gingen die Töchter Isa und Uta hervor. Nach Blaus Tod heiratete Ella 1922 den Staatsanwalt Hugo Geißler in Karlsruhe. Aus dieser Ehe stammt der Sohn Hans Geißler-Thoma. Ella fiel am 20. 4. 1945 in Berlin einem Fliegerangriff zum Opfer. Vgl. den Sonderdruck aus Band 3 des Badischen Geschlechterbuches mit dem Titel „Stammfolge Thoma“ von K. W. Klüber (1955) S. 482f., wo jedoch die Tochter Uta Blau fehlt.

²⁾ Vgl. Schwoerer, Katalog der Gedächtnisausstellung zu Thomas 50. Todestag im Augustinermuseum der Stadt Freiburg, S. 9 u. 11.

³⁾ Beringer, Hans Thomas Griffelkunst, Nr. 13: „Ella mit offenem Haar“ (auch als Lichtdruck bei Breitkopf & Härtel erschienen, aaO. Nr. 192).

⁴⁾ Thode, Des Meisters Gemälde, S. 245: „Ella mit Gießkanne“ und S. 290: „Ella mit Strohhut“ (s. auch „Im Winter des Lebens“, S. 104).

⁵⁾ Offenbar hat Beringer selbst anlässlich der im Herbst 1924 kurz vor Thomas Tod in Karlsruhe im Orangeriegebäude veranstalteten Ausstellung des gesamten graphischen Werkes Thomas erkannt, daß seine Beschreibung des Blattes in Nr. 28 der „Griffelkunst“ nicht zutrifft. In seinem zu dieser Ausstellung verfaßten Katalog fehlt das Blatt unter den Tachographien. Dafür ist dort auf S. 10 unter der Überschrift „Vorgraphische Zeit 1856–1892“ in Ziff. 2 „Großmutter und Enkelchen“ als Gelegenheitsblatt ohne Angabe der Technik genannt und mit 1878 datiert. Die erneut falsche Datierung dürfte auf der von Beringer verkannten Spiegelschrift der Jahreszahl beruhen, die wie oben dargelegt richtig „87“ lautet.

⁶⁾ Vgl. Beringer, Hans Thomas Radierungen, S. XIX (Vorwort)

⁷⁾ Beringer, Griffelkunst, Nr. 11 (1892) und Nr. 52 (1895). Die Vorzeichnung zum zweiten Blatt befindet sich in der Karlsruher Kunsthalle. Sie ist bei Storck als Tafel 90 und bei Ammann als Tafel 44 abgebildet (s. dazu unten Anm. 11).

⁸⁾ Dort fehlt z. B. auch das reizende Doppelportrait der jungen Töchter des Apothekers Romer, St. Blasien, aus dem Jahre 1886, das im Bernauer Museum zu sehen ist.

⁹⁾ Thode, aaO. S. 233

¹⁰⁾ Beringer, Griffelkunst, Nr. 12

¹¹⁾ Vgl. auch die bei W. F. Storck, Zeichnungen von Hans Thoma, als Tafel 83 und bei E. Ammann, Hans Thoma, Handzeichnungen aus der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe, als Tafel 42 abgebildete Kohle-am Waldsee oberhalb Säckingens (darum „See-Maier“ gen.). Das „Vetterchen“ Otto darf nicht, wie zeichnung in impressionistischem Stil mit der Bezeichnung „Soden 14. 5. 92“. Sie zeigt die auf einer Alleebank sitzenden Schwägerinnen Agathe und Cella, denen die 12jährige Ella gegenübersteht. Das Original war kürzlich auf der Ausstellung zu sehen, die die Hans Thoma-Gesellschaft in Reutlingen anlässlich ihres 25jährigen Bestehens von Handzeichnungen und Graphiken des Meisters veranstaltete.

¹²⁾ So mit Recht J. Friz, „Zum Sehen geboren“, Hans Thoma, Der Mensch und Künstler, S. 142.

¹³⁾ Beringer, Griffelkunst, Nr. 81. Auch in überarbeiteter Gestalt als Breitkopf & Härtel-Druck erschienen (aaO. Nr. 165).

¹⁴⁾ Beringer, Griffelkunst, Nr. 98

¹⁵⁾ Im Winter des Lebens, S. 60

¹⁶⁾ Siehe dazu auch meinen in Anm. 2 zitierten Katalog, S. 31 Nr. 155 und die Tafel 24 daselbst

¹⁷⁾ Vgl. Schwoerer, Hans Thoma und der Traum vom Fliegen, Ekkhart 1978 S. 93 ff., wo auch eine Engelswolke abgebildet ist.

¹⁸⁾ Beringer, Hans Thoma, Briefe an Frauen, Nr. 13. Das Vetterchen Otto war der Sohn von Konstantin Maier, dessen Vater ein Bruder von Hans Thomas Mutter war. Konstantin betrieb eine Gastwirtschaft

es gelegentlich geschieht, mit dem ein Jahr jüngeren „Ottöli“ verwechselt werden, das der Sohn Viktor Müllers und seiner Frau Ida, der Schwester von Otto Scholderer war (vgl. Beringer, Hans Thoma, Aus achtzig Lebensjahren, S. 97, 105.108).

¹⁹⁾ Beringer, Hans Thoma, Radierungen, Nr. 96. Das Blatt trägt den Titel „Grundbesitz“.

²⁰⁾ Siehe Anm. 1

²¹⁾ Im Herbst des Lebens, S. 188 ff.

²²⁾ Im Winter des Lebens, S. 123 ff.

²³⁾ Der Brief, mit dem sich Thoma für die Übersendung dieses Büchleins bei der Autorin bedankte, ist als Nr. 106 in Beringers Sammlung „Hans Thoma, Briefe an Frauen“ veröffentlicht. Er dokumentiert in rührender Weise die Liebe des Großvaters zu seiner Enkelin. – Die in 6 Bändchen erschienenen Mundartdichtungen der Schweizer Dichterin sind von Hans Thoma und anderen bekannten Künstlern wie Ernst Kreidolf und Karl Hänni illustriert worden.

²⁴⁾ Im Winter des Lebens, S. 126 f.

²⁵⁾ Beringer, Radierungen, Nr. 211 und 243

²⁶⁾ Beringer, Radierungen, Nr. 81

²⁷⁾ Beringer, Radierungen, Nr. 214.

²⁸⁾ Vgl. Heinrich Böhm, Hans Thoma, Sein Exlibriswerk, Nr. 46 u. 54

²⁹⁾ Siehe den Nachtrag zu Beringers „Griffelkunst“ in meinem oben Anm. 2 gen. Katalog, S. 12 Nr. 7.

³⁰⁾ Vgl. dazu Schwoerer, Ekkhart 1965, S. 70 ff. Thomas dort abgebildete „Menschenhühner“ sind vom gleichen Humor getragen wie Grandvilles berühmte „hommes-bêtes“-Karikaturen.



Blumenpflückendes Kind

Federzeichnung

Joseph Michael Schnöllner (1707–1767)

Ein Tiroler Barockbaumeister am Oberrhein

Hermann Brommer, Merdingen

Zu den „Meistern aus Frankreich“, die sich im rechtsrheinischen Gebiet der alten Diözese Straßburg und im Breisgau erst während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gegen die Konkurrenz der Vorarlberger und Allgäuer Barockarchitekten durchzusetzen vermochten, zählte Hermann Ginter „Joseph Michael Schnöllner von Straßburg“¹⁾. „Völlige Klarheit über die Herkunft dieses Meisters“ meinte der Barockexperte jedoch „wohl nur in Straßburger Urkunden“ finden zu können²⁾. Wenig hilfreich für die Identifizierung J. M. Schnöllners erwiesen sich auch andere Angaben, die vom Baumeister aus „Drusenheim im Unterelsaß“ sprechen³⁾. Heimatort und Lebenslauf Joseph Michael Schnöllners, dem man immerhin so bedeutende Neubauten wie die evangelische Pfarrkirche von Meissenheim und die Benediktinerabteikirche Schuttern anvertraut hatte, blieben auf diese Weise unbestimmt.

Herkunft aus dem Lechtal

Durch Belegfunde in südbadischen, elsässischen und Tiroler Archiven gelang es mir, den Lebensspuren J. M. Schnöllners zu folgen und einige der Rätsel zu lösen.

Am 16. September 1707 in Unterbach, Gemeinde Stockach, im Lechtal geboren und am nachfolgenden Tag in der zuständigen Pfarrkirche Elbigenalp getauft⁴⁾, wuchs J. M. Schnöllner als Sohn des Ehepaares Martin und Margaretha Schnöllner in einer Ortschaft auf, die etwa eine Stunde Fußweges südwestlich des Pfarrdorfes liegt und 1847 vierzehn Häuser mit 47 Einwohnern zählte⁵⁾.

Martin Schnöllner, der Vater, gehörte der Lechtaler Maurerzunft in Elbigenalp, einer Unteror-

ganisation der großen Zunft von Bichlbach bei Reutte, an. Im „Verzeichnis jener Maurer, welche Anno 169/ vom Lechtal ins Ausland zum Mauern gingen“, wird er als in Neuburg tätiger Meister aufgeführt⁶⁾. Das Außerfern war damals ein notleidendes Gebiet, dessen Landwirtschaft nur wenigen Familien eine ausreichende Existenz bot. Viele mußten ihren Lebensunterhalt als Wanderhandwerker, hauptsächlich im Baugewerbe, suchen. Sie zogen im Frühjahr aus dem Tal hinaus, oft bis in ferne Länder, und kehrten im Spätherbst mit dem Verdienst zu ihren Familien heim. Die Handwerksbruderschaft der Maurer von Bichlbach und Elbigenalp konnte sich 1694 mit Genehmigung Kaiser Leopolds I. von der großen Innsbrucker Zunft lösen und die Interessen ihrer Mitglieder selber vertreten. Lehrlingsausbildung, Aufdingung der Gesellen und Meisterprüfung wurden durch Unterstützung gegenüber Auftrag- oder Arbeitgebern und finanzielle Hilfe bei Unfällen, Krankheit und Armut ergänzt. Die Zunft erfüllte nicht nur soziale Aufgaben, sondern stärkte auch das Zusammengehörigkeitsgefühl, das sich beim Kampf um Aufträge und bei der Arbeit an den Baustellen günstig auswirkte⁷⁾.

Daß sich der junge Joseph Michael in die Schar der einheimischen Bauleute einreihete, erscheint angesichts der damaligen Situation fast zwangsläufig. 1728 verzeichnen die Zunftlisten einen neu eingetretenen Maurergesellen seines Namens, der wohl mit unserem J. M. Schnöllner gleichgesetzt werden muß⁸⁾. Der berufliche Erfolg erlaubte ihm offensichtlich, am 21. Januar 1734 die Maurermeisterstochter Anna Maria Schnöllnerin⁹⁾ in Elbigenalp zum Traualtar zu führen¹⁰⁾ und in Kraichen „am Fuße



Die 1674 erbaute Pfarrkirche Elbigenalp/Tirol, Tauf- und Hochzeitskirche J. M. Schnöllers

Foto: Pfarramt Elbigenalp/Tirol

des Westgebirges¹¹⁾ Wohnung zu nehmen. Dort kamen von 1734 bis 1743 seine ersten fünf Kinder zur Welt¹²⁾. J. M. Schnölller kaufte sich am 31. März 1744 in Untergrünau¹³⁾ um 668 fl „Behausung, Stadl, Stall, Grund und Wismahd“, die er bis Martini 1745 abbezahlen wollte¹⁴⁾. Obwohl ihm bis jetzt in Tirol keine Arbeiten nachgewiesen werden konnten, scheinen seine Geschäfte gut gegangen zu sein. Darauf weist auch die Aufdingung des Lehrjungen Josef Anton Lechleitner von Unterschönau am 16. Februar 1743 hin. Zwei weitere Söhne wurden ihm 1744 und 1746 im neuen Heim zu Untergrünau geboren¹⁵⁾. Auffallend ist, daß der Maurermeister sämtlichen Töchtern den Beinamen Maria und allen Söhnen den Beinamen Joseph verlieh, womit er eindeutig auf die Schutzpatrone der „Jesu-, Maria-, Joseph-Bruderschaft“ der Außerferner Handwerkerzunft von Bichlbach hinwies. Der Taufeintrag des 7. Kindes vom 19. September 1746 ergibt gleichzeitig auch das letzte nachweisbare Da-

tum für den Aufenthalt der Familie Joseph Michael Schnölller in der Tiroler Heimat.

Niederlassung im Elsaß

Warum der Baumeister sein Haus im Lechtal aufgab und mit der Familie in das Oberelsaß emigrierte, ist ohne schriftliche Hinweise schwer zu beurteilen. Was erhoffte er sich von der Niederlassung am Oberrhein? Warum wanderte er gerade dorthin aus? Hatte er schon vorher im Elsaß gearbeitet? Wer holte ausgerechnet ihn heran? Fragen, die ohne neue Belegfunde wohl nicht mehr zu beantworten sind. Mit Sicherheit bestand zwischen der Übersiedlung J. M. Schnöllers und dem Neubau der Pfarrkirche in der oberelsässischen Gemeinde Grussenheim ein Zusammenhang. Die „Kürchen Rechnung über Alleß daß Jenige so Andreß Schlößer alß Verordneter und Beeigter aller Einnahm und Außgab vor die Kürch so erbaut worden in Grussenheimb, in dem Jahr 1748“ berichtet unter „Außgab gelddt wie folgt“: „No 3 Item dem Joseph Michell Schnölller alß MaurerMeister vor alle getahne Ahrbeith so er ahn der Kirch, Thurn, Beinhaus undt Kürchmaur, zuesahmen die Sum laudt quitungen 2643 livres 16 s – d“¹⁶⁾. Auch 1760 wird in den „Schriften und documenten so der allhiesigen Gemeindt Grussenheim gehörig undt so H. Johannes Jehl der Vorhin geweste Schultheiß dahier inhanden gehabt“ neben anderem „ein schriftlicher Accord der Kürchen und des Thurns mit Mr. Joseph Michel Schnölller (sambt Ratifikation von Herren Amtmann in Colmar vom 13t Feb: 1749)“ erwähnt¹⁷⁾. Kein Zweifel, der Tiroler Joseph Michael Schnölller hatte 1748/50 im Auftrag der Gemeinde Grussenheim mit dem Neubau der bis 1753 ausgestatteten Pfarrkirche einen Großauftrag ausgeführt, der ihm wohl kaum ohne vorausgegangene Beziehungen zum Elsaß übertragen worden wäre. Diese bemerkenswerte Barockkirche¹⁸⁾ mußte in der Mitte des 19. Jahrhunderts wegen Platzmangels beträchtlich verlängert und dabei Chorraum mit Sakristei

neu errichtet werden¹⁹⁾, während der Turm noch bis zur Zerstörung im Zweiten Weltkrieg die für J. M. Schnöllers typische Haubenform zeigte. Nicht auszuschließen ist überdies die Möglichkeit, daß der Baumeister 1747 schon am Neubau des palaisartigen Grussenheimer Pfarrhauses beteiligt war, in dem während des 18. Jahrhunderts meist Patres der Abtei Ebersmünster als Seelsorger wirkten.

Nach Ebersheim hinüber führt uns denn auch „der jetzige Glockenturm der Kirche, erbaut 1753 von Baumeister Schnäll, Grussen-

heim“²⁰⁾, ein die Ebene weithin beherrschender Chorseitenturm, dem 15 Jahre später ein mächtiges Langhaus neu angesetzt wurde. Mit den Hausteinlisenen und den beiden übereinandergestuften, sich verjüngenden, durch ein laternenartiges, geschlossenes Zwischenstück miteinander verbundenen Hauben wirkt der Ebersheimer Kirchturm wie ein Vorläufer der Portalfassade an der Pfarrkirche in Meißenheim.

Daß Joseph Michael Schnöllers Familie die angestammte Bergheimat tatsächlich verlassen

Kath. Pfarrkirche Grussenheim vor der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg (mit Langhausverlängerung und Chorneubau des 19. Jahrhunderts)

Foto: Archiv des Pfarramtes Grussenheim/Oberelsaß





Kath. Pfarrkirche Grussenheim mit Pfarrhaus (Zustand vor dem Ersten Weltkrieg)

Foto: Archiv des Pfarramtes Grussenheim/Oberelsaß

und sich im Elsaß einen neuen Wohnsitz gesucht hatte, beweisen drei Kirchenbucheinträge: Am 26. August 1749 wurde in Grussenheim dem Ehepaar Joseph Michael („civis et caementarius“) und Anna Maria Schnöller („ex hac parochia“) das 8. Kind, ein Mädchen, geboren, das allerdings bereits einen Tag später verstarb²¹). Die älteste Tochter Maria Johanna („filia Josephi Michaelis Schnöller caementarij et Annae Mariae Schnöllerin conjugum in hac parochia commorantium, aliàs verò oriunda ex Kraichen in Comitatu Tyrol parochiae Elbigentalbens in Lyché valle“) verheiratete sich am 25. Oktober 1762 in Grussenheim mit Steinmetz Johann Fischerkeller aus Donaueschingen, der schon 18 Monate in der Pfarrei wohnte (demnach bei J. M. Schnöller gearbeitet haben dürfte) und für die Trauung die Erlaubnis des Fürsten von Fürstenberg und des Konstanzer Generalvikariates eingeholt hatte²²). Einen

Monat später, am 22. November 1762, ließ sich der älteste Sohn, Joseph Anton Schnöller, in der Pfarrkirche Grussenheim mit der Elsässerin Maria Elisabeth Boolin aus Schönau am Rhein trauen²²). Diese drei Einträge zeigen zur Genüge auf, daß sich Joseph Michael Schnöller sr. nicht nur vorübergehend in Grussenheim niedergelassen hatte. Als sich die Ortenau-Gemeinde Meißenheim 1763 entschloß, eine neue evangelische Pfarrkirche zu bauen, verpflichtete sie dazu „Joseph Michael Schneller den Maurermeister Von Grussenheim in dem Obern Elsaß“²³) als Baumeister. Sein Ruf als solide arbeitender Architekt und Bauunternehmer scheint so gut gewesen zu sein, daß ihn sogar die Benediktinerabtei Schuttern am 13. Mai 1766 mit dem Neubau der Klosterkirche betraute. Über dieser letzten, wohl bedeutendsten Aufgabe ist Joseph Michael Schnöller am 31. Juli 1767 in Schuttern gestorben. Der Sterbeeintrag



Glockenturm der Pfarrkirche Ebersheim/Unterelsaß

Foto: Photo-Schweitzer, Sélestat (durch Vermittlung von Prof. André Stehlé, Barr)

Vater Joseph Michael Schnöller aus Grussenheim die Planung und Bauleitung in der Hand. Beim Steinhauerakkord unterschied man zwischen „Joseph Michael Schnöller Bauw Meister“ und dem ältesten Sohn Joseph Antoni Schnöller. Als im Oktober 1764 Richtfest am Kirchengebäude gefeiert wurde, nahmen der „Maur Meister et 3 Söhn und gesellen“ daran teil, denn die „drey söhn Vom Baumeister, 3 Maurergesellen, 1 Handlanger und Baumeister schneller“ hatten beim Aufrichten der Dachkonstruktion geholfen. 1765 verpflegte man dagegen „Bey dem Thurn aufschlagen“ neben den Zimmerleuten 12 Tage lang auch „den Baumeister und 2 Söhn und TochterMann“. Einer der Söhne hatte sich demnach von Meißenheim abgesetzt, während der Schwiegersohn Johann Fischerkeller diesmal mit von der Partie war. Ein Jahr später, 1766, verabschiedete sich Joseph Eugen, der jüngste Sohn des Baumeisters, von

Turm und Portalfassade der evangelischen Pfarrkirche in Meißenheim/Ortenau

Foto: Foto-Pfeifer, Lahr

nennt ihn „Dominus Josephus Schneller civis in Krusenheim Superioris Alsatiae Dioecesis argentinensis, pro tempore Ecclesiae hujus Monasterialis exstruendae Architectus“. Man setzte seinen Leichnam am 2. August 1767 auf dem Klosterfriedhof bei; die drei am begonnenen Kirchenneubau mitarbeitenden Söhne bezeugten die Bestattung des Vaters²⁴).

Joseph Michael Schnöller junior

Um erneuten Verwechslungen vorzubeugen, muß zwischen dem älteren und dem jüngeren Joseph Michael Schnöller sorgfältig unterschieden werden. Die Aussage Hermann Ginters, daß in Meißenheim von 1763 an „nach den Plänen des Baumeisters Joseph Michael Schnöller in Straßburg ein neues Gotteshaus“ errichtet worden sei²⁵), kann so nicht weitergelten. Wie ich schon andeutete, hatte dort zweifelsfrei der



Familientafel

Martin Schnölller ○○ Margaretha
Schnöllerin

Christian Schnölller ○○ Maria Magdalena
Steffelmajrin

Joseph Michael Schnölller

○○

Anna Maria Schnöllerin

21.

* 8. 12. 1707 Kraichen/Tirol

* 16. 9. 1707 Unterbach/Tirol

1.

1734

† 31. 7. 1767 Schuttern

Elb. A.

1) Maria Johanna, * 16. 7. 1734 Kraichen, ○○ 25. 10. 1762 Grussenheim
Johann Fischerkeller, Steinmetz

2) **Joseph Anton**, * 13. 5. 1737 Kraichen, ○○ 22. 11. 1762 Grussenheim
Maria Elisabeth Boolin
von Schönau/Elsaß

3) Maria Elisabeth, * 15. 11. 1738 Kraichen

4) Anna Maria, * 3. 10. 1740 Kraichen

5) **Joseph Michael**, * 26. 8. 1743 Kraichen, ○○ 27. 10. 1768 Straßburg
Maria Theresia Canisié

6) Joseph Eugen, * 11. 12. 1744 Untergrünau, † 1. 2. 1746

7) **Joseph Eugen Januarius**, * 19. 9. 1746 Untergrünau

8) Maria Magdalena, * 26. 8. 1749, † 27. 8. 1749 Grussenheim

Meißenheim, dem die Gemeinde „deß Kirchenbaus halben ein geschenk, Weil Er auf die Wanderschaft sich resolviret zu gehen“, bezahlte²⁶). Zur Großbauunternehmung in Schuttern versammelten sich aber wieder alle Söhne um den Vater.

Welcher der drei Söhne Joseph Michael Schnöllers 1765 nicht mehr an den Arbeiten in Meißenheim teilnahm, ist aus Straßburger Archivalien zu ermitteln. Am 27. Oktober 1768 trat nämlich der Maurer und Steinmetz Joseph Michael Schnöllner „ex Kraichen ex parochia Elbigenalb dioecesis Augustanae oriundus, a tribus annis in hac urbe et duabus ultimis in hac nostra parochia commorans“, der Sohn des verstorbenen Joseph Michael Schnöllner sr. („civis coementarii ac lapididae dicti loci et antehac in Colmar“), vor den Traualtar des Straßburger Münsters, um Maria Theresia Canisié, die Witwe des Straßburger Maurermeisters Johann Michael Müller, zu ehelichen²⁷). Aus dem Eintrag geht einwandfrei hervor, daß sich Joseph Michael Schnöllner jr. schon seit 1765 in Straßburg aufhielt und bei der Trauung bereits zwei Jahre zur Münsterpfarre gehörte. Er, der jüngere der namensgleichen Baumeister, ist es denn auch gewesen, der am 18. Februar 1770 von Straßburg aus Bewerbung und Kostenvorschlag für den Pfarrhausneubau in Meißenheim einreichte und mit „Jos: M: schnäller Maur et steinhauer Meister“ unterzeichnete²⁸).

Wegen der Einheirat wurde ihm das Straßburger Bürgerrecht verliehen; die Maurerzunft nahm J. M. Schnöllner jr. am 18. März 1769 als Mitglied auf. In den alten Stallbüchern (Abgabebücher der Stadt) lassen sich seine Spuren bis hin zum Revolutionsjahr 1789 weiterverfolgen. Wann und wo J. M. Schnöllner jr. jedoch starb, ist bis jetzt ebenso wenig festzustellen, wie das, was er zuvor an Bauarbeiten in oder um Straßburg ausgeführt hat²⁹).

Aus der Ehe Joseph Michael Schnöllers jr. mit Thérèse Canisié ging am 23. Dezember 1770 der Sohn Jakob Joseph hervor, der in der Straßburger St. Magdalengasse aufwuchs und beim Vater das Steinmetzhandwerk erlernte³⁰). Wohl

als Folge der Französischen Revolution emigrierte der junge Jakob Joseph Schnöllner 1791 in die Schweiz. Dort wurde ihm zehn Jahre später der Sohn Joseph geboren, dessen Tätigkeit als Luzerner Stadtarchivar 1880 zu einem „Nachruf“ führte, aus dem wir zur Familiengeschichte des Baumeisters Joseph Michael Schnöllner jr. noch einige weiterführende Hinweise entnehmen können:

„Herr Josef Schneller
Stadtarchivar von Luzern,
geb. 19. Dezember 1801 in Zürich.

Seine Voreltern stammten aus Kranichen im tyrolischen Lechthale, wanderten aber als Bauleute ins Elsass und Markgrafenland aus. Sein Großvater war Baumeister in Strassburg und erhielt das dortige Bürgerrecht. Sein Vater Josef emigrierte 1791 und arbeitete als Steinmetz in

Blick auf das Langhaus der Pfarrkirche Meißenheim

Foto: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg



verschiedenen Städten der Schweiz, so auch in Zürich bis 1799, und wählte sich endlich Luzern zum bleibenden Wohnsitz und starb hier als Bauinspektor der Stadt 1841. Der junge Schneller absolvierte seine Studien in Luzern, Freiburg und Strassburg und war als ehemaliger Sänger bei Franziskanern auf dem Punkte, in den Orden einzutreten. Da sich sein Vater entschieden widersetzte, begab er sich ins Priesterseminar zu Strassburg, wo er die niedern Weihen und das Subdiakonat empfing. Damals bestehende rechtliche Zustände hinderten ihn am Empfange der Priesterweihe, so dass er zeitlebens Subdiakon blieb. Zurückgekehrt verlegte er sich aufs Studium wissenschaftlicher Fächer, namentlich der Geschichts- und Altertumskunde. So kam es, dass er 1837 von den städtischen Behörden zur Regulierung und Besorgung des arg vernachlässigten städtischen Archives berufen wurde. Die Verwaltung des Archivs blieb fortan in seinen Händen, und als Anerkennung für seine langjährigen Leistungen erhielt er 1872 das Stadtbürgerrecht und der Große Rat verlieh ihm das Kantonsbürgerrecht³¹).

Die evangelische Pfarrkirche in Meißenheim

Bedeutendstes Zeugnis für das Schaffen Joseph Michael Schnöllers blieb bis heute die evangelische Kirche des Rieddorfs Meißenheim, nachdem die Kirchen von Grussenheim und Schuttern der Zerstörung anheimgefallen sind. Im „Accort deß Baumeisters“ übernahm er die Verpflichtung, „Vor die güte, Schönheit als auch Dauer des Gebäues zu stehen, und solches nach dem Von Ihme selbst gemachten Riß, was Mauer- und Steinhauer Arbeit daran sein soll, Vollkommen in allen Stücken zu Verfertigen“³². Als „Erfahrener Bau- und Werckmeister“ sollte er außerdem „bei Weiteren unternehmungen der übrigen Handwercks Leüten nach der besten Nutzbarkeit mit Rath und That der Gemeindte an Handen gehen“, das heißt den Neubau der Kirche leiten und überwachen. Bis September 1763 hatte er mit den Fröhern

der Gemeinde die alte Kirche abzubrechen, die Beschaffung von Baumaterial zu organisieren und mit dem Fundamentgraben für den Neubau zu beginnen. Am 6. Oktober 1763 feierte Meißenheim die „Einlegung des Ersten funtemend steins“. Bis zum Herbst 1764 wuchs die Kirche in die Höhe, so daß vom 16. bis 23. Oktober das Kirchendach aufgeschlagen und Richtfest gehalten werden konnte. Während 1765 der Turmbau weiterging, begannen am Kirchengebäude außen und innen die Verputzarbeiten. Joseph Michael Schnöller erhielt „die Helft Versprochener Discretion“ ausbezahlt, „Theils aus mitleiden deßen geringen Accorts, theils auch wegen der güte und daur des Kirchengebäus, das alles Solid und gut gebauen worden“. Die Verantwortlichen sind also mit seiner Arbeit hochzufrieden gewesen. Der Freiburger Kunstmaler Johann Pfunner fertigte im Herbst 1765 die Deckengemälde; anschließend konnte der Innenraum ausgerüstet und 1766 ausgestattet werden. Dem bedeutenden Stukkateur und Marmorierer Christian Eitel vertraute man den Bau der Kanzel und des Altares an. Maler Sebastian Gretter (Grether) aus Baden-Baden übernahm die Bild-Dekoration der beiden Emporenbrüstungen, der Kanzelrückwand und Vergoldungsarbeiten. Nachdem noch „4 Bürmitten“ (Pyramiden) am Glockengeschloß des Turmes und „2 Artenschocken“ auf den Pfosten der Kirchentreppe gesetzt waren, rechnete die Gemeinde am 3. Juli 1766 mit Baumeister J. M. Schnöller über 3585 fl 4 ß 8 d ab. Am 28. Oktober 1766 fand die Kirchweihe statt. Stukkateur Eitel vervollständigte 1767 die Innendekoration mit drei großen Wappen- und Inskriptionskartuschen aus Stuck; 1772/76 kam die prächtige Orgel des Straßburger Meisters Johann Andreas Silbermann als Vollendung der Ausstattung hinzu³³).

Die Meißenheimer Kirchenbaurechnungen erlauben einen guten Einblick in den mühseligen Baubetrieb des 18. Jahrhunderts und die Tätigkeit Joseph Michael Schnöllers als Bauleiter. „Die gantze Gemein“ wurde zu Hand- und Fuhrfrohnen herangezogen. Auch Fuhrwerke

aus den Gemeinden Schutterzell, Ottenheim, Kürzell, Ichenheim und Dundenheim halfen mit, Steine und Bauholz heranzutransportieren. Sie holten die Bruch- und Quadersteine in Lahr, Kuhbach, Schmieheim, Oberschopfheim, Altenheim und Bombach ab, während das von Nordrach und Schiltach beschaffte Holz an der Floßlände in Zunsweier übernommen werden mußte. Gips kam aus Oberberghaus im Elsaß; 16000 „breite grüne glasierte

Kirch Thurn Ziegel“ und 700 weiße Hohlziegel lieferte der Hafner Georg Baumstark von Benfeld; und Kupferschmied Joseph Schaufler von „Oberröh“ (Oberröh/Unterelsaß) fertigte Stiefel, großen und kleinen Knopf des Turmdaches an. Das Turmkreuz wurde von Michel Haury, dem Reichenbacher Hammerschmied, beige-steuert. Zimmermeister Anton Bilger, auch Schultheiß zu Schuttern, mußte „nach Reiß“ Kirchen- und Turmdach, Glockenstuhl und die

Die ehemalige Abteikirche Schuttern nach dem Wiederaufbau des 19. Jahrhunderts

Foto: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe



Gerüste bauen. Die Anfertigung des Kirchen-
gestühls hatte Schreinermeister Johann Lidy
(Litty) von Lahr übernommen³⁴).

J. M. Schnöller nahm manche „reiß“ zur
„stein Meßerey“ auf sich, um das richtige Ma-
terial für die Steinhauerarbeiten zu erhalten. Er
beschäftigte in den Gruben zahlreiche Steinbre-
cher als Zulieferer. Von Maurermeister Michel
Miller, Lahr, kamen Mauersteine und Kirchen-
platten; Steinhauer Thomas Miller von Schmie-
heim schlug ihm Treppenstufen, Mauerdeckel
und Quadersteine für das „Brickel“ („Neuwe
Kirch brucken“) zu. Auch der Steinhauer Jo-
hannes Stutz, Schmieheim, beteiligte sich mit
Quadern, Gesims- und Uhrrentafelsteinen am
Aufbau der Kirche. 1763 mußte die Gemeinde
Meißenheim „denen Zweyen gebrütter Blasius
und Jacob Wick, die kranck an dasiger Stein-
hauer arbeit geworden, auf die reiß in die
Schweitz aus Barmhertzigkeit“ ein Zehrgeld
mitgeben. Fünf Gesellen des Baumeisters wur-
den zur sorgfältigen Herstellung der Funda-
mentgräben eingesetzt. 1764 beschäftigte
Schnöller neben seinen drei Söhnen zehn Mau-
rergesellen und sechs Handlanger. 1765 ist auch
sein Tochtermann, Steinmetz Johann Fischer-
keller, in Meißenheim nachweisbar. Aus den
Rechnungseinträgen des Jahres 1766 sind die
Namen der Maurergesellen Fasy, Antonj und
Joseph sowie Lorentz und Johann Rief als Mit-
arbeiter zu ermitteln. Dagegen ließen sich für
die Behauptung, daß der Voralberger Baumei-
ster Caspar Waldinger „den Neubau der evan-
gelischen Pfarrkirche in Meißenheim nach Plä-
nen von Joseph Michael Schnöller aus Straß-
burg“ ausgeführt habe³⁵), in den archivalischen
Unterlagen keinerlei Hinweise finden.

Mit der Turmfront als Hauptschauseite vor die
breite Dorfstraße gestellt, präsentiert sich die
Meißenheimer Kirche als beherrschendes Bau-
werk der Gemeinde. Hausteinlisenen, Decken-
gurten, Volutengiebel und die typische Form
der hochgezogenen Turmhaube erinnern un-
mittelbar an Vorbilder der elsässischen Kirchen
J. M. Schnöllers. Daß so renommierte Künstler
wie Johann Pfunner, Christian Eitel und Jo-

hann Andreas Silbermann für die Innenausstat-
tung herangezogen wurden, trug sehr dazu bei,
in Meißenheim die wertvollste evangelische Ba-
rockkirche des Oberrheingebietes entstehen zu
lassen. Der im $\frac{3}{8}$ -Schluß endende rechteckige
Betsaal zieht die Blicke nach vorne auf den
prächtigen Altartisch und auf die Silbermann-
Orgel der Chorempore. Eine zweite Empore an
der Turmseite sorgte für ein räumliches Gegen-
gewicht, so daß dazwischen fast ein Zentral-
raum für die Gemeinde entstand, eine Tendenz,
die durch das große Bild mit den vier schrägstehenden
Eckfeldern der Deckenmalerei, durch die seitliche
Setzung der Kanzel und die Seitenwandkartuschen
Eitels noch betont worden ist. Trotz „typisch
evangelischer Gliederung des Raumes“ läßt sich
dessen ungewöhnlich reiche Ausstattung mit
bildlichen Darstellungen und die Altardekoration
mit Kelch und Hostie nur aus dem lutherischen
Bekenntnis der Gemeinde und der Ortsherren-
familie Wurmser von Vendenheim erklären.
„Luther teilte nämlich nicht die Sorge der
Schweizer Reformatoren, daß das Bild und
sein Sinngelalt miteinander verwechselt
werden könnten“. (Z. Tóth) Einer glücklichen
Restaurierung unter Leitung des Architekten
Rudolf Munding und des Staatlichen Amtes
für Denkmalpflege Freiburg (Hauptkonservator
Martin Hesselbacher) ist es zu danken, daß
1965/66 der drohende Deckeneinsturz verhin-
dert und die Kirche in ihrer ursprünglichen
Schönheit wiederhergestellt werden konnte³⁶).

Barocker Neubau der Abteikirche Schuttern

Ob Joseph Michael Schnöller selbst einen Plan
für den Neubau der Benediktinerabteikirche
Schuttern vorlegte, als er am 13. Mai 1766 den
ersten Arbeitsvertrag mit dem Kloster ab-
schloß, kann wegen Verlustes der Unterlagen
nicht mehr beurteilt werden. Im erhaltenen
zweiten „accord mit H. Schneller, die Kirche
betr.“ vom 12. Mai 1767³⁷) wird jedoch darauf
hingewiesen, daß an dem vorjährigen „Neuen
grundriß des dahiesigen Kirchen gebäus“
„Verschiedene änderungen sich Vorgefunden,

so daß der Bau Meister Joseph Michael Schneller solches nach dem alten accord zu Verfertigen sich gewaigeret und eine weitere Zulag von 2500 fl geforderet“. Ein Beweis dafür, daß der erste Entwurf als Diskussionsgrundlage gedient hatte und beträchtliche Änderungswünsche zu berücksichtigen waren. Wie sehr in der Barockzeit um die beste Lösung eines Bauproblems gerungen werden konnte und daß man oft von verschiedenen Seiten Vorschläge annahm und verwertete, ist aus anderen Beispielen, etwa von der Stiftskirche St. Gallen oder von der Stadtpfarrkirche St. Peter in Endingen, hinreichend bekannt. Im Falle Schutterns könnte der erste Neubautwurf durchaus von Schnöller geliefert worden sein, denn Abt und Konvent brachten ihm Respekt und Vertrauen entgegen. Nachdem „Vorgedachten Kirchen gebäuis wegen der alte accord Beederseiths Cahsieret“, traf man mit dem Baumeister ein neues „accomodement“, wonach er „die Völlige direction des Kirchen Baues nach maßgab des Neüen Risses“ übernahm. Im einzelnen wurde festgelegt: „Er dinget die arbeits Leüthe Erheischenden umständen nach auf und ab, machet mit denselben auf ratification des gotteshauses den lohn, haltet selbe der billichkeit nach zu fleißiger arbeit an, liefert an jedem Zahltag die liste der arbeiteren und Taglöhnern getreulich zur Hand, empfängt nach Berechnung derselben das geld, und Zahlet solche aus, Leihet sein Eignes steinhauer und arbeit geräthiges geschirr, welches iederich auf Kosten des Gotteshausßes gespitzet, geschärfpet und gestählet werden mus. Dazu Er und überhaupt Besorget Er nach bestem Wissen und gewißen das gantze werkh der ihme Eigenen BauKunst und Erfahrnus gemäß“. Als Gegenleistung versprach ihm das Kloster zu geben: „so lang an dem gebäu unter seiner direction gearbeitet wird, Von dem gotteshaus die standsgemäße Verpflegung in Kost und Quartier ohnentgeltlich, daneben alle Quartal 25 fl wie auch an jedem Zahlt Tag von dem fruhe Jahr an, da die arbeit angehet, bis auf Allerheiligen Tag zu 14 Tag einen 6.t Thaler“. Nachdenklich stimmt die Schlußbestimmung, die J. M.

Schnöller zusicherte: „so ihme Gott das Leben Verleihen sollte bis zum Ende des gebäues, ein Douceur von wenigstens 100 Reichs Thaler, Von welchem douceur aber in nicht Verhoffendem Fahl, weil er vor Endigung des Kirchen Baues mit Todt abgehen sollte, die seinigen weder gantz noch zum Theil was zu praetendiren haben. Es wäre denn Sach, dass Einer seiner söhne oder Tochtermann das werkh Vollends aufzuführen sich getraute, welchenfahls Es die nemliche Bewandnus, wie mit Jhme Baumeister selbst hievor bestimmt ist, Haben sollte“. Ist die letzte Vertragsklausel nur eine reine Vorsichtsmaßnahme gewesen? Oder war J. M. Schnöller sr. schon vom Tode gezeichnet? Zumindest wurden die drei Söhne und der Tochtermann Johann Fischerkeller als eventuelle Nachfolger mit in das Geschäft einbezogen. Daß Joseph Michael Schnöller, der „Architectus“ der entstehenden neuen Klosterkirche, schon ein Vierteljahr später (31. 7. 1767) in Schuttern starb³⁸), blieb bisher unbeachtet. Zwar kann man wohl dem Baumeister eine maßgebliche Beteiligung an der Bauplanung zugestehen, seine „direction“ des Baustellenbetriebs kam jedoch über die Anfänge nicht hinaus. Ob es deswegen einen Sinn hätte, an stilistischen Eigentümlichkeiten der neuen Klosterkirche herumzurätseln und für den alten Baumeister Schnöller den ihm zustehenden Anteil feststellen zu wollen, möchte ich offen lassen.

Die Bauarbeiten, für die von 1767 bis 1771 hohe Summen an „Taglohn der Arbeits Leuthen verschiedener Professionen“ und an Baumaterialien aufgewendet werden mußten³⁹), können – dem Vertrag entsprechend – von einem der Schnöller-Söhne weitergeleitet worden sein. Stilistische Änderungen in Einzelheiten der Bauausführung sind dabei nicht auszuschließen. Für die Innenraumgestaltung zeichnete jedoch ein anderer verantwortlich, und zwar „Christian Eytel seiner profeshion ein Stoccatör“, dem am 28. Januar 1771 vom Kloster bescheinigt wurde, daß er „sowohl in Weißer alß Marmorier arbeit über seinen mehrere Jahr hin-

durch dahier gehabten aufenthalt“ Vorzügliches geleistet habe. Was das Attest weiter kundtut, bedarf keines Kommentars: Stukkateur Eitel, der schon an der Ausstattung der evangelischen Pfarrkirche Meißenheim hervorragend beteiligt war, hatte in Schuttern „Besonders an der hiesigen Neü erbauten Kirch, die ganzte innere Structur und Riss zu zeichnen, und nach dessen maasgab die arbeit selbst in altären, Canzel und was sonst in sein Mettier einschlaget, durchaus zu Verfertigen“. Dabei arbeitete er „dergestalt fleissig, ohntadelhaft und meistemässig, daß eine allgemeine Zufriedenheit ebenso wie das werkh selbst den Meister lobet, wie dann der allenfalls zu nehmen Beliebende augenschein das ohntrügliche Zeugnis geben wird“⁴⁰).

Zweierlei ist aus der Verpflichtung Eitels als Innenarchitekt und Stukkateur zu schließen: Zum einen gab es bei der Gestaltung der „ganzten inneren Structur“ keinen übergeordneten Architekten, dessen Directiven Eitel hätte folgen müssen. Die Tätigkeit des J. M. Schnöller-Nachfolgers beschränkte sich demzufolge auf Maurer- und Steinmetzarbeiten bis hin zur Fertigstellung des reinen Rohbaues. Zum andern läßt der Auftrag an den Stukkateur, die Ausgestaltung des Kircheninneren selbst zu entwerfen, den Rückschluß zu, daß zur Fertigung der Risse des Rohbaues außer J. M. Schnöller ebenfalls kein anderer Architekt beigezogen worden ist. Die Änderungswünsche des Klosters zum ersten Projekt des Jahres 1766 scheinen diese Annahme nur bestätigen zu wollen.

Im übrigen ist Christian Eitel ein Kunsthandwerker gewesen, der – wie viele seiner unruhigen Berufsgenossen – der Arbeit nachzog. Am 11. April 1768 heiratete er in Schuttern Maria Francisca Simmacher aus Hausach⁴¹), nach der Beschäftigung in Schuttern nannte er sich „Stuccator und Burger in Kehl“. Am 24. 2. 1768 war ihm in Schuttern die erste Frau Elisabeth Pfundin gestorben⁴²). Wie Taufeinträge zweier Töchter vom 19. 1. 1771 und 31. 3. 1772 erkennen lassen⁴³), wohnte Christian Eitel während dieser Jahre noch in Schuttern. Neben

der Tätigkeit in Meißenheim und Schuttern ist er nachweisbar auch 1763/66 in der Kirche von Bühl-Kappelwindeck⁴⁴) und 1770 in der Pfarrkirche Ettenheim⁴⁵) beschäftigt worden.

Über die Mitglieder der Schnöller-Familie hinaus verzeichnen die Unterlagen Schutterns für die Neubauzeit der Klosterkirche weitere Handwerker und Künstler, die sich zum Werk versammelt hatten: Am 24. August 1767 verheiratete sich in Schuttern der Steinmetz Joseph Pitschnau „à Monte Sancti Bartholomaei Diocesis Curiensis“. Der Schlosser (claustrarius) Johann Baptist Bosch aus Buchhorn, dem wohl die „schönen eisernen Gitter der Gallerie“⁴⁶) in der neuen Kirche zu danken waren, ließ sich am 6. Juli 1767 ebenfalls in Schuttern trauen⁴⁷). Daß an der Außengestaltung der neuen Kirchegebäude, das heißt an der Dekoration der Turmfassade, „ein alter und ein junger Bildner einträchtlich nebeneinander gewirkt“ haben müssen, stellte Fritz Hirsch fest⁴⁸). Peter Zech, aus Isny stammender „Bürger und Bildhauer in Schuttern“⁴⁹), starb am 2. November 1787 im Alter von 83 Jahren⁵⁰). Er hatte sich am 23. Februar 1756 in Schuttern verheiratet; dabei assistierte ihm Klosterbildhauer Anton Martin als Trauzeugen⁵¹). Der Stiefsohn Peter Zechs, der als „der junge Bildhauer“ identifiziert werden kann, hieß Caspar Feuerstein, geboren am 5. 12. 1739⁵²), verheiratet am 16. 11. 1767⁵³), gestorben am 26. 12. 1807 in Schuttern⁵⁴). Als Meister monumentaler Deckenbilder und Altarblätter der schutterischen Barockkirche wurde uns der später nach Straßburg übergesiedelte Karlsruher Hofmaler Joseph Melling (1724–1796) bezeugt⁵⁵).

Zur Weihe der neuen Abteikirche am 1. November 1773⁵⁶) hatte Schuttern ein prächtiges Bauwerk vollendet, dessen Raumwirkung „von einem eigenartigen Choreinbau beherrscht wurde, der die ganze Breite eingenommen und sich auf eine Tiefe von 34 Fuß erstreckt hat. Hier war nämlich hinter dem Hochaltar und über der dort untergebrachten Sakristei“ Platz für eine mächtige Orgel vorgesehen worden⁵⁷). Der Orgelneubau begann 1775 mit einem 40-

Register-Werk des Italieners Ambrosius Ronzoni und der leidvollen Erfahrung, daß Billigangebote nicht immer die vorteilhaftesten sind. Schon zwei Jahre später beschloß der Abt, noch einmal einen Orgelneubau zu wagen. Nachdem der dazu engagierte Johann Peter Toussaint aus Westhofen/Elsaß aber vor Werksbeginn starb, hatte man am 11. 8. 1777 eine äußerst glückliche Hand mit der Verpflichtung des Orgelmachers Joseph Rabiny (aus Ottobeuren; Riepp-Werkstatt, Dijon), der 41 Register bauen sollte⁵⁸). Hinzu kamen 5 Register im Recit außerhalb des Akkords. „Die Rabiny-Disposition war herrlich – viel ‚französischer‘ als Silbermanns kleinerer Vorschlag und ausgewogener als die der Orgel von St. Blasien. Schade, daß die Orgel Schutterns verbrannt ist. Sie wäre heute eines der ersten deutschen Instrumente, gewissermaßen oberrheinisches Großformat“⁵⁹). Wie sehr auch die Zeitgenossen den Wert der Orgel schätzten, belegt ein Bericht des Pfarrers Joseph Kohler vom 16. 7. 1820: „Die Orgel in Schuttern ist wegen ihrem schönen Thon hinlänglich bekannt: sie ist ein großes Werk, hat 3 Clavier, und zählt 46 Register“⁶⁰).

Was danach der Kirche des säkularisierten Klosters in der Zeit von 1821 bis 1838 angetan wurde, kann nicht zu den Ruhmestaten der großherzoglich-badischen Baubehörden gezählt werden. Knauserige Sparsamkeit hatte zu einer Vernachlässigung des Kirchengebäudes und zu Schäden geführt, die man mit unangemessenen Aktionen beseitigen wollte. Zu verstehen ist noch, daß Bezirksbaumeister Voß 1820 auf Wunsch des Pfarrers Kohler eine Erweiterung des Kirchengestühls auf 352 Plätze durchführte, denn „bey Erbauung der hießigen Kirche war man mehr bedacht, das Aug beym ersten Eintritt zu überraschen, als für Bequemlichkeit des anwesenden Personals zu sorgen. Der große Raum des Schiffs wurde mehr durch einen Mittel- und zwey Nebengänge als durch Betstühle (deren 24 à 8 Personen) eingenommen“⁶¹). Dann berichtete der Offenburger Bezirksbaumeister am 7. Juli 1821 aber, daß „der Zustand der Kuppel über dem Hauptaltar“ bedenklich

sei und „deren gleichbaldige Wegschaffung dringend nothwendig erscheine“. Man versuchte das Gewissen zu beruhigen, indem man die Kuppel für „entbehrlich“ erklärte und das Gebäude (sprich: den badischen Fiskus) „durch deren Wegnahme hinsichtlich der besseren Dachunterhaltung sogar gewinnen“ zu lassen trachtete. Die Lang- und Chorhausdächer in bombierter Form kreuzten sich mit den Firsten der Querhausbogendächer über dem Mittelpunkt der Vierung. Zur Betonung dieses Zentrums im Kirchenraum trugen Decke und Dachkonstruktion eine aufgesetzte „Kuppel mit Laterne, die durch zwei steinerne Bögen getragen wurde, welche vom Hauptgesims in den Dachraum gekreuzt waren“⁶²). Andere Architektur motive der Kirche erinnern an die Füssener Meister Johann Jakob Herkommer und Johann Georg Fischer, die durch Ausmuldung und Verschleifung aneinanderstoßender Wände versuchten, Raumteile harmonisch miteinander zu verbinden. Die aus dem Lechtal stammenden Baumeister Singer etwa trugen diese Eigenheiten des Füssener Kreises in die Schweiz weiter⁶³). Auch Joseph Michael Schnöllers schutterische Kirche in der Ausprägung als weich schwingende Raumschale könnte eine Erinnerung an Baulösungen sein, die er einst im weiteren Umkreis seiner Lechtaler Heimat kennengelernt oder an denen er vielleicht sogar als Maurer und Steinmetz mitgearbeitet hatte. Mit der Beseitigung der Vierungskuppel begann das Zerstörungswerk der badischen Baubehörde an der Kirche Schutterns.

Am 28. Februar 1839 beschwerte sich der Freiburger Weihbischof Hermann v. Vicari bei der Katholischen Kirchensektion in Karlsruhe über Verständnislosigkeit und rigoroses Vorgehen der Baubehörde in Schuttern, „sonst würden solche Unziemlichkeiten in einer katholischen Kirche nicht erfolgt sein“. Bezirksbauinspektor J. Rief stellte darauf einen „gehorsamsten Bericht über den baulichen Zustand“ zusammen, in dem er schlechtes Material, Wurmbefall und Trockenfäule als Grund für die Eingriffe anführte. Er betonte, daß „sowohl die Gallerie

(die um die Kirchenwände lief und deren Gliederung mit übereinanderstehenden Fenstern erforderlich gemacht hatte) wie die Menge von geschmacklosen Gesimsen und Gipsverzierungen, an denen eine Masse Gold verwendet war, bei der vorgenommenen großen und gefährvollen Reparatur auf keine Art erhalten werden konnten. Es mußte also nothwendig das Innere der Kirche einen ganz anderen Karakter erhalten, zu dem die 2 Reihen Fenster übereinander durchaus nicht paßten“. Es hätte zwar den Wunsch des Pfarrers gegeben, „einen Theil der fraglichen Gallerie, nemlich jenen im Kreuz, welcher noch etwas beßer erhalten war, die unteren Fenster, die Seitenthüren im Chor und mehrere einzelne Verzierungen mit Vergoldungen beizubehalten“, ein Wunsch, der aber „während dem Bau nicht mehr berücksichtigt werden konnte“, weil die Anordnung zur Durchführung der Baumaßnahmen von der vorgesetzten Behörde ergangen und damit für die nachgeordnete Offenburger Stelle bindend war. Dagegen hätte man dem anderen Ansuchen des Pfarrers Kohler entsprochen, über dem Haupteingang eine Emporbühne anzulegen und die Orgel aus dem Chor dorthin zu versetzen⁶⁴).

Der tendenziöse Bericht der Offenburger Bezirksbauinspektion rief den Dekanatsverweser Pfarrer Daniel Behrle von Oberweier bei Lahr auf den Plan. In einer Gegendarstellung wehrte er sich gegen die vorgeschützten Gründe zur weitgehenden Entbarockisierung des Kirchenraumes. Der schlechte Bauzustand der ehemaligen Abteikirche sei hauptsächlich auf die mangelhafte Pflege durch die großherzoglichen Bauinstanzen zurückzuführen gewesen. Bis zuletzt konnte die Galerie vom Sängerkhor benutzt werden. Von Gefährdung keine Spur. Die Hinderung des Volkes am Betreten hätte ihren Grund darin gehabt, daß der Pfarrer während des Gottesdienstes störende Geräusche durch die „Unfugen des Galleriebodens“ vermeiden wollte. Wie man beim Herabschlagen der Kirchendecke bestätigt bekam, sei die Galerie noch vollkommen stabil gewesen. Sie hätte den ab-

stürzenden Schuttmassen ohne Schwierigkeit standgehalten. Die Schlußbemerkungen des Dekanatsverwesers verdienen auf der Zunge verkostet zu werden: „Daß der Charakter der Kirche durch diese Anordnungen nicht gestört, vielmehr erhöht werde, kann das Dekanat nicht beurtheilen, weil es mit dem Baugeist der izeigen Zeit nicht vertraut ist, muß aber mit Vielen, welche die Würde einer katholischen Kirche kennen, daran zweifeln, ob vier glatte Wände den imposanten Eindruck hervorbringen, wovon bey der vorigen Kirche jeder Eintretende auf eine ehrfurchtsgebietende Weise überrascht wurde“. Das Dekanat könne, „ohne tadeln zu wollen, nur sein Bedauern aussprechen, daß die schöne Gallerie ohne Noth abgebrochen und die untern Fenster zugemauert wurden“⁶⁵).

Was die badische Baubehörde übrig gelassen hatte, vernichtete in der Nacht zum 1. Juli 1853 ein „Blitzstrahl auf die Spitze des mit einem Wetterableiter nicht versehenen Thurms“. „Der Blitz zündete so stark, und das Feuer griff so schnell um sich, daß außer dem Ciborium, den Paramenten und den Altargemälden nichts vor der Wut des zerstörenden Elements gerettet werden konnte“⁶⁶).

Vom barocken Kirchenbau blieben so nur der „vorarlbergische“ Fassadenturm, wenn auch nicht mit originaler Dachform, und die durch die Schnöller-Familie von 1767 an geschaffenen Wände des Lang-, Quer- und Chorhauses erhalten. Abt Placidus II. Hinderer (1708–1727) hatte es „sich zur Ersten Sorge seyn lassen, der Closter Kirche einen ansehnlich-neuen Thurn beyzustellen“⁶⁷). Mit guten Gründen wird der vielbeschäftigte Baumeister Peter Thumb als Architekt dieses Turmneubaues der Jahre 1722/23 angenommen⁶⁸). Lediglich das reiche Hauptportal kam während des Kirchenneubaues unter Abt Karl Vogel 1767/73 als Zutat zum Turm hinzu⁶⁹). Wie ein Glücksfall mutet es außerdem an, daß ein sehr beachtenswerter Stuckmarmoraltar aus Schuttern erhalten blieb. Dessen Wappenkartusche zeigt das Wappen des Abtes Placidus II. Hinderer, ein Hinweis darauf, daß es sich um den 1718 konsekrierten Ma-

rientalar der Vorgängerkirche Schutterns handeln könnte. Bei der Ausstattung der Barockkirche mit fünf Altären Christian Eitels scheint der Stuckmarmoralter aus dem 1. Viertel des 18. Jahrhunderts in die „sogen. Hofkapelle“ („Hochkapelle“) gewandert zu sein. Dort mußte er 1847 wegen „Baureparaturen“ weichen und ging zum Abbruchpreis von 50 Gulden an den Stukkateur Erhard Oesterle von Ifezheim über. Diesem Oesterle hatte es dann die Pfarrkirche Illingen bei Rastatt zu danken, daß sie 1850 „um die kleine Summe von 200 Gulden“ in den Besitz des Altares gelangte. Inzwischen geriet dieses Barockwerk in Vergessenheit. Im Dezember 1977 aus der aufgegebenen Illinger Pfarrkirche verkauft, konnte der kostbare schutterische Altar nach Freiburg-Betzenhausen in die Filiationkirche St. Thomas übernommen werden. Mit seinen in Scagliola-Technik ausgeführten Dekorationen stellt er nun dort als Choralter für den Breisgau ein einmaliges Kunstwerk dar⁷⁰). Ein neues, helles Licht auf die tragisch endende Bau- und Kunstgeschichte der ehemaligen Reichsabteikirche warf dagegen in Schuttern selbst die während der letzten Jahre unter Leitung von Karl List durchgeführte Grabung mit dem aufsehenerregenden Fund eines Bildmosaiks aus Ottonischer Zeit⁷¹).

Anmerkungen

¹) Hermann Ginter, *Der Barock in Südbaden – Eine Übersicht der Baubetätigung – Sonderdruck aus „Oberrheinisches Pastoralblatt“*, 26. Jg./1924 (Hefte 4, 6, 7, 8), S. 17/18

²) Freiburger Diözesan-Archiv, NF. 22/1921, S. 181

³) Friedrich Schwärzel, *Heimatsbuch des Rieddorfes Meißenheim/1969*, S. 152

⁴) Pfarre St. Nikolaus Elbigenalp/Tirol, Taufbuch III (1663–1730), S. 273 – Herrn Pfarrer Hans Innerhofer und Herrn Pfarrer Siegfried Reh, Holzgau, danke ich für alle Hilfen bei meinen Nachforschungen.

⁵) Johann Jakob Staffler, *Das deutsche Tirol und Vorarlberg, topographisch, mit geschichtlichen Bemerkungen – Innsbruck/1847*, S. 324 – Hinweis durch Herrn Paul Priesner, Freiburg.

⁶) Mitteilung von Herrn Direktor Dr. Erich Egg, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck, aus Akten FB 44891

⁷) Tiroler Landesarchiv Innsbruck, Die Zunft in Bichlbach und ihre Geschichte – in: „Lebendige Geschichte“, 10/1974

⁸) Universität Innsbruck, Institut für Landeskunde, Arbeitskartei von Otmar Aschauer zur Dissertation „Das Bauhandwerk im Außerfern“ (1962), S. 297, Nr. 4974 – Mitteilung von Herrn Dr. Wilfried Keller.

⁹) Geboren 8. Dez. 1707 in Kraichen/Lechtal. Eltern: Christian Schnöller, Maria Steffelmajrin. Taufbuch III der Pfarre Elbigenalp, S. 275

¹⁰) Matriken der alten Pfarre Elbigenalp/Tirol, Ehebuch 1663–1734, S. 192

¹¹) Wie Anm. 5! Der Weiler Kraichen, manchmal auch Kranichen oder Kreuchen genannt, gehörte ebenfalls zur Pfarre Elbigenalp und umfaßte 1847 insgesamt 6 Häuser.

¹²) Kinder lt. Taufbücher Elbigenalp (IV, 1730–1784):

1) Maria Johanna, 16. 7. 1734

2) Joseph Anton, 13. 5. 1737

3) Maria Elisabeth, 15. 11. 1738

4) Anna Maria, 3. 10. 1740

5) Joseph Michael, 26. 8. 1743

¹³) Wie Anm. 5, S. 322. Der Weiler Untergrünau liegt $\frac{3}{4}$ Std. Weges vom Pfarrdorf Elbigenalp entfernt und zählte 1847 17 Häuser.

¹⁴) Wie Anm. 8, Nr. 4976

¹⁵) Kinder:

6) Joseph Eugen, 11. 12. 1744, gest. 1. 2. 1746

7) Joseph Eugen Januarius, 19. 9. 1746

¹⁶) Archives Départementales du Haut-Rhin, Colmar, 8 G – Cure de Grussenheim 1, Heiligen Rechnungen 1706–1756, Sonderheft über Ausgaben für den Kirchenneubau ab 1748

¹⁷) Archives Départementales du Haut-Rhin, Colmar, Akten Notariat Jepsheim, Ort Grussenheim, Fasz. 1757–1766, Akt 118

¹⁸) Raymond Seemann, *Bildhauer- und Malerarbeiten in der Kirche, Grussenheim von 1732 bis 1752; L'Alsace 1975*. – Hermann Brommer, *Schlettstadter Bildhauer des 18. Jahrhunderts*, in: *Annuaire de la Société des Amis de la Bibliothèque de Sélestat XXIV/1974*, p. w?

¹⁹) Joseph Levy, *Geschichtliche Notizen über Grussenheim im Oberelsaß/1911*, S. 54/55

²⁰) Alphonse Lorber, *Chronik des Dorfes Ebersheim/1963*, S. 83 (aus *Chronik des Ignaz Loos*)

²¹) Archives Départementales du Haut-Rhin, Colmar, RP Grussenheim, Baptêmes 1726–1769, p. 149, und Sépultures 1685–1756, p. 263

²²) Archives Départementales du Haut-Rhin, Colmar, RP Grussenheim, Mariages 1685–1776, p. 226 und p. 227

- ²³⁾ Gemeindearchiv Meißenheim, Akten VI, 1 – OZ. 142, Aktenbeilagen zur Kirchenbaurechnung, Accort deß Baumeisters
- ²⁴⁾ Pfarrarchiv Schuttern, Totenbuch 1740–1773, S. 167: „Herr Joseph Schneller, Bürger in Grussenheim/Oberelsaß, Straßburger Diözese, zur Zeit hier Architekt der entstehenden Klosterkirche“. Als Zeugen werden die Söhne Joseph Anton, Joseph Michael und Joseph Eugen genannt.
- ²⁵⁾ Hermann Ginter, Südwestdeutsche Kirchenmalelei des Barock/1930, S. 114 – Wiederholt im Künstlerlexikon Thieme-Becker, 30. Band/1936, S. 201
- ²⁶⁾ Wie Anm. 23, Baurechnungen
- ²⁷⁾ Mitteilung von Herrn F. J. Fuchs, Chef de Service, aus Archives de la Ville de Strasbourg, Ehebuch der Münsterpfarre (Paroisse de St. Laurent)
- ²⁸⁾ Wie Anm. 23, Pfarrhausbau, Ausgaben 1770/71
- ²⁹⁾ Mitteilungen von Herrn F. J. Fuchs, Archives de la Ville de Strasbourg, besonders aus seinem Inventar der Serie VI über den Briefwechsel des Luzerner Stadtarchivars Josef Schneller mit dem Straßburger Stadtarchivar Ludwig Schneegans im Jahre 1849
- ³⁰⁾ Wie Anm. 29, Brief Josef Schneller, Luzern – 26. 1. 1849
- ³¹⁾ Mitteilung von Herrn Stadtarchivar Ruesch, Luzern, aus „Geschichtsfreund“ 35/1880: „Nachruf“, verfaßt von Josef Leopold Brandstetter. Im Stadtarchiv Luzern sind Familienpapiere und Nachlaß des Stadtarchivars Josef Schneller leider nicht (mehr) vorhanden.
- ³²⁾ Wie Anm. 23, 1763
- ³³⁾ Martin Hesselbacher, Die Silbermann-Orgel in Meißenheim – Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Jg. 9, Heft 3/4, Dezember 1966, S. 69 f
- ³⁴⁾ Wie Anm. 23, Kirchenbaurechnungen. – Eine gute Darstellung des Baugeschehens bieten: Gustav Köhler, Was die Meißenheimer Kirchbauakten erzählen – Eine zeit- und kulturgeschichtliche Auswertung/1952, in: Meißenheim – Deo triuni 1766 – Festschrift zur 200-Jahr-Feier der evang. Kirche in Meißenheim 1966, Aufbruch-Verlag Karlsruhe, S. 8–25 – Außerdem: Friedrich Schwärzel, Heimatbuch, wie Anm. 3, S. 151–161
- ³⁵⁾ Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Band Baden-Württemberg von Friedrich Piel, Deutscher Kunstverlag 1964, S. 315
- ³⁶⁾ Zoltán Tóth, Erbauung und Erhaltung der evangelischen Kirche in Meißenheim; außerdem: Arbeitsberichte über die Rettungsmaßnahmen von Emil Geschöll und Adi Hummel – in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Jg. 9, Heft 3/4 – Dezember 1966, S. 59, 66 und 77
- ³⁷⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe 104/55, Schuttern – Kirche, Actenfragmente 1682–1777, S. 3
- ³⁸⁾ Wie Anm. 24
- ³⁹⁾ Fritz Hirsch, Das löbliche Gotteshaus Schuttern – in: Zeitschrift für Geschichte der Architektur, Jg. VII – Heidelberg 1919, S. 165
- ⁴⁰⁾ Wie Anm. 37, S. 5
- ⁴¹⁾ Pfarrarchiv Schuttern, Ehebuch 1740–1792, S. 73
- ⁴²⁾ Pfarrarchiv Schuttern, Totenbuch 1740–1773, S. 176
- ⁴³⁾ Pfarrarchiv Schuttern, Taufregister 1650–1809, S. 193 und 195
- ⁴⁴⁾ Joseph Sauer, Die Kunst in der Ortenau (mit Anmerkungen von Hermann Ginter und Martin Hesselbacher) – in: Die Ortenau 40/1960, S. 402
- ⁴⁵⁾ Philipp Harden-Rauch, Die Ettenheimer Stadtpfarrkirche – Verlag F. X. Stückle, Ettenheim/1959, S. 24
- ⁴⁶⁾ Wie Anm. 39, 172
- ⁴⁷⁾ Pfarrarchiv Schuttern, Einträge im Ehebuch 1740–1792
- ⁴⁸⁾ Wie Anm. 39, S. 161
- ⁴⁹⁾ Wie Anm. 39, S. 169
- ⁵⁰⁾ Pfarrarchiv Schuttern, Totenregister 1684–1808, S. 52
- ⁵¹⁾ Pfarrarchiv Schuttern, Ehebuch 1740–1792, S. 49
- ⁵²⁾ Pfarrarchiv Schuttern, Taufregister 1650–1809, S. 121: Sohn des schutterischen Steinmetzen Caspar Feuerstein sr. und der Anna Maria Linckhin. Maria Anna Jägerin, die Frau des Klosterbildhauers Anton Martin, war seine Patin.
- ⁵³⁾ Pfarrarchiv Schuttern, Ehebuch 1740–1792, S. 73
- ⁵⁴⁾ Pfarrarchiv Schuttern, Totenbuch 1774–1818, S. 187
- ⁵⁵⁾ Wie Anm. 39, S. 168
- ⁵⁶⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe, 65/Hs. 592, Schuttern – Diarium des Fratres Bernhard Seger, S. 73
- ⁵⁷⁾ Wie Anm. 39, S. 171
- ⁵⁸⁾ Aufzeichnungen des Straßburger Orgelmachers Johann Andreas Silbermann über die Orgel in Schuttern, in Paris von Pater Albert Hohn OSB für Herrn Bernd Sulzmann, Ettenheim, abgeschrieben.
- ⁵⁹⁾ Mitteilung von Landesorgeldenkmalpfleger Bernd Sulzmann, Ettenheim.
- ⁶⁰⁾ Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Akten Kathol. Oberstiftungsrat Karlsruhe, Nr. 1086 – Kirche Schuttern 1818–1944
- ⁶¹⁾ Wie Anm. 60
- ⁶²⁾ Wie Anm. 39, S. 166
- ⁶³⁾ Heinz Horat, Ländliche Barockkirchen der Zentralschweiz – Unsere Kunstdenkmäler XXIX/1978, Heft 2, S. 245
- ⁶⁴⁾ Wie Anm. 60 – Generallandesarchiv Karlsruhe, Baupläne Schuttern, No. 3 (Im ehemaligen Mönchschor wurden auch Sakristeien eingebaut)
- ⁶⁵⁾ Wie Anm. 60
- ⁶⁶⁾ Wie Anm. 60
- ⁶⁷⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe, 104/270 – Schuttern 1774–1781, Schriftwechsel mit Abbé Grandier,

Straßburg, und Abt Martin Gerbert, St. Blasien, über Äbte und Geschichte Schutterns

⁶⁸⁾ Hans-Martin Gubler, Der Vorarlberger Barockbaumeister Peter Thumb – J. Thorbecke Verlag Sigmaringen/1972, S. 54

⁶⁹⁾ Max Wingenroth, Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg/1908, zu S. 129, Abb. 67

⁷⁰⁾ Hermann Brommer, Altar aus Schuttern für St. Thomas in Betzenhausen – in: Lokalanzeiger für Freiburg-West – Stadtteil-Nachrichten der Badischen Zeitung Nr. 15 vom 13. 4. 1978, 4. Jg.

⁷¹⁾ Karl List, Ergebnisse einer Sondierungsgrabung in der Klosterkirche Schuttern – in: Denkmalpflege in

Baden-Württemberg, 1. Jg., Nr. 3/1972, S. 37. – Ders., Zur frühen Baugeschichte der ehem. Reichsabtei Schuttern (7.–13. Jh.), – Protokoll des Alemannischen Instituts Freiburg Nr. 52 vom 23. 10. 1974. – Ders., Die Reichsabtei Schuttern – Ergebnisse der Grabungen in den Jahren 1972 bis 1975, – in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 4. Jg., Nr. 3/1975, S. 107 – Ders., Ein deutsches Bildmosaik aus ottonischer Zeit in der alten Reichsabtei Schuttern, – in: Die Ortenau, 56./1976, S. 146. – Ders., Die Gründung des Klosters Schuttern, Prinz Offo und König Dago- bert, – in: Die Ortenau 57/1977, S. 132

Und Du?

*Wem das Schicksal gut gesonnen,
daß er ohne Not kann leben,
soll, hat er genug gewonnen,
auch den Armen davon geben.*

*Wie – genug? Da scheiden Geister
sich nach Schlaueit oder Stärke:
Jene werden Lügenmeister,
diese tuen gute Werke.*

Helmut Steinbach

Neuer Anfang

*Vorbei der Winter, Sonne wärmt
unsre Erde. Blüten sprießen,
sind von Bienen ganz umschwärmt,
die den Tag wie wir genießen.*

*Neuer Anfang, alte Zeichen:
Leben, Liebe, Zärtlichkeit.
Mensch und Tier in ihren Reichen
feiern diese Frühlingszeit.*

Helmut Steinbach

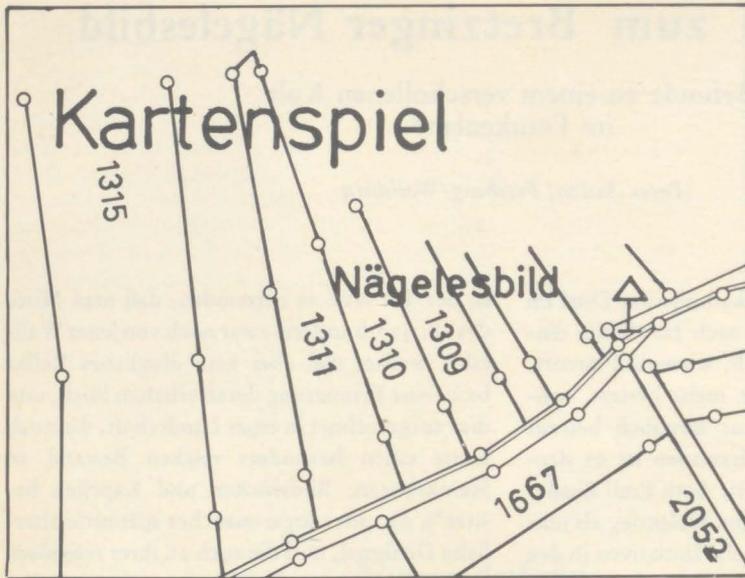
Wallfahrt zum Bretzinger Nägelesbild

Befunde zu einem verschollenen Kult
im Frankenland

Peter Assion, Freiburg/Walldüren

Bretzingen ist ein kleines katholisches Dorf im oberen Ertal, das jüngst nach Hardheim eingemeindet wurde und auch, wiewohl Pfarrort, keinen eigenen Seelsorger mehr besitzt, sondern von Schweinberg aus kirchlich betreut wird. Badischen Heimatfreunden ist es dennoch nicht ganz unbekannt, denn Emil Baader wirkte dort nach dem Ersten Weltkrieg als junger Lehrer, brachte kulturelle Initiativen in den Ort und widmete Bretzingen – seinem Dorf „im schönsten Wiesengrunde“ – Gedichte und später manches freundliche Erinnerungsblatt. In der älteren Literatur findet man nur wenige knappe Angaben zur Einwohnerschaft und ihrem „Feld- und Wiesenbau“, und doch schließt sich daran eine Bemerkung an, die auf Bretzingen ebenfalls überregionales Interesse zu ziehen vermag und für eine gewisse Bedeutung des Ortes schon zu einer Zeit spricht, als von einer Heimatpflege im Sinne Baaders noch keine Rede sein konnte. Diese Bemerkung liest man in Kießlings badischem Ortslexikon, wo es heißt, daß in Bretzingen eine „früher stark besuchte Wallfahrt zu dem Nägelesbild“ bestanden habe¹⁾, und sie findet sich zuerst und etwas ausführlicher 1844 im „Universal-Lexikon vom Großherzogthum Baden“, wo ebenfalls von einer Wallfahrt nach Bretzingen bzw. zu einem „Nägelesbild“ in einer dortigen Kapelle die Rede ist²⁾. Von dieser Wallfahrt ist jedoch heute im Dorf nichts mehr bekannt, und da auch keine entsprechende Kapelle mehr besteht, ja nicht einmal von den ältesten Einwohnern zu erinnern ist, so müssen die fraglichen Stellen zugleich als ein ungelöstes Rätsel der badischen Volkskunde gelten – ein Rätsel, das nachfolgend einer Lösung nähergeführt werden soll.

In der Tat muß es befremden, daß man Mitte des 19. Jahrhunderts zwar noch von jener Wallfahrt wußte, daß aber kein dingliches Relikt bzw. eine Erinnerung daran erhalten blieb, und dies ausgerechnet in einer Landschaft, die noch heute einen besonders reichen Bestand an Steinkreuzen, Bildstöcken und Kapellen besitzt³⁾, darunter sogar manches spätmittelalterliche Denkmal, und die auch zu ihrer religiösen Volkskunde, zum Wallfahrtswesen usw., beachtliche Dokumentationen aufzuweisen hat. Begibt man sich an Ort und Stelle, so ist immerhin die Bezeichnung „Nägelesbild“ als ortseigen zu sichern: ein großer Bildstock aus dem 18. Jahrhundert heißt so, der bis vor kurzem seinen Platz am „Heuackerweg“ westlich vor dem Dorf hatte und auch einem Teil der dortigen Flur, die den umfassenderen Gewannamen „Kartenspiel“ führt, den Namen gegeben hat. Daß dieser Bildstock aber einst ein Wallfahrtsmittelpunkt gewesen sein sollte, ist mehr als unwahrscheinlich. Seine Sandstein-Bildtafel (88 × 70 cm, auf 164 cm hoher runder Säule) zeigt die heilige Familie – ein oft vorkommendes Motiv barocker und spätbarocker Bildstöcke⁴⁾, durch nichts als Gnadenbild ausgewiesen und auch ohne erkennbaren Zusammenhang zu der Bezeichnung „Nägelesbild“, die doch auf die Kreuznägeln Christi und auf einen christozentrischen Reliquien- bzw. Passionskult zu deuten scheint. Sodann: ein Bildstock kann zwar besondere Verehrung auf sich ziehen und schließlich zur Entwicklung einer Wallfahrtsstätte veranlassen, wie es in Dettelbach am Main (Maria im Sand) und beim Würzburger Käppele der Fall war. Als freistehendes Flurdenkmal konnte er jedoch keinen Wallfahrtsfunktionen genü-



Lage des Bretzinger Nägelesbildes (Gemarkungsatlas Bretzingen, Ausschnitt aus der Karte Nr. 25.145, Zustand vor der Flurbereinigung)

gen, denn ein Wallfahrtskult bedarf eines geschlossenen Raumes zum Verweilen im Gebet, zur Darbringung von Meß-, Geld- und anderen Opfern, zur Ausübung vielfältigen Wallfahrtsbrauchtums. Zieht man diese Argumente in Betracht, so schenkt man weit eher jener Lexikonstelle von 1844 Glauben, in der es zwar abweichend von der mündlichen Überlieferung, aber knapp und deutlich heißt: „Westlich von dem Orte auf einem Berge stehet 1065 Fuß über d. M. eine kleine Kapelle mit dem Nägelesbild; früher eine starkbesuchte Wallfahrt“⁵⁾.

Folgt man dieser Angabe und geht den Heuackerweg in westlicher Richtung zu einer kleinen bewaldeten Anhöhe weiter, so findet man unweit des genannten Bildstockes tatsächlich eine kleine Kapelle. Früher mochte sie schon weithin sichtbar gewesen sein, heute verstellen hohe Laubbäume die Sicht, aber die Kapelle selbst ist noch im ursprünglichen Zustand erhalten: als offene Wegkapelle, aus rotem Sandstein des nahen Odenwaldes errichtet. Auf einem massiven Sockel sitzt ein dreiseitig geschlossener Überbau auf, oben durch ein halbrundes Dach geschlossen und vorne durch zwei beiderseits

vorgeblendete profilierte Pfeiler geschmückt (siehe Abbildung). Im Innern aber findet sich auch hier kein „Nägelesbild“, sondern – als Sandsteinrelief – das Bild des Heiligen Blutes, wie es im Wallfahrtsort Walldürn verehrt wird. Dem Ursprungsmirakel der Walldürner Wallfahrt entsprechend formen sich aus den Wein- und Blutströmen des umgestürzten Meßkelches der Gekreuzigte und die elf umgebenden Christushäupter. Zwei Engel mit Kerzen geben den Blick auf dieses reliquiare Kultbild frei, indem sie die Vorhänge zur Seite raffen, die von einem bekrönenden Baldachin herniederfließen. Ein Fries mit vier Engelsköpfen vervollständigt darüber den barocken Bildaufbau dieser bemerkenswert guten Bildhauerarbeit. Ikonographisch freilich ist sie traditionell⁶⁾ und ganz vom Walldürner Wallfahrtskult geprägt, weshalb die Kapelle im Volksmund auch „Dürmer (= Walldürner) Kapelle“ heißt und auf den Umstand hindeuten vermag, daß der von Bretzingen herkommende, quer durch den „Dürmer Waald“ weiterziehende Weg ein alter Wallfahrtsweg ist, der nicht nur der Landwirtschaft und dem Verkehr zwischen Bretzingen

und dem Nachbarort Höpfingen diene. Die Inschrift an der Kapelle, auf der vorderen Deckplatte des Sockels, bestätigt dies. Sie ist zwar z. T. verwittert, insgesamt aber noch gut lesbar und lautet (mit in Klammer gesetzten erschlossenen Textstellen):

DEM H : BLUTH : ZU / EHREN HAT IACOB UND / GEORG APPEL VON DISTEL / HAUSEN LEDIGEN STANTS / (DISES) BILTHEUSLEIN AUFF / (RICHTEN) LASSEN DEN / (30.) MAY 1749.

Als „Bildhäuslein“ also – von zwei Heilig-Blut-Verehrern aus Distelhausen im Taubertal zur Zeit der Hochblüte der Walldürner Wallfahrt errichtet – galt die kleine Kapelle zu ihrer Zeit, und in der Tat läßt nicht nur das fehlende „Nägelesbild“, sondern die gesamte Aufmachung zögern, das Bauwerk mit jener 1844 bezugten Wallfahrtskapelle zu identifizieren, die doch, wie gesagt, einen Innenraum für Beter gehabt haben mußte. Zwar ist die Blutkapelle von auffälliger Größe (insgesamt 255 cm h, 163 cm b, 144 cm t) und hatte zumindest eine Art Altar (85 cm h, ab der Kante 113 cm t, darauf das 130 cm h Reliefbild). „Starker Besuch“ aber hätte sich sicher andere Raumverhältnisse zu schaffen gewußt.

Und doch bleibt die Übereinstimmung der Ortsangabe mit dem tatsächlichen Befund auffällig. Im Lexikon ist angegeben, daß Bretzingen 961 Fuß über dem Meer, die Kapelle 1065 Fuß hoch gelegen sei, und dem entspricht in etwa die Aussage heutiger Meßtischblätter, denen für das Dorf eine Höhe von 286 Metern, für die Kapelle von 335 Metern zu entnehmen ist. Da zugleich eine andere Kapelle „westlich von dem Orte“ fehlt, darf angenommen werden, daß der Herausgeber des Lexikons bzw. einer seiner Gewährsleute die beschriebene kleine Kapelle doch für diejenige der Wallfahrt zum Nägelesbild gehalten hat – und danebentraff! Immerhin wußte man schon damals nur noch vom Hörensagen von der alten Wallfahrt („früher starkbesucht“), und so ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß Mitte des 19. Jahrhunderts zusammen mit dem Nagelkult auch bereits das

Wissen von der Kapelle, die diesen Kult beheimatete, verloren war. Nachträglich und zumal außerhalb Bretzingens hätte sich dann leicht eine ungenaue mündliche Überlieferung neu an eine Kapelle anknüpfen können, mit der sie ursprünglich nichts zu tun hatte. Leider ist dem Lexikon nicht zu entnehmen, wem der Herausgeber bzw. Verleger C. Macklot in Karlsruhe sein Wissen über die einzelnen Orte und über Bretzingen verdankte. Im Vorwort sind die Beiträger pauschal genannt, wobei jedoch auffällt, daß „namentlich vielen Geistlichen“ für ihre Einsendungen gedankt wird, darunter den mit Namen hervorgehobenen Pfarrern Hamm in Strümpfelbrunn und Mickel in Hüffenhardt. Als weiterer Gewährsmann aus dem Frankenland erscheint Physikus Dr. Lutz in Boxberg. Vielleicht darf daraus geschlossen werden, daß der Lexikon-Redaktion die Angaben über Bretzingen, speziell diejenige zur Wallfahrt, von einem fränkischen Geistlichen oder sonst einem

Das zuletzt vorhandene „Nägelesbild“: Bildtafel von ca. 1770 vom Bildstock am Bretzinger Heuackerweg

Foto: P. Assion



Hinterländer zugegangen waren, der selbst nicht in Bretzingen wohnte, sondern seinerseits erst Erkundigungen eingezogen hatte und als Geistlicher betreffs Nägelesbild eventuell im Kollegenkreis Gehörtes wiedergab. (Das Interesse für eine nicht mehr bestehende Wallfahrt darf vor allem in diesen Kreisen vermutet werden). Und selbst wenn die Informationen ursprünglich genau gewesen wären, so hätte es doch bei deren Weitergabe zu Verwechslungen und Fehldeutungen kommen können.

Diese Überlegung lenkt den Blick zurück zu jenem Platz, an dem der Volksmund noch heute ein „Nägelesbild“ lokalisiert. Er ist nur etwa 200 Meter von der Blutkapelle entfernt, so daß ein Ortsunkundiger leicht den Namen und zugehörige Überlieferungen von hier auf die Kapelle hätte übertragen können. Dieser Vermutung steht jedoch nach wie vor entgegen, daß auch der Bildstock, der als „Nägelesbild“ bezeichnet wird, seinen Namen zu Unrecht trägt. Hat auch er den Namen nur geborgt, und wenn dies so ist, woher? Zur Klärung dieser Fragen ist es wohl nötig, in tiefere historische Schichten vorzudringen, als sie heute noch durch Bildstock und Kapelle repräsentiert werden, und offensichtlich stößt man schon auf eine solche Schicht bei einem Blick auf die Flurkarte, wie sie bis Ende 1976, d. h. bis zur inzwischen durchgeführten Flurbereinigung, gültig war. Das Grundstück mit der Nummer 1306 nämlich, auf dem das zuletzt so bezeichnete „Nägelesbild“ am Wegrand stand, zeigt darauf eine recht merkwürdige Form. Es stößt als schmaler Streifen schräg auf den Heuackerweg, hat dort jedoch keinen geraden Abschluß, sondern weist links noch einen rechteckigen Fortsatz auf, um den sich der Weg – der sonst schnurgerade durch die flache Talmulde zieht – herumschlingeln muß (vgl. die Kopie aus dem Gemarkungsatlas auf S. 36). Wie zu erfragen ist, stand genau auf diesem vorspringenden Ackerstück der Bildstock, ehe er vor einigen Jahren von einem Mähdrescher umgefahren und für eine Neuaufstellung sichergestellt wurde⁷). Dazu mündet dort von Süden her ein Feldweg aus dem Ge-

wann „Steinigboden“ ein, aber mit dem Hinweis auf den Platzbedarf für abbiegende Fuhrwerke sind Grundstücksform und Wegführung ebenso wenig erklärt wie mit der Annahme, daß hier eben dem Bildstock Raum belassen bleiben mußte. Beides wäre höchst ungewöhnlich, denn beim Zusammentreffen von Feldwegen wurden Grundstücksecken abgeschrägt, und Bildstöcke sind in der Regel in die gerade Front der Ackerstreifen zurückgenommen. Hier aber ist eine Grundstücksverlängerung in den Weg hinein belassen, ja sogar eigens versteint worden, denn drei Marksteine sicherten bis noch vor kurzem den ca. 4,5 × 4 Meter großen Platz gegen die Einbeziehung in das Wegsystem ab. Diese Sorgfalt bleibt auffällig, und man möchte vermuten, daß sie ursprünglich nicht dem Bildstock, sondern einem kleinen Bauwerk galt, dessen Grundriß genau durch den abgesteinten kleinen Platz bezeichnet zu sein scheint. Eine Kapelle könnte hier gestanden haben: möglicherweise eben jene, die das „echte“ Nägelesbild barg und zu der einst gewallfahrtet wurde. Von dieser zwar nicht beweisbaren, aber auch nicht unbegründeten Vermutung aus wäre dann zu folgern, daß die gesuchte Wallfahrtskapelle schon seit Menschengedenken abgerissen ist, daß aber Erinnerungen daran fortbestanden, die sich in verschiedener Weise in der schriftlichen und in der mündlichen Überlieferung niederschlugen. Während 1844 immerhin noch festgehalten werden konnte, daß es bei Bretzingen „westlich von dem Orte“ eine Wallfahrtskapelle gegeben hatte (wenn auch eine schon damals nicht mehr allseits gekannte und deshalb am falschen Platz vermutete), so war davon in der späten Erinnerung der Dorfbewohner nur mehr der Name „Nägelesbild“ geblieben. Dieser Name aber war immer auch Ortsbezeichnung gewesen, und so mußte es nahelegen haben, ihn auf jenen Bildstock zu übertragen, der später „beim Nägelesbild“ bzw. auf dessen Platz stand: ein Vorgang, der dem heutigen Betrachter erlaubt, jene schriftliche Nachricht auf den richtigen Ort zu beziehen und hier weitere Spuren zu verfolgen.

Da der Bildstock dem späteren 18. Jahrhundert entstammt, möchte man schon für diese Zeit das Verschwinden der Kapelle annehmen. Die Bildstocktafel – der Sockel mit Stifterinschrift und Datierung ist leider verloren – weist ausgeprägte Stileigenheiten des Rokoko auf (siehe Abbildung), der 1770er Jahre also, aber es ist nicht sicher, daß das Denkmal auch sofort auf dem beschriebenen Platz errichtet worden ist; es könnte auch nachträglich hierher versetzt worden sein (vgl. unten). Deutlicher geht aus der schriftlichen und mündlichen Überlieferung, die sich bei kritischem Gebrauch jeweils gegenseitig ergänzen und bestätigen, hervor, daß die Kapelle schon vor recht langer Zeit, vor 1844 und noch weitere Jahrzehnte zurück, verschwunden sein muß. Nicht zufällig kommt man damit in die wallfahrtsfeindliche Aufklärungszeit und muß von hier aus die Wallfahrt entsprechend weit zurückdatieren. Daß das Bretzinger Nägelesbild tatsächlich ein altes Heiligtum war, älter als der später so bezeichnete Bildstock, dies zumindest ist mit den spärlichen Nennungen zu belegen, die in Bretzinger Archivalien im Anschluß an den Flurkarten-Befund zu gewinnen sind.

Amtliche Grundbücher wurden in Bretzingen ab 1824 geführt, aber erwartungsgemäß findet man in diesen Büchern – sie befinden sich jetzt im Gemeindearchiv Hardheim – bei Eintragungen, die einen Besitzwechsel des Grundstückes Nr. 1306 dokumentieren, keine Kapelle mehr erwähnt. Dafür wird man jedoch in den älteren Zins- und Gültbüchern fündig, und zwar gleich im ältesten aus dem 17. Jahrhundert, das als „Brözinger meß buch“ bezeichnet ist und der Reihe nach alle Grundstücksbesitzer mit ihren Flurstücken und darauf lastenden herrschaftlichen Geldverpflichtungen aufführt. Hier ist der Einwohner Andres Hornbach in der Flur „gegen Walthüren“ – und das entspricht dem in Frage stehenden Flurgebiet – mit folgendem Acker genannt: „1 Viertel 19 ruten am negelß bildt neben Hans Bumann, gibt güldt, ist michel bäuerlein Hoff, 2¼ fl.“⁸⁾). Also war schon in den 1650er Jahren bzw. nach dem Dreißigjähri-

gen Krieg, als der zitierte Band angelegt wurde, das „negelß bildt“ ein Begriff, und dies blieb so, wie in den späteren Gültbüchern zu verfolgen ist, bis ins 18. Jahrhundert. So ist im Buch von ca. 1750 Bernhard Sans verzeichnet mit 32 Ruten Land, mit einem Gulden und 35 Kreuzern zinspflichtig und gelegen „Am Negeleß bilt neben Hanß bopp Vnd dem Waltürner Weg beuwerleß Hoff“⁹⁾. Wann sonst auf Flurdenkmäler Bezug genommen ist, heißt es nur „gegen hartheimb bei dem bildt“ oder „bei den wiesen vnder dem bildt“¹⁰⁾. Das „Nägelesbild“ mußte also etwas besonderes gewesen sein – hier genannt als Pars pro toto für den vermuteten kleinen Wallfahrtsmittelpunkt?

Die kirchlichen Archivalien freilich enttäuschen, obwohl man gerade von ihnen weitere Aufschlüsse hätte erwarten können. In Wallfahrtskapellen fielen Opfer an, die meist von der Kirchenkasse vereinnahmt wurden, und andererseits zogen Wallfahrtskulte Ausgaben nach sich: für Wallgänge und die Gestaltung besonderer Feiertage, die den amtlich daran Beteiligten besonders vergütet wurden. Von all dem ist in den Bretzinger Kirchenrechnungen zwischen 1654 und 1770, wie sie zusammen mit den späteren Jahrgängen fast noch komplett im Bretzinger Pfarrhausspeicher liegen, nichts zu finden. Lediglich die Besuche benachbarter Geistlicher und Schulmeister in der Kreuzwoche, „alß man hiehero wallfarthen gangen“ (zur Pfarrkirche!), schlugen darin mit Ausgaben zu Buche, und Opfergefälle wurden nur am Sebastians- und am Vitustag vereinnahmt, als die Feste der beiden Kirchenpatrone begangen wurden. Gleichwohl darf man auch aus diesem negativen Befund Schlüsse ziehen. Die vermutete Kapelle war offensichtlich in Privatbesitz, der Kult dort beschränkte sich auf Zulauf außerhalb des direkten kirchlichen Einflusses, und Geldopfer sind wohl jeweils für die Instandhaltung des Bauwerkes verwandt worden. Man hat sich dieses folglich als kleine Wegkapelle vorzustellen, wie es sie in der gleichen Landschaft mehrfach gab, und zwar mit sehr ähnlicher Geschichte. Verwiesen sei auf die 1727 privat er-



Die Heilig-Blut-Kapelle von 1749 im „Walldürner Wald“ bei Bretzingen

Foto: P. Assion

stellte St. Erasmuskapelle bei Reinhardsachsen¹¹⁾ und weitere Kapellen in deren Nachbarschaft, ebenfalls kleine Wallfahrtszentren oder aber Zwischenstationen der im 18. Jahrhundert blühenden Großwallfahrt Walldürn. Daß es solche Wegkapellen tatsächlich auch schon im 17. Jahrhundert gab, belegt dazu die sogenannte „Aschaffburger Kapelle“ an der Miltenberger Straße kurz vor Walldürn, denn ihrer Altarinschrift nach ist sie 1655 „wider aufgeführt“ worden (nachdem sie nach 1618 errichtet und im Dreißigjährigen Krieg offenbar in Verfall geraten war).

Alle Kapellen aber, die für einen Vergleich mit der Nägelesbild-Kapelle in Frage kommen, zeigen den gleichen Bezug zu Walldürn, wie ihn auch die noch vorhandene „Dürmer Kapelle“ (vgl. oben) aufzuweisen hat. Sie stehen an den Wallfahrtswegen und -straßen nach Walldürn, sind zumeist Heimstätten eines nach Walldürn hin ausgerichteten Blut- und Leidenskultes und

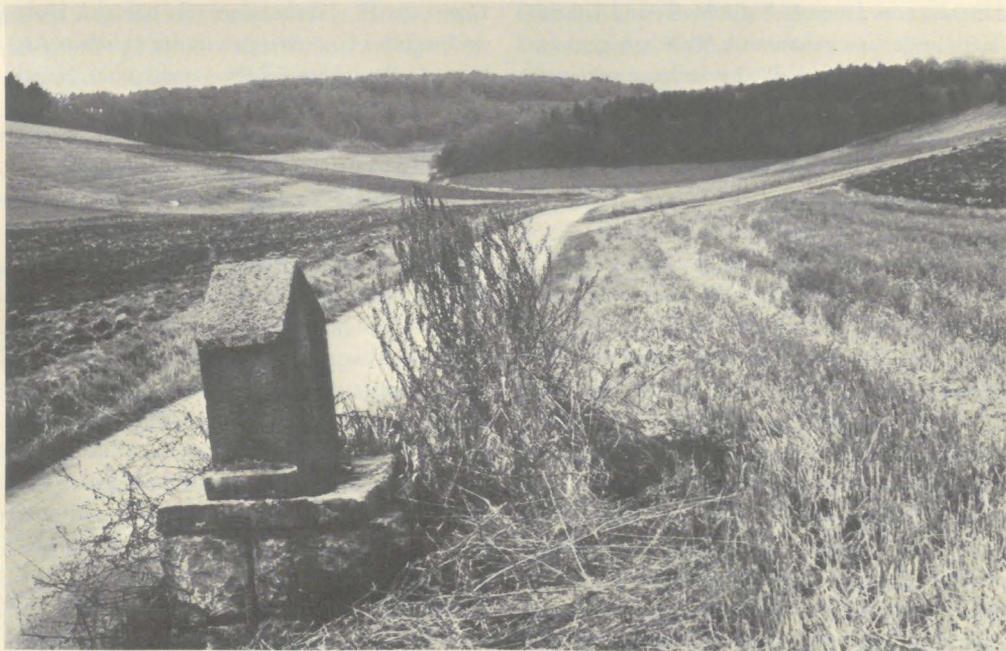
wurden vorwiegend von Fußwallfahrern besucht, die im Frühsommer prozessionsweise oder einzeln in den berühmten Blutkultort zogen. Es fällt nicht schwer, auch von der Nägelesbild-Kapelle die Verbindungslinien nach Walldürn zu ziehen. Sie stand ebenfalls an einem viel begangenen Wallfahrtsweg; am gleichen, auf den schon bei Besprechung der „Dürmer Kapelle“ hinzuweisen war und der uns nicht zufällig als „Walldürner Weg“ in den Gültbüchern wiederbegegnete, gekennzeichnet durch noch manch anderes ältere und jüngere religiöse Mal. Er bildete für Wallfahrer aus östlicher Richtung die nächste Verbindung von Bretzingen über Höpfingen nach Walldürn (ca. 10 km), und zwar als Teilstück eines Weges, der schon bei Tauberbischofsheim begann und (ab Bretzingen) auch von Wallfahrern aus der Mergentheimer Gegend benützt werden konnte, falls diese nicht schon in Erfeld nach Waldstetten abbogen (wie heute noch die alte Mergentheimer Fußprozession)¹²⁾. Für Wallfahrer aus dem Taubertal war dadurch Bretzingen wichtige Rast- und Sammelstation – eine Tatsache, von der der Ort wie mancher andere auch wirtschaftlich profitierte. Deutlich genug kommt dies noch in dem Gutachten zum Ausdruck, das 1810 die badische Regierung über die Walldürner Wallfahrt erstellen ließ, denn darin sind neben der Wallfahrtsstadt selbst auch Hardheim, Höpfingen und Bretzingen als besondere Nutznießer des Wallfahrtsbetriebes genannt¹³⁾. Und wenn folglich die „Dürmer Kapelle“ 1749 vor allem deshalb an ihren Ort kam, weil sie hier vielen Betern sichtbar war und ihnen als Hinweis auf das nahe Ziel das letzte Stück ihres Wallfahrtsweges markierte, so mochten die gleichen Überlegungen schon den unbekanntem Stifter der Nägelesbild-Kapelle bewogen haben, eine Andachtsstätte gerade am „Walldürner Weg“ zu errichten. Jedenfalls war die Kapelle nicht ohne Grund gut zugänglich am Weg erstellt worden, und daß sie offensichtlich dem Kult der Kreuznägel Christi gewidmet war und laut Ausweis des Namens ein entsprechendes „Bild“ barg, paßt gleichfalls ins Pan-

orama der Walldürner Wallfahrtslandschaft oder fügte sich alsbald zwanglos darin ein, denn dieser Kult war ja nur ein Nebetrieb der allgemeinen Verehrung des Leidens und Sterbens Christi und deshalb gerade in Walldürn nicht fremd. Es braucht nur auf die hier gepflegte Andacht zu den hl. fünf Wunden und auf die Verherrlichung der Leidenswerkzeuge als „Arma Christi“ (Waffen Christi) in Wort und Bild hingewiesen zu werden^{13a}), Devotionen, bei denen immer auch die Kreuznägel präsent waren. So etwa auf jenen großen Kreuzen mit den Leidenswerkzeugen, die im 17. Jahrhundert den in Walldürn eintreffenden Prozessionen entgegengetragen oder von diesen selbst mitgeführt wurden. Und beim Heiligen Blut wurden u. a. Wachsherzen geopfert, die das Jesus-Monogramm und das Bild der drei Nägel (also eigentlich das Jesuitenwappen) trugen (ein Holzmodell hierzu im Walldürner Wallfahrtsmuseum).

Zum Verständnis solcher Erscheinungen will freilich auch die ältere Geschichte des Nagelkultes gekannt sein, der ursprünglich kein Bild-, sondern ein Reliquienkult war und den echten Nägeln galt, mit denen Christus ans Kreuz geschlagen war. Diese sollen im 4. Jahrhundert zusammen mit dem Kreuz durch die hl. Helena wiedergefunden worden sein, und während einerseits überliefert wurde, Kaiser Konstantin habe sie zu Pferdezügeln und einem Helm umarbeiten lassen, schuf sich andererseits der Wunsch nach dem Besitz der Nägel immer wieder neu die entsprechenden Reliquien. Diese Entwicklung kam zur Zeit der mittelalterlichen Passionsmystik zu ihrem Höhepunkt, und schließlich gab es 36 heilige Nägel in verschiedenen Heilumsschätzen¹⁴), u. a. auch ein Exemplar im Schatz der Reichskleinodien und Reichsheiltümer in Nürnberg. Für dieses und für den hl. Speer, gleichfalls in Reichsbesitz,

Der Bretzinger Heuackerweg: ein alter Wallfahrtsweg nach Walldürn, an dem vermutlich die Kapelle mit dem ursprünglichen Nägebild stand. Im Hintergrund der sog. „Walldürner Wald“. Die kleine Wegkapelle links stammt von 1852

Foto: P. Assion



führte 1353 Papst Innozenz VI. auf kaiserlichen Wunsch das „Festum ss. lanceae et clavorum Christi“ ein, das besonders in Deutschland und Böhmen gefeiert wurde und im „Dreitag“ (ursprünglich der Freitag auf Sonntag Quasimodo geniti) seine Nachfolge fand¹⁵). Dieser Feiertag wurde vor allem im Bistum Bamberg gehalten, da Nürnberg zu diesem Bistum gehörte. Der Bamberger Domschatz enthielt jedoch auch selbst seit mindestens dem 15. Jahrhundert einen berühmten hl. Nagel, und so strahlte der Nagelkult stark von dieser Stadt aus und wurde durch die kärntnischen Besitzungen des Bistums sogar bis nach Kärnten getragen¹⁶). Nach den Wirren der Reformationszeit belebte ihn barocke Kultfreudigkeit neu.

Zur Verselbständigung des Nagelkultes trugen dann seit dem Mittelalter die bildlichen Reproduktionen der Reliquiennägel bei. Von Wallfahrten nach Bamberg und nach Trier, wo sich im Dom ebenfalls ein berühmter hl. Nagel befand, brachten die Pilger kleine Nagel-Kopien mit, die als Amulette gebraucht wurden¹⁷). Von dem Trierer Nagel kursierten auch Abbildungen, von denen sich die Maß- und Umrißzeichnungen, sogenannte „Wahrhaftige Längen des Nagels Christi“, herzuleiten scheinen, denen um 1500 Schutz vor der Pest und sonstige Segenskräfte zugeschrieben wurden¹⁸). Und die Steiermark brachte im 18. Jahrhundert den „Kuß-“ oder „Ablaßnagel“ hervor, der an einer kleinen Kette noch heute an Wegkreuzen hängt und dort Gegenstand besonderer Verehrung war¹⁹). Wo aber der bildliche Zusammenhang mit dem Gekreuzigten gewahrt blieb und als besondere bildliche Zeichen Kreuznägel begegnen, die am ursprünglichen Ort durch ihre Größe oder sonstige Eigentümlichkeiten auffallen, ist Kruzifixen dieser Art Gnadenbild-Charakter zugewachsen, und sie sind zu Mittelpunkt der Bildwallfahrten des Nagelkultes geworden. Dies gilt wohl schon für den großen Christus von ca. 1350 im Würzburger Neumünster, der die Arme vom Kreuz gelöst und über der Brust verschränkt hat, so daß die von

den Handrücken weit abstehenden Nägel besonders ins Auge springen. Das Bildnis, in einer Altarnische des Kuppelraumes aufgestellt, wird seit jeher viel verehrt und gilt als „Pestkreuz“, was an die Schutzfunktion der wahren Nagel-längen erinnert. Daß es die Darstellung einer mystischen Vision sein soll, braucht nicht gegen Beziehungen zum Nagelkult zu sprechen, sondern könnte vielmehr den Sonderfall anzeigen, daß dieser Kult sich hier auf dem Umweg über eine Vision bildlich ausgewirkt hat.

Ein anderes Gnadenbild, das sich der Nagelkult zu schaffen wußte, ist in Villingen vorhanden und wurde in der Bickenkapelle an der Straße nach Schwenningen von Betern und Wallfahrern aufgesucht²⁰). Es handelt sich um das schon 1422 urkundlich bezeugte „nägels crutz“, dessen Verehrung um 1735 neu belebt wurde: mit dem Hinweis auf Villingens Rettung im Dreißigjährigen Krieg durch angeblich dieses Kreuz. Von dessen tatsächlicher Bedeutung war damals nichts mehr bekannt, so daß der Name „Nägelskreuz“ von einem Bauern namens Nägels hergeleitet wurde, der das Kreuz einst gefunden haben sollte²¹). Auch wies das Kreuz im 18. Jahrhundert (als bemalte Holzskulptur des Gekreuzigten in der üblichen Art) keinen erkennbaren Bezug mehr zum Nagelkult auf, wie er gleichwohl einst bestanden hat und nicht nur durch den Namen bezeugt wird. Eine Motivtafel von 1633²²) zeigt das Kreuz noch im älteren Zustand, und es fallen hier drei große Nägel an den oberen Kreuzenden auf, um die wie ein Baldachin ein schmales Leinentuch – das Grabtuch Christi – herumgelegt ist. Als 1633 die Bickenkapelle abbrannte und das Kreuz bis zu deren Neuaufbau ins Münster kam, könnte das Gnadenbild dann zum gewöhnlichen Kruzifix vereinfacht worden sein. Im 18. Jahrhundert war die alte Bildtradition dann vollends vergessen, und der Gekreuzigte erhielt zwar 1710 ein Metallherz und 1748 Kopf-Strahlen aufgesetzt²³), aber keine neue Nagel-Zier.

Vor dem Hintergrund solcher Belege also – und nicht nur im Zusammenhang mit der Walldür-

ner Wallfahrt allein – ist zu sehen, was auf einen Nagelkult auch im Erftal hindeutet. Ob das Nagel-Motiv – vielleicht unter Mithilfe eines Ortsgeistlichen – von Bamberg über Würzburg nach Bretzingen eingewandert war? Immerhin war Bretzingen bis 1808 würzburgische Pfarrei²⁴) und auch territorial dem Würzburger Bistum zugehörig (1656–1803). Und ob man sich das Nägelesbild als einen hölzernen Nagelchristus vorstellen darf, der in seiner Wegkapelle allen Vorüberziehenden deshalb besonders auffiel, weil er durch große oder sonstwie betonte Kreuznägel eigens gekennzeichnet war? Gewißheit zu diesen Fragen wird nie mehr zu erlangen sein, weil hierzu heute Zeugnisse und Anschauung fehlen. Ein Kreuz mit einem „Kußnagel“ war das Bretzinger Bild wohl nicht, weil solche Nagelbilder nur im alpenländischen Raum festgestellt wurden. Eher wäre noch an einen Gekreuzigten zu denken, den die „Arma Christi“ und darunter die Kreuznägel – vielleicht zu Häupten umrahmt von der Dornenkrone – so auffällig umgaben, daß auch er als „Nägelesbild“ hätte angesprochen und verehrt werden können²⁵). Mit einiger Sicherheit kann nur die Kapelle erschlossen werden, zu der man sich die eifrige Einkehr der Walldürn-Pilger²⁶), dazu auch Zulauf aus Bretzingen und Umgebung sowie den Besuch der Pfarrgemeinde bei Flurumgängen vorstellen darf. (Noch das später so bezeichnete „Nägelesbild“ war traditionelle Station bei der Flurprozession am Markustag bzw. am Sonntag danach, wie sie bis vor wenigen Jahren üblich war). Kirchliche Förderung war anscheinend nur indirekt gegeben, so daß eine soziologische Interpretation des Kultes zuerst bei der Stifterfamilie der Kapelle anzusetzen hätte. Mit gutem Grund darf man hierbei an die wohlhabendere dörfliche Oberschicht denken, die – in freilich engem Verbund mit der Kirche – auch in Glaubensdingen und Brauchtumsangelegenheiten tonangebend war²⁷). Bestätigend deutet in diese Richtung, daß das fragliche Grundstück seit jeher im Besitz der Familie Lutz war: eine Bretzinger Familie, die im Ort immer eine gewisse Rolle spielte und z. B. frü-

her die Rentmeister (Steuereinzahler, vgl. die Gültbücher) und Bürgermeister stellte. Warum verschwand die Kapelle? Zur Beantwortung dieser Frage trägt wohl, wie oben angedeutet, der Befund bei, daß die kleine Kultstätte vor oder nach 1800 abgekommen sein muß, d. h. zu einer Zeit, als sich im philosophischen und theologischen Denken eine Abkehr von den Traditionen der Vergangenheit vollzog und auch die Kirche in Gegensatz zu ihren früher gepflegten und volkstümlich gewordenen Kultformen geriet. Der Begriff „Aufklärung“ ist dazu das Stichwort. Sie wirkte sich auch stark im Würzburger Bistum aus, u. a. durch Unterdrückung des Wallfahrtswesens. Zwar ist es hier „im Kampf gegen die Wallfahrtskirchen nicht zu solchen Exzessen gekommen, wie in Altbayern, jedoch wurden auch hier ‚überflüssige‘ Kapellen geschlossen oder sogar abgebrochen“²⁸). Ein Abriss der Bretzinger Kapelle konnte zwar nicht direkt von der Kirche veranlaßt werden, da es sich ja wohl um eine Privatkapelle gehandelt hat. Möglich ist jedoch, daß das Bauwerk – immerhin mindestens 150 Jahre alt – reparaturbedürftig war und daß sowohl die Mittel als auch der Wille fehlten, es zu erneuern. Da auch der Wallfahrerstrom nach Walldürn dünner geworden war, fielen nicht mehr die Geldopfer an wie Jahrzehnte zuvor, und dazu mag ein neuer Ortsgeistlicher, aufklärerisch gesonnen, ins Dorf gekommen sein und darauf gedrungen haben, statt einer Wiederherstellung den Abbruch der Kapelle zu vollziehen. Mit dem alten Gnadenbild verfuhr man dabei sicher nicht zimperlich. Im theologischen Schrifttum der Zeit ist ja immer wieder die Nutzlosigkeit der Bild-Verehrung herausgestellt, und 1814 wurde in der in Bamberg herausgegebenen „Theologischen Zeitschrift“ über „die sogenannten miraculösen Bilder“ klipp und klar gesagt: „Das Bild kann hinweggeschafft, verkauft, oder auch vernichtet werden, und es geschieht ihm damit keine größere Unehre, als einem andern rechtschaffenen Heiligen, der ungekannt in einer Ecke steht, und bey dem noch kein Wunder geschehen ist“²⁹). Erst recht aber

mußte sich Kritik gegen ein Kultbild richten, das in einseitiger Übersteigerung ein Einzelement der Passion – die Nagelung – der Verehrung darbot und damit nun wohl ebenso Anstoß erregte, wie dies bekanntlich die „abgehackten“ Hände und Füße der alten Fünf-Wunden-Darstellungen taten.

Eine starke Pfarrerpersönlichkeit wirkte in jener Krisenzeit tatsächlich in Bretzingen. Dies bezeugt Aktenmaterial zum Streit um das 1800 gedruckte neue Würzburgische Gesangbuch, das eine geläuterte Frömmigkeit bewirken sollte, stattdessen aber vielerorts auf Widerspruch stieß. Eine positive Ausnahme hatte zunächst Bretzingen gebildet, wo der Pfarrer „ohne größere Reibungen“ die neuen Lieder einzuführen vermochte³⁰⁾. Daß er selber voll hinter dieser Aktion stand, ließ er wenig später in einem Brief an das Ordinariat erkennen, in welchem er aus Gerichtstetten – wohin er versetzt worden war – berichtete, „er schmeichle sich nicht zu viel zu behaupten, wenn er sage, daß dieser Gesang vielleicht in keiner einzigen Pfarrey des Hochstifts schon in diesem Grade wie daselbst hören lasse“³¹⁾. Doch der Erfolg in Bretzingen hielt nicht an, und es kam hier ebenso wie in Hardheim, Schweinberg und Erfeld zu lautstarken Protesten und unschönen Auftritten, so daß der ehemalige Bretzinger Pfarrer auf Geheiß des Vikariates in seinen alten Pfarrort zurückgehen und seinem Amtsnachfolger Beistand leisten mußte. Erwies sich folglich das obere Erfalt als besonders konservativ, so hat es doch auch nicht an Persönlichkeiten gefehlt, die der Aufklärung Geltung zu verschaffen wußten.

Eine zusätzliche Maßnahme bei der Nägelesbild-Kapelle hätte die Errichtung des oben behandelten Bildstockes bzw. dessen Verpflanzung an den Platz der Kapelle sein können. Auffällig ist, daß er zwar auf dem Grundstück der Familie Lutz stand, aber seit jeher als Eigentum der Familie Schreck betrachtet wurde, die auf der anderen Wegseite ein Grundstück besaß. Er hätte demnach früher an anderem Ort stehen können, wie die Kapelle bevorzugt am Wallfahrtsweg errichtet, aber schließlich dazu

ausersehen, diese quasi zu ersetzen am dazu sich anbietenden Platz. Und der Volksmund machte dann ein neues „Nägelesbild“ daraus.

Die Ruhe der folgenden Jahrzehnte förderte vollends das Vergessen³²⁾. Den Wallfahrtsweg nach Walldürn benützten nur noch kleine Wallergruppen und die Bretzinger Pfarrgemeinde selbst. Bretzingen war inzwischen badisch geworden und die Pfarrei 1827 dem neuen Erzbistum Freiburg inkorporiert worden. An die Zugehörigkeit zu Würzburg erinnerte nur noch eine alte Corporis-Christi-Bruderschaft und die als „Würzburger Bettag“ bis in jüngste Zeit gehaltene Sakramentsfeier am Sonntag nach Maria Geburt. Gegen Jahrhundertmitte drängten die sozialen Probleme, die Zehntablösung und die Agrarunruhen 1848 kamen auf die geschichtliche Tagesordnung, und erst im badischen Kulturkampf – der wie einst die Aufklärung gerade im oberen Erfalt Wellen schlug³³⁾ – regten sich auch in der Kirche wieder bis ins dörfliche Milieu hinunter neue Initiativen. 1868 wurde die Bretzinger Skapulier-Bruderschaft gegründet, zu der eine Herz-Mariä-Bruderschaft und die üblichen katholischen Vereine hinzukamen. Der verschollene Nagelkult aber gibt mit seinen spärlichen Resten nur noch dem Volkskundler und Kulturgeschichtler Anlaß zu Überlegungen. Sie sollten hier vorgetragen sein: u. a. auch deshalb, weil der Einzelfall, wie stets, zugleich größere geschichtliche Zusammenhänge anzeigt und zu deren Verständnis beiträgt, ohne seinerseits unabhängig von diesen Zusammenhängen verstanden werden zu können.

Anmerkungen:

¹⁾ *Heinrich Konrad Kießling*, Politisch-statistisch-topographisches Ortslexikon des Großherzogthums Baden mit historischen und volkswirtschaftlichen Notizen, Freiburg und Donaueschingen 1865, S. 34.

²⁾ *Universal-Lexikon vom Großherzogthum Baden*. Bearbeitet und herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten und Vaterlandsfreunden, Karlsruhe 1844, Sp. 192. Aus diesem Lexikon schrieb Kießling offenbar die zitierte Stelle ab.

³⁾ Vgl. *Max Walter*, Vom Steinkreuz zum Bildstock (= Vom Bodensee zum Main, 25), Karlsruhe 1923;

ders., Die Volkskunst im badischen Frankenland (= Vom Bodensee zum Main, 33), Karlsruhe 1927; Josef Dünninger und Bernhard Schemmel, Bildstöcke und Martern in Franken, Würzburg 1970.

⁴⁾ In der Umgebung finden sich entsprechende Bildstöcke etwa in Zimmern-Weidachshof (1731), Zimmern (ca. 1740), Seckach (1740), Altheim (ca. 1780), Waldauerbach (1794), Laudenberg und Schlossau (beide 1796), Langenezl (1798), Dörnbach (1800) und Schöllnbach (1801).

⁵⁾ Universal-Lexikon (wie Anm. 2).

⁶⁾ Vgl. das steinerne Altarbild in der „Schreiners-“ oder „Laurentiuskapelle“ von 1726 am Höpfinger Pfad bei Walldürn. Auch hier flankieren Engel das Blutbild, doch erscheinen oben die Heilig-Geist-Taube und Gottvater.

⁷⁾ Kopf und Säule des Bildstockes lagern gegenwärtig bei Bildhauer Bernhard in Buchen, der mit der Wiederaufstellung des Denkmals – eventuell an sicherem Standort bei der „Dürmer Kapelle“ – beauftragt ist. Dem Hardheimer Museumsleiter Robert Hensle (Mannheim) ist für entsprechende Initiativen zu danken.

⁸⁾ Gemeindearchiv Hardheim, Bretzinger „Meßbuch“ B 58, Bl. 87 v.

⁹⁾ Ebenda, Bretzinger Gültbuch B 55, Bl. 178 v.

¹⁰⁾ Wie Anm. 8, Bl. 273 r und Bl. 62 v.

¹¹⁾ Siehe Peter Assion, Die St. Erasmuskapelle bei Reinhardtsachsen, in: Badische Heimat 51, 1971, S. 265ff., sowie ders., Reinhardtsachsen und der hl. Valentin von Rufach, ebenda 56, 1976, S. 191ff.

¹²⁾ Vgl. Wolfgang Brückner, Die Verehrung des Heiligen Blutes in Walldürn. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen zum Strukturwandel barocken Wallfahrtens (= Veröffentlichungen des Geschichts- und Kunstvereins Aschaffenburg e.V., 3), Aschaffenburg 1958, S. 200ff. („Prozessionswege“) und Abb. 9 („Prozessionswege der Walldürner Wallfahrt“).

¹³⁾ Ebenda, S. 209.

^{13a)} Siehe ebenda, S. 114ff.

¹⁴⁾ Vgl. die Zusammenstellung bei F. X. Kraus, Der heilige Nagel in der Domkirche zu Trier, zugleich ein Beitrag zur Archäologie der Kreuzigung Christi, Trier 1868, S. 81ff. Zur mittelalterlichen Nagel-Verehrung siehe auch den Artikel von Josef Blinzler, Nägel hl., in: Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl., Band 7, Freiburg i. Br. 1962, Sp. 775.

¹⁵⁾ Leopold Kretzenbacher, Der Nagel am Kreuz. Das Kultzeichen einer steirischen Sakrallandschaft, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde NF 9, 1955, S. 25ff., hier S. 29 und 47.

¹⁶⁾ Zum Bamberger Kreuznagel vgl. E. Basser-mann-Jordan und W. M. Schmid, Der Bamberger Domschatz, München 1914, S. 34 und Tafel XXII A, B. Zu den Kultausstrahlungen nach Kärnten siehe

Kretzenbacher (wie Anm. 15), S. 47, sowie Helge Gerndt, Vierbergelauf. Gegenwart und Geschichte eines Kärntner Brauchs (= Aus Forschung und Kunst, 20), Klagenfurt und Bonn 1973, der der Feier des „Dreinageltages“ auf dem Magdalensberg im Rahmen des sog. „Vierbergelaufes“ nachgeht.

¹⁷⁾ Lenz Kriß-Rettenbeck, Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens, München 1963, S. 74.

¹⁸⁾ Adolf Jacoby, Heilige Längenmaße. Eine Untersuchung zur Geschichte der Amulette, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 29, 1929, S. 1 ff. und 181 ff., hier S. 209–213. Vgl. dazu auch eine anonym veröffentlichte Anweisung zum Gebrauch der „leng der dreijn nagel“ aus dem späten 15. Jahrhundert in: Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit NF 2, 1854, Sp. 17, und ebenda NF 1, 1853, Sp. 136 einen spätmittelalterlichen Segen, der sich auf die fünf Wunden und die drei Nägel beruft. Laut der Anweisung sollte man die Nagellängen mit sich tragen und anschauen, um Vergebung der sieben Todsünden zu erlangen, um vor übler Nachrede und Nachstellungen des bösen Geistes geschützt zu sein und um sich Ehre und Reichtum zu erhalten. Fast die gleichen Wirkungen schreibt ein Text in der 1516 angelegten Handschrift Cpg. 109 der Heidelberger Universitätsbibliothek, Bl. 148 v, der Verehrung der Nagellängen zu, fügt jedoch noch den Schutz vor Gift und eisernen Waffen, vor Unwetter, Pest, Fallsucht und jähem Tod hinzu. Daß die gleichen Vorstellungen auch in der Walldürner Gegend geläufig waren, bezeugt das Brauchbuch des Walldürner Webers Trunk, jetzt ebenda im Heimatmuseum, mit einem Segen, der die drei Nägel zum Schutz vor Feinden anrufen ließ.

¹⁹⁾ Kretzenbacher (wie Anm. 15).

²⁰⁾ August Baumhauer, Das Villingener Nägelinskreuz. Geschichte einer verschollenen Wallfahrt, in: Mein Heimatland 20, 1933, S. 114ff. Der gleiche Aufsatz, nur um den Schlußabsatz gekürzt und ohne Bilder, erschien auch in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF 56, 1943, S. 661ff. Vgl. auch A. Birlinger, Das Nägelinskreuz in Villingen, in: Alemannia 18, 1890, S. 278f. (Ursprungssage der Wallfahrt).

²¹⁾ So auch noch Ernst Schneider, Personen- und Familiennamen als Bestimmungswörter bei Kreuz-Flurnamen, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 17, 1943, S. 161ff., hier S. 164f.

²²⁾ Abgebildet bei Baumhauer (wie Anm. 20), S. 120.

²³⁾ Vgl. den Untersuchungsbericht von Anton Müller, Noch einmal: das Villingener Nägelinskreuz, in: Mein Heimatland 20, 1933, S. 303ff. Hier wie bei Baumhauer ist der alte Bezug zum Nagelkult jedoch nicht erkannt.

²⁴⁾ Zur Geschichte der Pfarrei und ihrer Filiale Erfeld vgl. Robert Hensle, Erfeld, eine Gemeinde des Bau-

landes (1244–1969), Erfeld (Selbstverlag der Gemeinde) 1970, S. 75 ff.

²⁵⁾ Als Parallelbeispiel könnte ein Bildstock von ca. 1780 bei Altheim am alten Weg nach Walldürn angeführt werden, dessen Tafel die Arma Christi zeigt und der – Pars pro toto – nach dem Hahn des Petrus als „Gökersbild“ bezeichnet wird.

²⁶⁾ Es spricht alles dafür, daß der im Universal-Lexikon (wie Anm. 2) erwähnte „starke Besuch“ ein solcher der Walldürn-Pilger war, lenkte doch gerade die Heilig-Blut-Wallfahrt hier bedeutende Pilgerströme vorbei. Zu den kleinen Sekundärwallfahrten an den Wegen nach Walldürn und zum kurz erwähnten Bretzinger Nägelesbild vgl. auch *Peter Assion*, Nahwallfahrten im Odenwaldbereich, in: Sammlung zur Volkskunde in Hessen, Heft 12 (= Zeugnisse der Volksfrömmigkeit), 1978, S. 27 ff., hier S. 35. – Ob mit dem Besuch des Bretzinger Nagelchristus noch besondere Anliegen verknüpft waren, ist ebenso unbekannt wie vieles andere nur Vermutbare. Möglicherweise wurden von der andächtigen Betrachtung des Gnadenbildes mit den Nägeln die gleichen Wirkungen wie bei den Nagellängen (vgl. Anm. 18) erwartet, zu denen jeweils ausdrücklich angegeben ist, daß man sie nicht nur bei sich haben, sondern anschauen müsse; der Nutzen erwies sich dem Gläubi-

gen dann „zu wöllicher zeyt oder stundt er die figur andechtiglich ansicht“ (Cpg. 109).

²⁷⁾ Vgl. dazu die Geschichte der Erasmuskapelle bei *Assion* (wie Anm. 11). Was über die Stifterfamilie Müssig zu ermitteln war, läßt jedenfalls ähnliche Verhältnisse auch im Falle Bretzingers vermuten.

²⁸⁾ *Barbara Goy*, Aufklärung und Volksfrömmigkeit in den Bistümern Würzburg und Bamberg (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, 21), Würzburg 1969, S. 144, mit Verweis auf *F. Schnelbögl*, Entbehrliche Kirchen und Kapellen, in: *Die Fundgrube*, Lauf 1935, S. 14 f. und S. 32.

²⁹⁾ Zitiert nach *Barbara Goy* (wie Anm. 28), S. 140.

³⁰⁾ Ebenda, S. 269.

³¹⁾ Ebenda.

³²⁾ Es kann daher nicht verwundern, wenn bei *M. Stromeyer*, Die katholisch kirchlichen Oberbehörden, Pfarreien, Benefiziate und Lehranstalten im Großherzogthum Baden, Karlsruhe 1825, und in den Realschematismen der Erzdiözese Freiburg von 1863, 1910 und 1939 zwar Bretzinger mit seinen Pfarreiverhältnissen erwähnt ist, ohne daß zugleich ein Hinweis auf die Nägelesbild-Wallfahrt gegeben wird.

³³⁾ Siehe *Hensle* (wie Anm. 24), S. 202 f.

Das Ettenheimer Heilige Grab – ein Werk des Kirchenmalers J. Pfunner

Peter Assion, Freiburg/Walldürn

In Ettenheim und dem Stadtteil Ettenheimmünster veranstaltete im Oktober 1978 ein Bürgerausschuß mit viel Erfolg eine „Kulturhistorische Woche“. Deren Aufgabe war es, den Einwohnern „noch vorhandene kultur- und kunsthistorische Schätze sowie die Sprache unserer Heimat in Ausstellungen und Veranstaltungen darzustellen“¹). Im Palais Rohan war u. a. der „Kippenheimer Altar“ – ein Meisterwerk der Spätgotik – neu zusammengefügt und Besuchern zugänglich gemacht worden, während in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Ettenheimmünster Gegenstände aus dem Kirchenschatz, darunter die berühmte Landelinsbüste, zu besichtigen waren. Mit einer Besonderheit aus dem reichen, aber nicht immer öffentlich präsenten Schatz kultur- und kunstgeschichtlicher Überlieferung hatte dazu auch die Stadtpfarrkirche St. Bartholomäus aufzuwarten. Hier war im Chor erstmals wieder das große barocke Heilige Grab aufgebaut worden, das Ettenheim sein eigen nennt. Bis zum Zweiten Weltkrieg war der eindrucksvolle Kulissenbau regelmäßig von Gründonnerstag bis Karsamstag zu sehen gewesen, danach aber – abgesehen von der zentralen Abendmahlsszene, die an einem Seitenaltar Aufstellung fand – nicht mehr aufgeschlagen worden, so daß die neu gebotene Möglichkeit zur Besichtigung besonders dankbar begrüßt wurde.

Das Ettenheimer Heilige Grab ist ein mächtiger, ca. 7 m hoher und kulissenartig in die Tiefe gestaffelter Aufbau aus bemalten Einzelteilen (Öl auf Leinwand und z. T. auf Holz). Illusionistische Architekturmalerei täuscht eine Art Triumphbogen vor, errichtet über dem Grab Jesu, das dadurch ganz so gestaltet ist, wie es

der oben von Engeln gehaltene und von zwei Propheten vorgewiesene Isaias-Spruch verkündet: „und sein grab wird herrlich seyn“. Dahinter geht der Blick nicht ins Leere, sondern beiderseits vorragende Versatzstücke schaffen Raum, und indem sich hier die auf der Vorderseite aufgemalten Passionsszenen (links die Todesangst am Ölberg, rechts die Geißelung) mit Dornenkrönung (links) und Kreuztragung (rechts) fortsetzen, wird der Blick des Betrachters durch den Triumphbogen hindurch auf das Passionsgeschehen insgesamt hingelenkt. Im Mittelpunkt nimmt dann nicht die Kreuzigung, sondern die Abendmahlsszene mit der Einsetzung des Altarsakramentes den Blick gefangen, und während dadurch auf die irdische Präsenz Christi hingewiesen ist, sind weitere Teile des Grab-Aufbaues so angeordnet und bemalt, daß die Sicht in die Tiefe des Himmels und der Ewigkeit frei zu sein scheint: in jene Sphäre also, die Christi Tod als Tat der Liebe einer sündigen Menschheit neu erschloß. Engel schweben dort in den Wolken, und leitbildhaft leuchten christlicher Hoffnung die Arm- und Fußwunden des Erlösers, darüber das Schweiß-tuch und ganz oben das Liebeshertz mit der Seitenwunde voran, während auf der Vorderseite den ganzen Aufbau ein Kreuz krönt, umwunden mit der Dornenkrone. Ein anspruchsvolles geistiges Programm ist hier also verwirklicht und nicht zuletzt technisch und malerisch gekonnt in ein großes Schauobjekt umgesetzt, das so, wie es der bilderreichen Barockzeit gemäß war, Glaubensfestigung bewirken und Heilsgewißheit vermitteln sollte. Beim gläubigen Kirchenvolk hat es seinen Eindruck einst sicher nicht verfehlt. Durch kleinere Umbauten hatte

die Wirkung sogar noch verstärkt werden können. So war die Abendmahlsszene früher nur am Gründonnerstag zu sehen und wurde abgebaut, damit am Karfreitag der Grabchristus mit den beiden schlafenden Wächtern im Mittelpunkt stehen konnte. Doch auch dieses Teil – mit perspektivisch trickreicher Malerei eine tiefe Grabkammer vergegenwärtigend – konnte herausgenommen werden, um am Karsamstag den Kirchenbesuchern das leere Grab vorzuweisen. In der runden Nische im Hintergrund des Gesamtaufbaues aber hatte einst sicher das Allerheiligste seinen Platz, dessen Erhebung und Aufstellung auf dem Altar dann – wie es der einstigen Karwochenliturgie entsprach – den Höhepunkt der samstäglichen Auferstehungsfeier bildete.

Über den Schöpfer des Kunstwerkes und dessen Alter sind wir durch folgende Signatur am Grab unterrichtet: „Johann Pfunner invenit et pinxit 1771“²⁾. Pfunner war seinerzeit ein zu Freiburg i. Br. ansässiger vielbeschäftigter Maler, dessen Spuren der Kunsthistoriker Hermann Ginter nachgegangen ist. Dieser konnte feststellen, daß Pfunner aus Schwaz in Tirol stammte, dort wohl 1716 geboren und in einer bayerisch-österreichischen Malerschule ausgebildet wurde, um sich dann etwa 1745 in Freiburg niederzulassen, wo er am 7. 2. 1749 die Zunftzugehörigkeit erlangte, 1775 das Haus Nr. 96 in der Kaiserstraße besaß und am 24. 3. 1788 verstarb³⁾. Zugleich mit Johann Pfunner tauchte der Faßmaler Franz Friedrich Pfunner in Freiburg auf (1743 zünftig, gest. am 24. 2. 1781 in Offenburg), in dem ein Bruder des Kirchenmalers vermutet wird. Und auch der Maler Benedikt Gambs, ein Allgäuer unbestimmter Herkunft, könnte zusammen mit Johann Pfunner in die Hauptstadt Vorderösterreichs gekommen sein. Dieser Zustrom junger begabter Künstler ergab sich um die genannte Zeit nicht zufällig, sondern war durch wirtschaftliche und politische Umstände bedingt. Freiburg hatte im Dreißigjährigen Krieg sehr zu leiden gehabt und war auch unter der späteren Franzosenherrschaft nicht zur Ruhe gekommen. Im 18. Jahr-

hundert lag es noch immer tief darnieder (letzte Belagerung 1744) und erholte sich wirtschaftlich nur langsam, womit auch die Voraussetzungen fehlten für eine künstlerische Entwicklung aus eigener Kraft. Um Anschluß an den Barockstil gewinnen zu können, waren Stadt und Umgebung auf zuwandernde Künstler angewiesen, und so hatten schon die vorarlbergischen Meister Peter Thumb und Franz Beer die barocke Kirchenbaukunst an den Oberrhein verpflanzt, ehe dann Kirchenmaler wie Pfunner und andere auch die luftige und bewegte Decken- und Altarmalerei des Barock bzw. Rokoko hier heimisch machten. Freiburg wurde durch sie dann allerdings „rührige Mittelstation“ für die Barockmalerei Süddeutschlands⁴⁾. Von Johann Pfunner, dem Ginter ein „nervöses, unruhiges Temperament“ bescheinigt und den er als „am meisten beschäftigten und gut begabten Freiburger Kirchenmaler“ wertet⁵⁾, kennen wir Werke in Freiburg selbst und in einem Umkreis bis hin zur Baar, an den Neckar und die Ortenau hinunter. Er malte Altarblätter für Kirchen und Kapellen, vor allem aber Deckenbilder in illusionistischer Manier. Sein erster größerer Auftrag ging ihm hierzu 1754 in Herbolzheim i. Br. zu, und 1756 malte er die Pfarrkirche Niederschopfheim, 1761 die Stadtkapelle St. Katharina in Mahlberg, 1765 die evangelische Kirche Meissenheim und 1775 – seine letzte größere Arbeit – die Pfarrkirche Endingen a. K. entsprechend aus. In Freiburg verewigte er sich vor allem mit den Deckenmalereien von 1760 in der neuen Friedhofskapelle, die zu seinen besten Leistungen gezählt werden. Hier hat er sich auch bereits mit dem Motiv des toten Christus im Grab auseinandergesetzt. Er malte den Erlöser in Erwartung der Auferstehung und gestaltete das Grab als „pompös sich aufbauendes Mausoleum“ (Ginter), griff also ideell der späteren Arbeit in Ettenheim vor. 1765 wiederholte er in enger Anlehnung an das Bild in der Freiburger Friedhofskapelle zu Meissenheim eine Heilig-Grab-Darstellung. Bevor man Pfunner auch in der fürstbischöflich-straßburgischen Amtsstadt Ettenheim mit



Barocker Heilig-Grab-Aufbau in der Pfarrkirche Ettenheim

Foto: Jürgen Martin, Freiburg

Aufträgen bedachte, hatte er sich schon in Appenweier, Niederschopfheim, Nußbach, Mahlberg, Meissenheim und wohl auch Hofweier mit kleineren und größeren Arbeiten einen Namen gemacht. Es war deshalb nur natürlich, daß man ihn auch in Ettenheim zuzog, als dort „aus dem Lebensgefühl des Barock“ die im Dreißigjährigen Krieg völlig niedergebrannte Stadt neu erstand und 1768 bis 1772 als „hohen lichten Barockbau“ die Pfarrkirche St. Bartholomäus erhielt⁶⁾. Für den Hochaltar dieser Kirche schuf Pfunner das stattliche Gemälde mit dem Martyrium des Kirchenpatrons⁷⁾ und das eingangs beschriebene Heilige Grab für die Kartage – zwei Arbeiten, für die er außerordentlich hoch bezahlt wurde. Er erhielt für sie 300 Gulden⁸⁾, d. h. nur 100 Gulden weniger, als er für die gesamte Ausmalung der Meissenheimer Kirche bekommen hatte, und als er 1777 in Wyhl die Blätter für den Hochaltar und zwei Seitenaltäre schuf, erhielt er mit 180 Gulden fast genau soviel wie für das Ettenheimer Heilige Grab allein, das sich auf 168 Gulden⁹⁾ gestanden hat. Daß man Pfunner in Ettenheim schätzte, zeigte sich später noch durch weitere Aufträge. So malte er auch das Bild für den rechten Seitenaltar, der einst der Zunftbruderschaft gehörte: einen heiligen Sebastian. Als bewegliches Schau- und Brauchtumsobjekt blieb das Ettenheimer Heilige Grab offenbar eine vereinzelte Arbeit Johann Pfunners, und es steht auch ziemlich vereinzelt in der oberrheinischen Kulturlandschaft, auch wenn es hier noch an zwei oder drei weiteren Orten barocke Grab-Aufbauten gegeben haben soll. Der Kult des Heiligen Grabes war hier zwar wie in allen katholischen Landschaften traditionell und schon im späteren Mittelalter ausgeprägt, als zu mystisch inspirierter Leidensbetrachtung in den Kirchen feste Steingräber mit dem toten Christus errichtet wurden (vgl. dasjenige von 1340/50 im Freiburger Münster. Weitere Gräber in Gengenbach und Offenburg). Auch das nur zu den Kartagen errichtete Heilige Grab mit einer Holzfigur in einer Grabnische war schon sehr früh bekannt¹⁰⁾ und bis in jüngste Zeit

brauchtümlich. Ein Grab-Aufbau wie der Ettenheimer aber läßt sich mit diesen Traditionen nur unzulänglich erklären, hat sich das Passionserleben hier doch ungleich aufwendiger und beziehungsreicher manifestiert: eher so, wie man es aus dem südbayerisch-österreichischen Raum und von dortigem religiösem Schaugepränge her kennt¹¹⁾. Alpenländischen Einfluß braucht man nun freilich nicht nur zu vermuten und über Freiburgs österreichische Vergangenheit plausibel zu machen. Pfunner selbst war Tiroler, und er kannte Heilige Gräber dieser Art gewiß aus seiner Heimat. Es spricht viel dafür, daß ein ähnliches Objekt in Ettenheim erst auf seinen Vorschlag hin gefertigt wurde, nachdem es ihm offenbar gelungen war, Pfarrer und Bürgerschaft von dessen Sinn und Schönheit zu überzeugen. Seine Signatur „Pfunner inventit“ (d. h. Idee von Pfunner) scheint dies zu bestätigen und ist wohl über die kunstreiche Projektierung hinaus auf den Einfall zu beziehen, ein Grab dieser Größe und Aufmachung in seinem Arbeitsbereich ganz neu einzuführen.

Beispiele und Vorbilder für die Arbeit Pfunners findet man in der Tat sehr zahlreich in Tirol¹²⁾. Hier sind in Stadtkirchen seit dem 15. Jahrhundert Karwochen-Heilig-Gräber nachzuweisen (Bozen 1478, Brixen 1555, Innichen ca. 1550), und hier hat sich auch – unter dem Einfluß des Jesuitenordens – der Grab-Brauch seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts besonders weit und intensiv ausgebreitet. Schon früh handelte es sich um große dekorative Aufbauten. Berühmt waren insbesondere diejenigen in der Landeshauptstadt Innsbruck, und 1628 waren dort in neun Kirchen prächtige Gräber erstellt, die sogar der Tiroler Erzherzog mit Gefolge der Reihe nach besichtigte. Auch die am Karfreitag umherziehenden Büsser- und Geißlerprozessionen pflegten in verschiedenen Kirchen die Gräber zu besuchen und dort Andachten abzuhalten¹³⁾. Mit dem Aufschwung der Malerei im 17. Jahrhundert und unter dem Einfluß des jesuitischen Dekorations- und Theaterkünstlers Andrea Pozzo aus Trient, der auf einer Reise

von Rom nach Wien in Innsbruck persönlich ein Heiliges Grab „inventiert“ haben soll¹⁴⁾, nahmen die Gräber an Pracht noch zu und sind aus großen bemalten Versatzstücken gefertigt worden – ganz so, wie dies dann auch Pfunner tat. Schon vor dessen Zeit fertigten die besten Tiroler Maler die Gräber an, und vor allem die Deckenmaler – wie der bekannte Egid Schor – brachten ihr Können, an der perspektivischen Deckenmalerei geschult, mit großartigen Prospektkünsten und gemalter Säulenarchitektur zur Geltung. Pfunner hatte die Arbeiten seiner Vorgänger gewiß in Innsbruck kennengelernt. Aber auch seine Heimatstadt Schwaz besaß in der Pfarrkirche ihr aufwendiges Heiliges Grab, das schon für 1586 als „stattliches, zierlich bemaltes“ Schauobjekt beschrieben ist¹⁵⁾, und 1713 schuf ein Maler dort noch ein zweites und moderneres (1764 erneuertes) Heiliges Grab: für die Franziskanerkirche¹⁶⁾. So hatte es Pfunner an Anschauung nicht gefehlt, abgesehen davon, daß zu seiner Jugendzeit fast jede Dorfkirche schon ihr Barock-Grab besaß. Im späten 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen trotz zeitweiliger Unterdrückung des Brauches weitere Gräber hinzu, und sie erhielten sich mancherorts bis heute und sind z. T. in der alten Art in Funktion¹⁷⁾.

Nach der „Neuentdeckung“ des Ettenheimer Heiligen Grabes scheint es, daß auch dieses noch eine Zukunft hat. Nach Auskunft des Pfarramtes ist zwar nicht geplant, das Grab wieder alljährlich zu den Kartagen zu errichten. Wohl aber ist daran gedacht, die z. Z. im Turmhaus verwahrten Teile gelegentlich restaurieren und von möglichen Übermalungen späterer Zeit befreien zu lassen, um dieses bemerkenswerte Werk Johann Pfunners eventuell in einem Museum zu dauernder Aufstellung zu bringen.

Anmerkungen:

1) Zitiert nach der zur „Kulturhistorischen Woche“ herausgebrachten Veröffentlichung: Ettenheim, Geschichte einer Stadt in ihrer Landschaft, Ettenheim 1978, Vorwort, S. 3.

2) *Hermann Ginter*, Südwestdeutsche Kirchenmale-

rei des Barock. Die Konstanzer und Freiburger Meister des 18. Jahrhunderts, Augsburg 1930, S. 177, wo in Pfunners Werkverzeichnis das Heilige Grab kurz erwähnt ist.

3) Zu Leben und Werk Pfunners siehe *Ginter* (wie Anm. 2), S. 105–117 und 176–178 mit Abb. 40–42.

4) Ebenda, S. 136.

5) Ebenda, S. 117.

6) *Philipp Harden-Rauch*, Die Barockstadt Ettenheim, in: *Badische Heimat* 48, 1968, S. 186 ff., sowie *ders.*, Die Ettenheimer Stadtpfarrkirche, Ettenheim 1959.

7) Farb-Abb. in: Ettenheim (wie Anm. 1), S. 47.

8) *Ginter* (wie Anm. 2), S. 115.

9) *Harden-Rauch*, Ettenheimer Stadtpfarrkirche (wie Anm. 6), S. 37. Die Zahlung erfolgte erst 1778, und da zugleich im Tagebuch des Ettenheimer Bürgers Johann Conrad Machleid berichtet wird, Pfunner sei Ende Juni 1778 nach Ettenheim gekommen, um „das heilig Grab zue mahlen auf Tuch mit Wasserfarben“, dürfte das Werk entgegen der (übermalten?) Signatur erst aus diesem Jahr stammen. Vgl. *Harden-Rauch*, a. a. O., wo S. 39 auch ein altes Foto des Grab-Aufbaues wiedergegeben ist.

10) Siehe *Werner Noack*, Ein erstes Heiliges Grab in Freiburg, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 23, 1960, S. 246 ff. Vgl. auch den Katalog: *Mystik am Oberrhein* und in benachbarten Gebieten, Augustinermuseum Freiburg im Breisgau, ebenda 1978, S. 85 f. Das Freiburger Augustinermuseum besitzt zwei geschnitzte Marienfiguren von einem Heiligen Grab aus dem 3. Viertel des 13. Jahrhunderts (Inv.-Nr. S 36, a, b/D), wohl aus Freiburg selbst, außerdem – im Katalog nicht abgebildet – eine von ca. 1280 stammende Magdalenenfigur von einem Heiligen Grab aus dem Kloster Adelhausen (Inv.-Nr. 11441) und einen hölzernen Grab-Christus vom Oberrhein von ca. 1500 (Inv.-Nr. S 11457).

11) Vgl. dazu zuletzt *Edgar Harvolk*, Szenische Ölbergandachten in Altbayern, in: *Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde* 1976/77 (erschienen 1978), S. 69 ff.

12) Siehe den materialreichen Aufsatz von *Nikolaus Grass*, Barock-Heiliggräber. Ein Beitrag zur Kultur- und Kunstgeschichte Tirols, in: *ders.* (Hrsg.), *Ostern in Tirol*, Innsbruck 1957, S. 221 ff., mit Abb. auf Tafeln.

13) *Anton Dörner*, Heiliggräber, Grabandachten, Karwochenspiele, in: *Ostern in Tirol* (wie Anm. 12), S. 181 ff., hier S. 208.

14) *Grass* (wie Anm. 12), S. 234 f.

15) Ebenda, S. 227 f. Vgl. auch S. 268 die Nachweise zum kontinuierlichen Bestand eines gemalten Heiligen Grabes in Schwaz.

16) Ebenda, S. 247 und Tafel XVII.

17) Siehe ebenda, S. 243, 245 f. Vgl. auch *Friedrich*

Haider, Tiroler Volksbrauch im Jahreslauf, Innsbruck – Wien – München 1968, S. 191. Über Vorarlberg war der Brauch jüngst auch noch in die Schweiz hinein zu verfolgen. Vgl. *Ferdinand Fuchs*, Das religiöse Brauchtum in Innerhoden, in: Appenzellerland, hrsg. von *P. Rainald Fischer* (= Veröffentlichung des

Alemannischen Instituts Freiburg i.Br. 44), Bühl/Baden 1978, S. 179 f. (mit Abb.). Heute noch errichtete Heilige Gräber in Bayern verzeichnet *Simon Aiblinger*, Vom echten bayerischen Leben, München 1976, S. 229, im Rahmen eines Brauchkalenders.

Alt-Ettlinger Wegweiser zeigte wohl einmal auf das Spital

Albert F. X. Bissinger, Freiburg/Ettingen

Die Anfertigung einer Keramikachel durch die Staatliche Majolikamanufaktur Karlsruhe, die den Alt-Ettlinger Wegweiser Ecke Kronen- und Seminarstraße wiedergibt, macht auf diese Kostbarkeit unserer liebenswerten alten Stadt aufmerksam. Nicht gerade überzeugt von der Kostbarkeit des Reliefs scheint der Lastwagenfahrer gewesen zu sein, der dasselbe neuerdings durch Streifen beschädigte (siehe Foto).

Wann mag dieser Wegweiser entstanden sein? Welchem Orden gehörte dieser angebliche Mönch an? Wohin weist sein Finger und die Schrift „hic“ (hier)? Vieles spricht dafür, daß der Wegweiser viel früher als im 18. Jahrhundert, wie auf der Kachel angegeben, entstanden ist: er gehört wahrscheinlich zu den wenigen Kunstdenkmälern, die den großen Brand am 15. August 1689 überstanden haben (Neptunstein, St. Georgs-, Narren-, Metzen- und Delphinbrunnen), wenn das Relief sich gegenüber diesen auch bescheiden ausnimmt. Wenn man die Skulptur auf ihre Manier hin betrachtet, möchte man an das 16. Jahrhundert denken. Die gotische Minuskelschrift weist eher auf ein noch höheres Alter hin.

Auf den ersten Blick möchte man die dargestellte Figur, besonders wegen der braunen Kutte mit der Kapuze und des Bartes, für einen Kapuziner halten und das geschieht auch meistens. Möglicherweise ist aber die dargestellte Figur älter als der Kapuzinerorden, der 1528 entstand. Zudem gab es in Ettingen kein Kapuzinerkloster. Wohl waren im 18. Jahrhundert Franziskaner aus Rastatt in Ettingen als Priester für die Schloßkapelle tätig. Sie lösten 1735 die Jesuiten ab, die zuerst Sibyllas Hofkapelle betreuten. An die Franziskaner erinnert noch

heute die Bezeichnung „Klösterle“ für ein Gebäude in Schloßnähe, in dem die Franziskaner ab 1744 wohnten. Daß der Wegweiser einmal dort angebracht war, ist sehr unwahrscheinlich. Das Gewand der Gestalt des Wegweisers erinnert nur vage an eine Franziskanerkutte – und schon gar nicht paßt die Kapuze zu der typischen der Franziskaner – am meisten noch die Ärmel, die die Kapuziner wieder enger tragen. An unserem Wegweiser fehlt auch das typische Zingulum (Gürtel) der franziskanischen Orden (Konventuale, Observanten, Kapuziner) mit den drei Knoten, die die drei Ordensgelübde symbolisieren. Ein Augustiner (ein Mitbruder Luthers), wie ein Ettlinger Bürger meinte, ist es auch nicht. Es gab in Ettingen keine Augustiner. Auch trugen diese ebensowenig wie die Franziskaner Bärte. Schon oft wurde vermutet, daß das Relief auf das ehemalige Jesuitenkolleg, das ja in seiner Grundsubstanz noch steht und das sich in unmittelbarer Nähe befindet, hinweist. Doch trugen die Jesuiten Weltpriesterkleidung. Nach Auflösung des Jesuitenordens 1773 diente der Gebäudekomplex bis heute unterschiedlichsten Zwecken. Ein Zusammenhang mit den Gebäuden des Jesuitenkollegs besteht jedoch, wie noch geschildert wird.

Ganz eingentümlich an dem wegweisenden „Mönch“ ist der Stock, auf den sich dieser stützt. Der paßt überhaupt nicht zur Deutung der Figur als Mönch, außer man würde daran denken, daß es sich hier um ein Altersrefugium für alte und kranke Mönche gehandelt hat, auf das hingewiesen werden soll. Des Rätsels Lösung ist wohl, daß es sich bei dem Wegweiser überhaupt nicht um einen Ordensmann handelt, sondern um einen Insassen des Spitals, das



Wegweiser Ecke Kronen- und Seminarstraße. Flachrelief Sandstein, farbig gefaßt

Foto: Albert F. X. Bissinger

sich schon vor den Jesuiten im Areal östlich von dem Wegweiser befand. Es wurde bei der Zerstörung Ettlins durch die Franzosen 1689 stark in Mitleidenschaft gezogen. Ein Teil des Geländes kauften die Jesuiten 1699, um ihr Kolleg zu erweitern. Sie erhielten auch die Auflage, die stark zerstörte Spitalkirche St. Erhard wieder aufzubauen, die sie als Nachbarn des Spitals schon vorher mitbenutzten. Sicherlich betreuten die Jesuiten während ihrer Zeit in Ettlingen die Spitalinsassen auch seelsorgerlich. In einem Speyrischen Visitationsprotokoll (Ettlingen gehörte bis 1827 zum Bistum Speyer) ist zu lesen, daß 1701 niemand als Insasse im Spital lebte. Das Gebäude verfiel immer mehr. Seine Verlegung in die Pforzheimer Straße gehört der neueren Geschichte an. In dem Haus lebt auch heute wieder eine Art von Pfründnern, nachdem es lange Zeit ein kleines Belegkrankenhaus gewesen war. Eine Entbindungsstation wurde noch bis 1971 darin unterhalten.

In Ettlingen gab es ursprünglich zwei Anstalten, die der Gesundheits- und Armenpflege gewidmet waren: Das Siechen- oder Gutleuthaus außerhalb der Stadtmauer in der Nähe der Alexiuskapelle und das obengenannte Spital in der Nähe des ehemaligen Pforzheimer Tores innerhalb der Stadt. Die Gründung des Spitals erfolgte wohl um 1400. Stiftungen, die wenig später gemacht wurden, weisen darauf hin. Die Doppelung entsprach ganz dem mittelalterlichen Schema, das zwar die Kranken überaus ehrte, aber die ansteckend Kranken, die sogar in einem feierlichen Gottesdienst aus der Gemeinschaft verabschiedet wurden, nach außerhalb der Stadt verbannte. Freilich waren hierfür hygienische und medizinische Gründe maßgeblich. Das Spital in der Stadt war nicht einmal in erster Linie ein Krankenhaus. Schon sein Name weist in diese Richtung. Hospital kommt von „hospes“, der Gast, auch der fremde Gast. Die Hospitäler haben in den antiken Xenodochien, die arme Reisende aufnahmen, ihren Ursprung. Die Orden nahmen sich in Europa dann als Nachfolger dieser Tradition der Hilfsbedürftigen an. Auch mittelalterliche Stadtspitäler haben eine monasteriale, eine klösterliche Wurzel. Das Leben im Hospital vollzog sich angelehnt an das Leben in einer klösterlichen Gemeinschaft. Nicht von ungefähr hatten dann die Spitalinsassen einen quasireligiösen Charakter. Das Ettlinger Spital war und blieb aber immer eine Bürgereinrichtung mit einer Selbstverwaltung unter städtischer Aufsicht und kirchlich-staatlicher Oberaufsicht.

Zu einem mittelalterlichen Hospital, und noch zu denen der Barockzeit, gehörte unabdingbar eine Kapelle oder Kirche. Als typisches Beispiel mag das Hôpital Nôtre Dame de Fontenilles in Tonnerre (Burgund) gelten, das Marguerite de Bourgogne gründete. Dort konnten die Insassen, besonders Alte und Gebrechliche, vom Bett ihres Saales auf den Altar der Kapelle schauen, die an den Saal angebaut war. Vor dem Altar ließ sich die Stifterin begraben. So lassen sich auch vielleicht die Adelsgräber erklären, die man bei der Restaurierung der ehemaligen

Jesuiten-, früher Spitalkirche, in Ettlingen fand. Es waren fromme Stifter für das Spital oder später für das Jesuitenkolleg, die sich hier begraben ließen. Es sind illustre Namen darunter, so Eleonora Magdalena, Gräfin von Hohenzollern geb. Markgräfin von Bayreuth. Berühmt sind in Frankreich dann auch das Hôpital de St. Esprit (Spital vom hl. Geist) in Dijon und das Hôtel-Dieu in Beaune unweit davon, erbaut 1443. Interessant hier auch der Name, den man vielleicht mit „Herberge vom lb. Gott“ wiedergeben kann. Unsere heutigen Renommierhotels leiten ihren Namen sehr anspruchsvoll von diesem „Hôtel“ ab, das ursprünglich den Gast um Gottes Lohn aufnahm. Übrigens haben die Grafen der Champagne im Mittelalter auch ein Spital in unserer Partnerstadt Epernay gebaut. Henri I. Comte de Champagne wurden nicht weniger als 15 Hospitalgründungen nachgesagt. Frankreich hat noch sehr viele im Mittelalter und später gegründete historische Hôpitals und Hôtels – Dieu. Bekannt sind bei uns in Deutschland u. a. das Bürgerspital vom hl. Geist und das Juliusspital in Würzburg. Letzteres, von Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn erbaut und nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgebaut, ist heute eine moderne Klinik, die aber ihren Ursprung nicht verleugnen kann; das Bürgerspital ist ein Pfründnerhaus. Ein modernes Kreis Krankenhaus ist heute das von Fürstbischof Graf Limburg-Stürum 1776/77 gegründete Krankenspital im nahen Bruchsal. Dort gab es freilich schon einmal ein 1600 errichtetes Spital, das gleichfalls im Pfälzischen Erbfolgekrieg zerstört wurde.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß unser Wegweiser wohl das im Mittelalter entstandene Ettlinger Spital meinte, auf das sein „hic“ hinwies. Er trägt das Spitalgewand, das in etwa an die „Djellaba“ (arabisch) der Mittelmeerländer erinnert, die ihrerseits wieder Vorbild auch für die Kutte der Bettelorden war, die aber viel älter ist als diese im 13. Jahrhundert entstandenen Gemeinschaften. Der Wegweiser ist wohl ein hospitularius, ein Spitalinsasse, ein Spital-



Ehemalige Jesuitenkirche Ettlingen, früher Spitalkirche St. Erhard

Foto: Albert F. X. Bissinger

pfründner. Vermutlich war sein eigentümliches Gewand ursprünglich grau. Thematisch würde er gut auf das im Bau begriffene Caritas-Alten- und Altenpflegeheim (Albert-Stehlin-Haus) an der Straße zum Stadtteil Ettlingenweier hinweisen. Parallel dazu gab es auch einmal im mittelalterlichen Ettlinger Spital Insassen, die man in zwei Gruppen unterschied: Arbeitsunfähige, die aber sonst im allgemeinen gesund waren, und Kranke und Alte, die dauernder Pflege bedurften.

Literatur

Benedikt Schwarz, Geschichte der Stadt Ettlingen, Ettlingen 1900
 Augustin Kast, Zur Geschichte der Ettlinger Schloßkapelle, Jahres-Heft 1928 der Badischen Heimat: Karlsruhe, Karlsruhe 1928

Anton Wetterer, Die Bruchsaler Krankenspitalstiftung des Fürstbischofs Augustin v. Stirum, Bruchsal 1920 (nachgedruckt von der Pressestelle des Landratsamtes Karlsruhe 1978)

Clemens Schenk, Das Juliusspital in Würzburg, Würzburg 1953
Dieter Jetter, Grundzüge der Hospitalgeschichte Darmstadt 1973

Frühlingsmorgen

*Der ersten zarten Blüten Flor
sieht durch des Nebels Grau.
Am End' des Wegs im offenen Tor
steht eine ältre Frau,*

*schaut ohne Regung wie im Traum.
Wer ging? Der Weg liegt bar.
Blaß kommt die Sonne durch den Schaum
und glänzt auf ihrem Haar.*

Juliane Chakravorty

Badische Dichterreise

Helmut Bender, Freiburg

Die Schwaben haben's geschafft. Als besonders aktiver Schlag der Dichter und Denker stand's ihnen freilich schon lange zu. Und daß Baden-Württembergisches miteinflöß, etwa bodenseewärts, kann und soll den Ruhm der Schwäbischen Dichterstraße nicht mindern. Aber das Badische möchte da nicht weniger seinen Mann stehen; daß es Substanz und genügend Topographisches auf- und nachweist, ist bereits dann und wann gebührend demonstriert worden; erinnern wir uns etwa an Wilhelm Hausenstein's „Badische Reise“, auch einiger Bände Adolf von Grolmans („Wesen und Wort am Oberrhein“) oder einer Reihe von einschlägigen Anthologien (August Friedrich Raif, „Die badische Mundart-Dichtung“; Karl Hesselbacher, „Silhouetten neuerer badischer Dichter“; Albert Geiger, „Badische Dichter“; Walter Jerven, „Das badische Buch – Erzählungen heimischer Dichter“; Hans Adalbert Berger, „Badnerland – Ein Heimatbuch“; Hanns Reich, „Badische Erzähler“; Helmut Bender und Robert Feger, „Das gesegnetste Land der Welt“). Der „Oeftering“ (= „Geschichte der Literatur in Baden“, 3 Teile, 1930–1939) mag zwar in vielem renovierungsbedürftig sein (der Verf. dieser Zeilen bemüht sich eben um eine neue badische Literaturgeschichte, deren 1. Bd. bis zum Gipfel- und Scheitelpunkt Johann Peter Hebel in absehbarer Zeit vorliegen dürfte), aber es gibt in jedem Fall die badische Literatur und auch die badische Dichtung und die badischen Dichter und damit auch so etwas wie eine badische Dichterstraße. Keine Gasse und nicht nur verträumte, eben noch von Einheimischen gekannte Winkel – eine breite Straße vielmehr, die wir im folgenden einmal mit leichter oder doch lockerer Hand skizzieren dürfen.

Wollten wir literarhistorisch vorgehen, müßten wir in Epochen einsteigen. Müßten ebenso einen Heinrich von Laufenburg wie einen Brunhart von Auggen, einen Bertold von Herbolzheim und einen Egenolf von Staufenberg, auch einen Blißger von Steinach erwähnen, müßten dann die Passionsspiele (nicht nur in Freiburg, auch in Villingen und Donaueschingen) einbringen, dürften weder das Enderger Judenspiel noch die Lichtentaler Marienklage noch das St. Trudperter Hohelied übersehen, auch die Durlacher und Mannheimer bzw. Schwetzingener Barockbühne nicht auslassen, würden selbstredend die vielfältigen Querverbindungen rechts- und linksrheinisch im Zeitalter des Humanismus und der Reformation miteinbeziehen, alsdann die Bezüge des Markgrafen und nachmaligen ersten badischen Großherzogs Karl Friedrich zur deutschen Klassik und erst recht die jüngere, die Heidelberger Romantik genügend feiern – ein Ausufern ließe sich so schwerlich vermeiden, und statt der Dichterstraße würde sich zumindest ein breites Becken, ein mächtiges Areal entsprechender Zeugnisse und Lokalschwerpunkte ergeben.

Beschränken wir uns – gewissermaßen als pars pro toto – hier einmal auf eine rechtsrheinische Route von Basel bzw. Lörrach bis nach Mannheim und Heidelberg hinab! Mit unserm *Hebel* können wir sozusagen landauf, landab einige Ehre und etliche Überregionalität einlegen! 1783–1791 Präzeptoriatsvikar am Lörracher Pädagogium: Gedenktafel am klassisch gewordenen Hebel-Gymnasium, viel interessantes Zubehör im jüngst errichteten Museum allhier. Denkmal im Hebel-Park – und Hausen, der kleine Wiesentalort, wo der Dichter einen Teil seiner Kinder- und Jugendzeit verbracht, ist nicht allzu weit ab: im Elternhaus der Mutter

sozusagen Hebelgedenkstätte und Heimatmuseum in einem, ähnliches gilt für das nahegelegene Schopfheim. Übers ganze Oberland verstreut zudem das Ortsverzeichnis zu seinen Alemannischen Gedichten. Daß badisches Dichtertum oft grenzüberschreitend, mag schon die Tatsache beweisen, daß Hebel in Basel geboren und großteils ebenda aufgewachsen. Zwischen Lörrach und Müllheim dann das idyllisch-abseitsgelegene Hertingen, wo unser Dichter 1780–1783 als Hauslehrer und Vikar wirkte (Gedenktafel am Pfarrhaus).

Im nahen Maulburg wurde 1879 Hermann *Burte* (-Strübe) geboren, er lebte lange Jahre in Lörrach, wo er 1966 auch verstarb (Grab auf dem Maulburger Friedhof). Der Malerdichter, jüngst heftig diskutiert, gab besonders in seinen Mundartgedichten gewiß echte Poesie.

Gerade angesichts einer Universitäts- und Muenstadt wie Freiburg bewährt sich unsere Methode, nur einige der allerwichtigsten „hiesigen“ Dichter aufzuführen. Erinnert sei an Johann Georg Jacobi, der 1784 einen Ruf als Professor der Schönen Wissenschaften erhalten hatte und als Lyriker wie als Herausgeber der Zeitschrift *Iris* gleich geschätzt wurde. Sein Grab auf dem „Alten Friedhof“ in Nähe der Jacobistraße. – Der Bühler Alban *Stolz* (vgl. u.) wirkte 1847–1880 an der Freiburger Universität als Pastoraltheologe, doch als Kalendermann steht er in der großen badischen Erzähltradition und hat damit seine Wissenschaftlichkeit gewiß überdauert. – 1884–1913 war Heinrich *Hansjakob* Stadtpfarrer an St. Martin, in der Kartause im Osten der Stadt hatte er einen zweiten Wohnsitz, dort schuf der gebürtige Haslacher (Kinzigtal) einen Großteil seiner Predigten, Volkserzählungen und Tagebücher. Seine Renaissance steht nicht nur bevor, sie ist bereits angebrochen. Wer ihn näher kennenlernen möchte, sei nicht nur auf seine Werke, sondern vor allem auf das Hansjakobmuseum seiner Heimatstadt verwiesen (und auf seine selbsterrichtete Grabkapelle oberhalb von Hofstetten, ganz in der Nähe). – Emil *Gött* aus Jechtingen am Kaiserstuhl (* 1864; Gedenktafel am Ge-

burtshaus; Gött-Stube im „Schwanen“) verlebte die Jahre 1894–1908 als Auch-Landwirt in Zähringen auf der Leihalde, sein Grab (wie etwa auch die Urne R. G. *Bindings*) befindet sich auf dem Freiburger Hauptfriedhof. – Von 1925 bis zu seinem Tod 1960 lebte auch der gebürtige Pforzheimer Emil *Strauß* in der Schwarzwaldhauptstadt (Grab in seiner Heimatstadt). – Reinhold *Schneider*, zurecht wieder stark beachtet, verbrachte den Großteil seiner letzten zwanzig Lebensjahre ebenfalls in Freiburg (geboren in Baden-Baden, wo er auch begraben wurde). Eine Gedenktafel befindet sich am Haus Mercystraße 2, zu Füßen des Lorettoberges, den er als „Schlachtberg“ ebenso wie das Freiburger Münster in seinen Sonetten wiederholt beschrieben bzw. gepriesen hat. Seine Verlebendigung und Sinngebung der Geschichte sucht ihresgleichen. – Ein echter Freiburger (1891–1947) war Hermann Eris *Busse*, Erzähler mit epischem Atem und intensiver Volkskundler (Hrsg. der „Badischen Heimat“) und Heimatforscher. Erinnert sei ferner an den gebürtigen Freiburger Altmeister des Essays Wilhelm *Kiefer*, der z. Z. in Baden-Baden lebt. Ihm verdanken wir Landschaftsschilderungen und Städtebilder des alemannisch-schwäbischen Raumes von einmaliger Schönheit und Gründlichkeit. – Wir wollen die *poetae minores*, wenn auch ungerne, übergehen (etwa die Freiburger Eberhard *Meckel* und Franz *Schneller*) und erinnern an die Großen aus dem 15. und 16. Jahrhundert, die öfters auch von der neugegründeten Universität aus dem benachbarten Elsaß herübergezogen wurden: Johannes *Geiler von Kaisersberg*, Jakob *Wimpfeling*, Thomas *Murner*, darüber hinaus an den gebürtigen Pforzheimer Johannes *Reuchlin* und vor allem an *Erasmus von Rotterdam*, der die Jahre 1529–1535 im „Haus zum Walfisch“ (Gedenktafel) verlebte, nachdem ihm die Basler Reformation zu lebhaft geworden war. – Der liberale Politiker und Historiker Carl von *Rotteck* (Denkmal; nach ihm benannter Rottecksplatz; Grab auf dem Alten Friedhof) sollte gerade in heutiger Zeit nicht vollends der Vergessenheit

anheimfallen. – Ein *Heinrich Schreiber* (1793–1872, Mentor Jacob Burckhardts) blieb zwar mehr dem Lokalgeschichtlichen verhaftet, doch als Volkskunder, Archivar und Historiker sollte er auch außerhalb seiner engeren Heimat nicht unterschätzt werden.

Das Emmendinger Heimatmuseum weist eine Fülle von Erinnerungsstücken an seine große literarische Epoche: 1774–1783 wirkte hier Goethes Schwager Johann Georg *Schlosser* als markgräflicher Amtmann. Auf der Gedenktafel am Schlosserhaus finden sich u. a. der Livländer Jakob Michael Reinhold *Lenz* (1751–1792); verehrte und liebte unglücklich Goethes Schwester; zunehmend geistesgestört; „Lenzhäuschen“ noch heute erhalten; in der Lammgasse deshalb Gedenktafel, weil dieser Stürmer und Dränger zeitweilig einem dort wohnenden Schuster in Obhut gegeben worden war), ferner Wilhelm *Heinse* und Johann Georg *Jacobi* (vgl. o.), aber auch die Schweizer *Kaufmann* und *Lavater*, *Pfenninger* und *Sarrasin* sowie der Colmarer Fabeldichter Konrad *Pfeffel* (1736–1809). Herzog Karl August von Weimar durfte ebenso wenig fehlen wie *Goethe* selbst, der seine bereits 1777 verstorbene Schwester auf seiner ersten Schweizer Reise besuchte und wenige Jahre danach erschüttert an ihrem Grab stand. Die Landschaft gefiel ihm außerordentlich, und noch heute gibt es hier den Goethe-Park und die Goethe-Säule, bis vor kurzem gab es auch noch den „Goldenen Löwen“ (Urbild bzw. Schauplatz von „Hermann und Dorothea“; Gedenktafel erhalten), und im vor einigen Jahren anstelle des Gasthauses „Goldener Löwe“ errichteten Kaufhaus gibt es immerhin eine Löwen-, bzw. Hermann- und Dorothea-Gedenkstube; ferner das Gedächtnisgrab der Cornelia auf dem ehemaligen, heute leider aus verkehrstechnischen Gründen stark reduzierten Friedhof (mit neuer, anlässlich ihres 200. Todestages angebrachter Sterbetafel).

In Lahr (Museum im Stadtpark) knappe 30 km nördlich, wirkte u. a. Ludwig *Eichrodt* (1827–1892), der Vater und Initiator des Biedermeier (Grab auf dem Alten Friedhof; Ge-

denkstube im „Löwen“); auch findet sich beim Storchenturm an der Stelle des nicht mehr existierenden Geburtshauses eine Gedenktafel für den Dichter und international bekanntgewordenen Buchillustrator Emil Rudolf *Weiß* (1875–1942); von der Hauptfigur des Lahrer Dichterkreises, Friedrich *Gesler* (1844–1891), wollen wir hier schon gar nicht plaudern. – Lahr als Sitz des „Hinkenden Boten“ und als Verlagsort des bekanntesten Kommersbuches – es führt zu weit und würde zu einer Häufung von Namen und Instanzen führen, wollte man all dieser Tatsachen gedenken. – Übrigens erfahren wir hier, daß auch Baden seinen (Ludwig) *Auerbach* (* 1840 in Pforzheim) hat: der Dichter von „O Schwarzwald, o Heimat“ ließ sich 1871 als Fabrikant in Lahr nieder († 1882; Grab auf dem Alten Friedhof; Gedenkstein am Kupferhammer).

Daß wir oben Badenweiler nicht erwähnten, kann uns, so gesehen, doch zumindest als Unterlassungssünde angekreidet werden. René *Schickele* und Annette *Kolb* haben hier einen Teil ihrer besten und schönsten Jahre verlebt, von *Tschechow* ganz zu schweigen. – Und auch an der freilich ein bißchen legendären *Fauststadt* Staufen sind wir achtlos vorbeigeeilt, in deren Gasthaus „Löwen“ am Marktplatz der Nigromant gemäß der Zimmerschen Chronik höchstpersönlich vom Teufel geholt worden sei. – Oder gar an Bollschweil: „Beschreibung eines Dorfes“ der Marie Luise *Kaschnitz* (* 1901 Karlsruhe, † 1974 Rom, jahrelang im dortigen Schlößchen wohnhaft, beigesetzt in Bollschweil).

Aus Offenburg stammte der Schriftsteller, Journalist und sozialdemokratische Landtagsabgeordnete Anton *Fendrich* (* 1868, † zu Freiburg 1949). – Renchen und Oberkirch aber haben es mit *Grimmelshausen*. Das Mittelbadische ist zu dessen Wahlheimat geworden. Hier hat er seine einmaligen Werke geschrieben, nicht zuletzt mochte ihn diese Landschaft zu seinem Dichten und zu seinen Gesichten inspiriert haben. „Zum silbernen Stern“ in Gaisbach – die Gastwirtschaft, die noch heute mit Ge-

denktafel existiert und die er neben seiner Schaffnertätigkeit für die Schauenburger jahrelang umtrieb. Bis er dann 1667 (bis zu seinem Tod 1676) bischöflich-straßburgischer Schultzeiß im benachbarten Renchen wurde. Es gibt hier noch einige wenige erhaltene amtliche Dokumente aus seinem Leben; 1879 erfolgte die Errichtung eines Obeliskens (über seinem Grab?), in jüngster Zeit begegnet einem der Dichter geradezu leibhaftig am Grimmelhaußenbrunnen an der Hauptstraße.

Aus Bühl stammte der bereits oben erwähnte Alban Stolz (* 1808), dessen „Kalender für Zeit und Ewigkeit – Compaß für Leben und Sterben“ ab 1843 erschien. Eine Grabkapelle befindet sich im nahegelegenen Kappelwindeck. In der Bühler Stube im Gasthaus „Schwanen“ gibt es Gedenken und Erinnerungen nicht nur an Stolz, sondern auch an Aloys Wilhelm Schreiber (* 1761 ebenda, † 1841 zu Baden-Baden), der in äußerst fruchtbarer Weise sowohl als Historiker wie auch als Reiseschriftsteller und Lyriker tätig war (erst Professor für Ästhetik in Heidelberg, dann Hofgeschichtsschreiber in Karlsruhe, schließlich Professor für klassische Literatur in Baden-Baden).

Baden-Baden kann man nicht übersehen, hier lebten u. a. Georg Herwegh (1866 bis zu seinem Tod 1875), Otto Flake, der gebürtige Lothringer, Erzähler und Essayist (seit 1970 Ehrengrab auf dem Stadtfriedhof), und Werner Bergengruen (* 1892 Riga, † 1960, Ehrengrab auf dem Stadtfriedhof), der Erzähler, Romancier und Novellist und Lyriker dazu. Von Reinhold Schneider (ebenfalls Ehrengrab auf dem Stadtfriedhof) war bereits im Zusammenhang mit dem literarischen Freiburg die Rede.

Das klassische Karlsruhe, die badische Residenz, in der Jung-Stilling, aus dem Hessischen bzw. aus Heidelberg kommend, seine letzten Jahre verlebte; in der Hebel 1774–1778 das Gymnasium illustre besuchte, dessen Direktor er 1804–1814 selbst geworden war. Als Prälat und Mitglied der Ersten Badischen Kammer verbrachte er die längste Zeit seines Lebens in dieser Stadt (Gedenktafel am Marktplatz;

Denkmal im Schloßgarten). – Ein gebürtiger Karlsruher, Joseph Victor (von) Scheffel (1826–1886): Geburtshaus am Lidellplatz, Gedenktafel am Sterbehauß (Stephanienstraße), Grab auf dem Hauptfriedhof, Büste auf dem Scheffelplatz. Das Gros seines Nachlasses im Oberrheinischen Dichtermuseum (Röntgenstraße); der Scheffel-Bund hat sich die Pflege des Oberrheinischen Dichtermuseums zu seiner Hauptaufgabe gemacht. – Nicht minder erwähnenswert der Lyriker Alfred Mombert, 1872 in Karlsruhe geboren, 1942 im Schweizer Exil in Winterthur verstorben: Geburtshaus in der Kaiserstraße, Büste im Foyer der Landesbibliothek, die auch seinen Nachlaß und seine Bibliothek aufbewahrt. – Am Rande zu erwähnen Ludwig Eichrodt (vgl. o.), Alfred Schmid-Noerr (* 1877 Karlsruhe-Durlach, † 1969), Otto Gmelin (* 1886 Karlsruhe, † 1962 München), des weitern die Heimat- und Schwarzwaldschriftstellerin Hermine Villingner (* 1849 in Freiburg, verbrachte einen Großteil ihres Lebens und Schreibens in der ehemaligen Landeshauptstadt; † 1919, Wohnhaus in der Waldstraße; Grab auf dem Hauptfriedhof). – Auch Heinrich Vierordt ein gebürtiger Karlsruher (1855–1945), desgleichen der Ahnherr der Frommel-Schriftsteller-Dynastie, Emil Frommel (1828–1896), ein Karlsruher, Sohn des namhaften Stahlstechers und Galeriedirektors Karl Ludwig Frommel. – Blicken wir nochmals ins 18. Jahrhundert zurück, haben wir uns vor allem die wiederholte Anwesenheit Goethes am badischen Hof sowie die Berufung Klopstocks als Hofrat zu vergegenwärtigen (er blieb nur einige Monate, bezog indes einen Jahresalar bis an sein selig Ende!). – Max von Schenkendorf lebte 1812/13 vorwiegend in Karlsruhe, wo er auch in der Schloßkirche (von Stilling) mit Henriette Elisabeth Barkley getraut wurde. – Als preußischer Geschäftsträger verbrachte Karl August Varnhagen (von) Ense mit seiner Frau Rahel die Jahre 1816–1819 in Karlsruhe. Heinrich Hansjakob (vgl. o.) widmete seinen Landtagsabgeordnetenjahren ein eigenes Buch: „In der Residenz“. – Keine direkten Erinne-

rungsstätten konnten in Karlsruhe der Romantikerin Karoline von *Günderode* zuteil werden, ihr kurzes, aber bewegtes Leben († 1806 zu Winkel am Rhein) als Frankfurter Stiftsdame und unglückliche Geliebte des Heidelberger Mythologen *Creuzer* hinterließ hier wenig Spuren, und es bleibt die Frage, ob ihre Dichtung (Lyrik und Dramatik) oder ihr Freitod die Gemüter mehr bewegte.

Es geht weiter nordwärts, und wir gedenken des Todes *Johann Peter Hebels* im Haus seines Freundes, des Schwetzingener Gartendirektors *Zeyher* (1826; Gedenktafel am Sterbehau; Grab auf dem ehemaligen Alten Friedhof). – Das Schwetzingener Barocktheater sei immerhin am Rande erwähnt.

Mannheims klassische Zeit war die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. *Schiller* als Theaterdichter, *Ifflands* früher Ruhm, *Wolfgang Heribert Freiherr von Dalberg* als erster Intendant des Mannheimer Nationaltheaters. *Friedrich Müller* (= *Maler Müller*) als Mitglied der „Kurfürstlichen Deutschen Gesellschaft“ und nachmaliger Hofmaler. – *Kotzebues* Ermordung (1819) darf und soll hier nicht verschwiegen werden, schon der Folgen wegen (Gedenktafel an seinem Haus; Grab auf dem städtischen Friedhof, wo man auch seinen Mörder, den hingerichteten Studenten *Sand*, beerdigte). – Daß *Goethe* (Antikensaal-Beeindruckung), *Schubart* und *Lessing*, aber auch *Voltaire* Mannheim ihre Besuche abstatteten, gehört mit zum Gesamtbild dieser Stadt.

Bleibt Heidelberg, die nördlichste badische Metropole. Erinnert sei vorab an die Bedeutung und geistige Reichweite der im 15. Jahrhundert begründeten Universität (*Reuchlin*, *Wimpfeling*, *Rudolf Agricola*, *Celtis*; im 17. Jahrhundert u. a. *Zincgref* und *Opitz*). Doch die literarische Hochblüte erfuhr Heidelberg dann zu Anfang des 19. Jahrhunderts durch die Romantiker (*Görres*, *Brentano*, *Arnim* und *Eichendorff*). Der Homerübersetzer und Idylliker *Johann Heinrich Voß* – ein Antiromantiker – war 1805 aus Jena (dem Sitz der älteren Romantik) nach Heidelberg gekommen, er bezog einen

Ehrensold *Karl Friedrichs*; sein Grab befindet sich auf dem Bergfriedhof. – Auch des Wirkens des Historikers und Literarhistorikers *Georg Gottfried Gervinus* (1805–1871) muß hier gedacht werden. Als einer der Göttinger Sieben bereits ein Jahr nach seinem Ruf in Göttingen entlassen, war er 1844 als Heidelberger Honorarprofessor angestellt worden: Gedenktafel an seinem Wohnhaus in der heutigen *Friedrich-Ebert-Allee*, Grab auf dem Bergfriedhof, sein Nachlaß in der Heidelberger Universitätsbibliothek. – Zunächst als Rechtsanwalt, später als freier Schriftsteller lebte der gebürtige Karlsruher *Alfred Mombert* (vgl. o.) bis zu seiner Deportation nach Südfrankreich in Heidelberg. – Diese Stadt hat – ähnlich wie *Baden-Baden* – „eine halbe Welt angezogen“ (vgl. *Oberhauser*, „Literarischer Führer durch die Bundesrepublik“, 1974), und es würde die selbstgesetzten Grenzen unserer topographisch-literarischen Skizze um ein Vielfaches sprengen, wollten wir hier detaillieren. Beschränken wir uns noch auf die Zitierung einiger weiterer gebürtiger Heidelberger: *Karl Christian Gottfried Nadler* (1809–1849), den Pfälzer Mundartdichter (Geburtshaus mit Gedenktafel in der *Augustiner-gasse*; Grab auf dem Bergfriedhof; *Nadlerstube* im Gasthaus „Zum Hutzelwald“ in der *Gaisbergstraße*; Bronzestatuette auf dem *Krahnenplatz*); *Wilhelm Meyer-Förster* (1862–1934 Berlin: „Alt-Heidelberg“); *Rudolf Stratz* (1864–1936 bei *Rosenheim*: verbrachte die Jahre 1895–1905 im benachbarten *Ziegelhausen*).

Soweit die einigermaßen geradlinige Route *Basel-Heidelberg*. Beidseitig, nach West und Ost, in die Ebene oder ins Gebirge, sind reichlich verästelte Abstecher möglich, ja zu empfehlen. So etwa nach dem Kehl benachbarten *Willstätt*, wo der barocke Satiriker *Johann Michael Moscherosch* (1601–1669 Worms) neben der Kirche sein Denkmal hat (*Philander von Sittenwald*), eine *Moscheroschstube* gibt es im dortigen „*Adler*“. Doch auch an unseren Hauptorten sind noch so manche Dichter und Schriftsteller geboren, die zumindest zeitweilig über das Lo-

kale hinauswirkten (etwa die Erzählerin Juliane von *Stockhausen* 1899 in Lahr). Im Abseits hingegen der Dorfschulmeister Samuel Friedrich *Sauter* aus Flehingen an der Kraich (1766–1846) mit seinen biedereren und mitunter von ungewolltem Humor gekennzeichneten Versen (Heimatstube im Geburtshaus, jetzt Gasthaus „Zur Sonne“), die vom Mediziner Adolf *Kußmaul* (* 1822 in Graben, dort Heimatstube in der „Rose“, seinem Geburtshaus, † 1902 Heidelberg) wiederentdeckt und zusammen mit Ludwig *Eichrodt* (vgl. o.) bald nach der Jahrhundertmitte in den „Fliegenden Blättern“ in die Komik hervorkehrender Weise teilweise neu publiziert wurden. Im Abseits etwa auch der Malerdichter Lucian *Reich* aus Hüfingen bei Donaueschingen (1817–1900; Gedenktafel am Geburts- und Wohnhaus an der Hauptstraße; Grab auf dem dortigen Friedhof; Reich-Stube im Gasthaus „Ratsstüble“). Bewegen wir uns weiterhin schwarzwaldwärts, müssen wir vorab des Malerdichters Hans *Thoma* (* 1840 in Bernau, † 1924 in Karlsruhe) gedenken. Nicht nur der Besuch der Karlsruher Staatlichen Kunsthalle, auch ein Besuch seines Bernauer Geburtshauses verlohnt. – Im Mittelalter angesiedelt u. a. der Meistersinger Veit *Weber* aus Freiburg (2. Hälfte des 15. Jahrhunderts), der *St. Georgener Prediger* (13. Jahrhundert), Bruno *von Hornberg* (1. Hälfte des 13. Jahrhunderts). – Oder mit Burkheim am Kaiserstuhl verbindet sich das Wirken des gebürtigen Colmarers und ersten deutschsprachigem Romanisten Jörg *Wickram* (* um 1560 ebda.; Wickram-Stube im „Adler“). – Schulddramenaufführungen in Klosterschulen waren besonders im 16. und 17. Jahrhundert gang und gebe: Freiburg, Ettenheim, Schuttern, Offenburg, Rastatt, Ettlingen, Heidelberg, auch Villingen und Pforzheim; Überlingen, Salem und Konstanz, um unsere Skizze ausnahmsweise seewärts zu erweitern. – Hart an der ehemals badisch-württembergischen Grenze, in Kreenheinstetten in der Meßkircher Gegend, wurde 1644 *Abraham a Sancta Clara* geboren, doch wollen wir uns schon deshalb nicht nach dort

begeben, weil dieser Wortmächtige vorab Wiener Hofprediger wurde. Gut badisch gesehen, mag er einem Dreigestirn mit *Grimmelshausen* – *Moscherosch* zuzuordnen sein (übrigens ein umgekehrter Parallellfall zu Grimmelshausen: dieser wurde seßhaft, jener infolge seines Ordensberufes erzwungenermaßen zum Auswanderer). – Daß *Goethe* das badische Land mehrfach be- und durchreiste, ist bekannt genug (die drei Schweizerreisen 1775, 1779 und 1797; zuvor Straßburg–Mannheim; 1814 und 1815 Heidelberg, Mannheimer und abermalige Karlsruher Aufenthalte). Eine Goethe-Gedenkstätte besonderer Art gibt es schließlich noch im Rieddorf Meissenheim zwischen Lahr und Kehl: hier wird das Grab der Friederike Brion (aus dem elsässischen Sesenheim, † 1813) von der Gemeinde liebevoll gepflegt: „Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie / So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh“. Im Gasthaus „Krone“ befindet sich eine Friederike-Brion-Stube, gewissermaßen ein kleineres Pendant zum Sesenheimer Goethe-Museum. – Auch *Hebels* wiederholte Oberlandreisen und spätere „Dienstfahrten“ sind einigermaßen erhellt. – *Hansjakob* und *Thoma* zog es ebenso immer wieder nach ihrer engeren Heimat, sie wurden es auch nicht müde, diese und jene badischen Gegenden intensiver kennen zu lernen.

Ein besonderes Kapitel würde die badische Mundartdichtung bilden. Die Nachfolge *Hebels*, wenn man so will. Oberalemannisches etwa von *Burte* (vgl. o.), Karl *Berner* (* 1863 in Kandern), Lina *Kromer* (1889–1977 in Obereggenen), Mittel-, bzw. Niederalemannisches von August *Ganther* (* 1862 in Oberkirch), Südfränkisches etwa von Fritz *Höhn* (* 1859 in Wörth), von Friedrich *Gutsch* (* 1838 in Karlsruhe) oder von Philipp *Zeller* (* 1824 in Mannheim). Doch das bleibt Lokales, weniger im Sinn eines literarischen Werturteils als im Zug der Verbreitungsbeschränkung. Und von den Nachkriegsbemühungen hiezuland gar nicht zu reden! Ebensovienig von den zahlreichen Dichter- und Dichtungsgesellschaften und

-vereinen, von der Muottersprochgesellschaft, dem Hansjakob-Jahrbuch und was mehr.

Wir haben einiges, nicht nur Angesiedeltes, nein, wir haben vieles. Wie vieles, weiß allenfalls der, der unentwegt mitten darin wohnt. Der damit lebt, der auch die Welt im Kleinen zu schätzen weiß. Wir haben zwar keinen *Goethe* und keinen *Schiller* (aber wir konnten sie beide erwähnen, vgl. o.), wir haben auch eine Nibelungen- und eine Heidelbergliederhandschrift, haben Donaueschingen mit dem Laßbergnachlaß, haben Konstanz mit dem Mystiker Heinrich *Seuse* und die Reichenau mit dem *Walahfrid Strabo* und *Hermann dem Lahmen*, haben *Ekkehard* und den Trompeter von Säckingern mit und ohne *Scheffel*, haben auch Tauberbischofsheim mit *Wilhelm Weigand* (* 1882 Gissigheim, † 1949 München) und *Benno Rüttenauer* (* 1855 Oberwittstadt, † 1940 München), und in Meersburg lebte die *Droste* wechselweise im Alten Schloß und in ihrem Fürstenhäusle, während ein *Hausenstein* 1882 in Hornberg ge-

boren, vielerorts reiste und lebte und 1957 in München verstarb.

Unser Dichterkatalog sollte weder vollständig noch perfektioniert sein. Er sollte lediglich die Fülle weisen und einige Antennen (sprich Gedenkstätten) erden. Unser badisches und oberrheinisches Land (der Hochrhein miteingeschlossen) hat vieles andere: Schönheit und vielfältige Landschaftsvariationen, Kunst und Kunstgeschichte, doch es hat auch Literatur, hat auch nach dieser Perspektive hin Tradition. So daß wir ohne allzu heftigen Neid großzügig genug sind, uns mit Ehrfurcht und Gewinn auf der Schwäbischen Dichterstraße zu bewegen, zumal wir uns dahinaus zu trösten wissen, daß sie dann ja doch noch ins Badische mündet. Abgesehen davon wir eigentlich nicht Lokalpatriotismus, sondern ein Quäntchen deutsche Dichtung und Literatur, einen Beitrag fürs größere Ganze, leisten wollten. Ein weites Feld, wenn man so will. Quod erat demonstrandum . . .

März

*Jetzt da die Bäume ihre Hoffnung
gegen den Himmel setzen
über ausströmenden Leibern
neue Farben gespannt sind
verlasse ich den Murmeltierbau
der Vorsicht stoße die Hände
von der Erde ab gehe aufrecht
mit dem Scheitel
in der märzenen Bläue
Rhythmus aus Augen
und Poren*

Elmar Fitterer

An Richard Gäng

zum 80. Geburtstag

*Wie d Tanne am Berg
bisch gstande mit Vile.
Hesch zwunge Di Werk;
wer schafft, kennt aü Schwile.*

*Tiaf unter dr Rinde
wachse Ring zua dr Ring.
Witt s Liacht obe finde,
sin d Zwifel nit gring.
Hesch nufzuas Dich gwunde,
im Stille, doch groß.
Hesch gnutzt Dini Stunde,
sit em Kumlin mit dr Roß.*

*Hesch s Lebe uns zeigt,
dr Heimet zuam Lob;
vor em Ew'ge Dich gneigt. –
Hab Dank fir Di Gob!*

Karl Kurrus

Der Dichter Richard Gäng

Zum 80. Geburtstag am 21. April 1979

E. Müller-Ettikon

Der Lebensgang

Die edle Pflanze der Dichtung gedeiht nicht auf allen Böden. Die rauhen Höhen des Hotzenwaldes sagten ihr nicht zu. Zum erstenmal entsproß sie zu Immeneich im Albtal, das nun St. Blasien eingemeindet ist. Dort wurde am 21. April 1899 Richard Gäng geboren, das jüngste von 7 Kindern des Bauern, Fuhrhalters und Bürgermeisters Roman Gäng, der ein großes Haus besaß mit Knechten und Mägden, mit Feldern, Wiesen und Wald. 16 Pferde standen im Stall, und Kühe und Schweine und Hühner mehrten das Leben.

Die Heimat als „Mutter Erde“, so meint der Dichter in seinem Büchlein „Mysterium Heimat“, ernährt und erhält nicht nur den Körper, sondern bildet auch die Seele. Und er schreibt: „Ich beispielsweise verdanke dem Schwarzwald und meinen alemannischen Ahnen, die alle aus seinen Bergen hervorgegangen sind, meine innere Prägung. Meine Heimat führte mich stets und führt mich heute noch. Sie zeigt mir ihr Gesicht, zeigt mir die Dinge, flüstert mir ins Ohr, füllt meine Augen, leitet meine Hand. Alle Wiesen, Wälder, Bäche, das Dorf und selbst Teile der Nachbardörfer standen mir als Kind offen. Was gab es da alles zu unternehmen, zu erlauschen, auszuträumen! Das Leben mit seinen oft harten Anforderungen, die Menschen mit ihren Vorzügen und Schwächen, die Natur mit ihren mannigfaltigen Formen, Pflanzen und Tieren, die Jahreszeiten mit ihren gigantischen Bildern, das alles war eine reiche, phantastische Welt. Sie entwickelte meine Sinne, meinen Geist und vor allem meine Seele. Zugleich entstanden gesunde ethische, ästhetische, juristische und religiöse Begriffe. Die Schulen und die Universitäten, die Reisen in die

Welt, die ich unternahm, hatten weniger Einfluß. Wo Elternhaus und Heimat keinen Kern im Menschen gelegt haben, kann keine Macht der Erde auch nur das geringste Blättlein in ihm hervorbringen.“

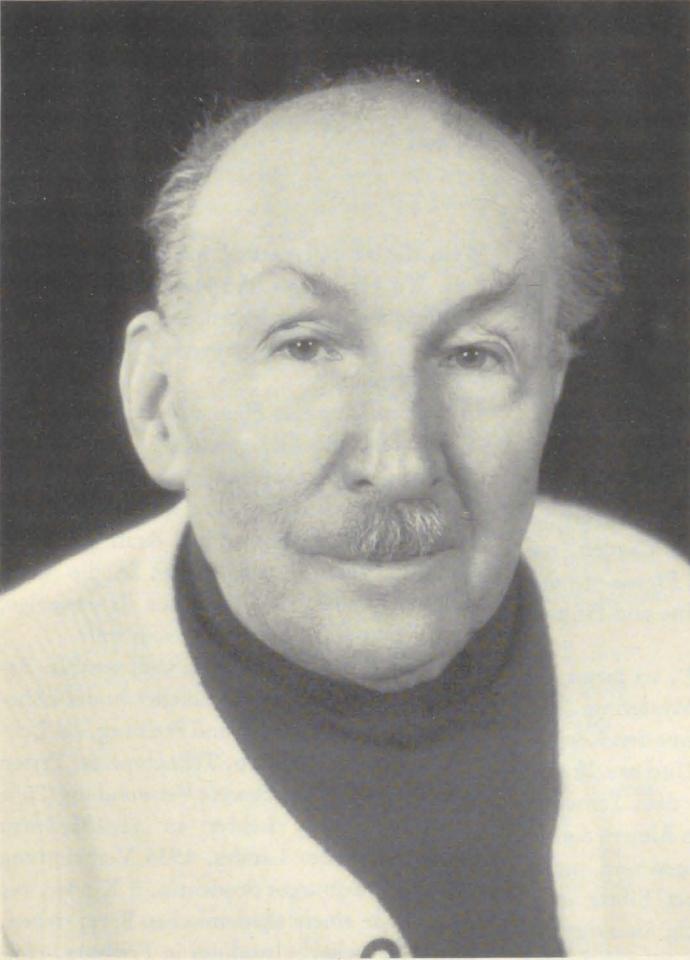
Unter dem Zug zur Heimat verstand Richard Gäng nicht die Grasnäpfelein- oder Winkelglückseligkeit einer vergangenen empfindsamen Zeit, sondern die Liebe zum Wurzelgrund, der unser Dasein bestimmt, uns Kraft gibt zum Wachsen, zum Hineinwachsen in die Welt. Welcher Mensch ist glücklicher als derjenige, der das geworden ist, was er sein soll?

Der äußere Lebenslauf ist schnell erzählt: Besuch der Volksschule in Immeneich, der höheren Schulen in Waldshut und Freiburg, des Lehrerseminars in Ettlingen, Teilnahme am Ersten Weltkrieg 1917/18, schwere Verwundung (70% kriegsbeschädigt), Lehrer an verschiedenen Volksschulen des Landes, 1935 Verheiratung mit einer Freiburger Studentin, 3 Kinder, die heute alle in einem akademischen Beruf stehen, weiteres Hochschulstudium in Freiburg, Heidelberg, Berlin, Übernahme in den höheren Schuldienst, zuletzt tätig am Gymnasium in Ettenheim, am 65. Geburtstag Ehrenbürger von Immeneich, 1966 pensioniert.

Der Name steht seit 1954 im internationalen „Who's who?“ Wie bei vielen Dichtern ist der Lebensgang scheinbar fast ereignislos. Die Hauptsache ist das Werk. Im Schaffen, Wirken offenbart und rechtfertigt sich sein Leben.

Der alemannische Dichter

Wie bei Johann Peter Hebel, dem in der steinernen Wüste Karlsruhes der Glanz des Oberlandes erst so recht aufleuchtete und der in Er-



innerung und Heimweh seine alemannischen Gedichte schuf oder wie bei Hermann Strübe aus Maulburg, welcher sich Hermann Burte nannte und zu Paris auf einer Bank im Jardin du Luxembourg heimwehkrank zum alemannischen Dichter wurde, füllten in der Ferne die Bilder der Heimat den jungen Richard Gäng mit Glut. Er verklärte sie, er prägte sie zu Gedichten. Im Jahre 1927 in Buchen im badischen Bauland geschrieben, erschienen sie 1931 im Waldshuter Verlag H. Zimmermann unter dem Titel „Im Hotzenwald“. Die schönsten neuen Gedichte in Mundart wurden dann 1954 zu-

sammengefaßt in dem Bändchen der Silberdistel-Reihe des Schauenburg-Verlages in Lahr „De Sunnigtmorge“.

Niemand könnte darüber Schöneres sagen, als was Reinhold Schneider, ein Freund des Dichters, in dem Nachwort schrieb:

„Bitterkeit ist ihm nicht ins Herz gedrungen; die Welt, in der er atmet, ist noch nicht zerstört – und das kann ja nur heißen, daß es ihm, der Unbestechlichkeit seines Sinnes für das Wahre und Echte, gelungen ist, sich diese Welt zu retten, zu behaupten – gegen unsere Welt. Indem er sie bezeugt, wendet er sich weit über ihre

Grenzen hinaus: gerade seine Gabe tut not. Wir können und sollen uns die Zerrüttung des Menschen, das Unheilswangere unsrer Epoche, nicht verbergen: und wer sich von diesen Bedrohungen angerufen fühlt, muß sich ihnen stellen, mag er ihnen eine Antwort abringen können oder nicht. Wir müssen aber auch der heilenden Kräfte inne werden, die uns erreichen können mitten in unserer Zeit: stille Kräfte, denen nur erfahrbar, die bereit sind, sich ihnen zuzuneigen. Nicht ein jedes Herz ist zerstört oder erstarrt, nicht ein jeder Sinn von antwortlosen Fragen zerklüftet; Dichtung ist nicht nur Frage und Zweifel; sie kann auch Antwort sein aus der Kraft des sie tragenden Lebens, aus der Wahrhaftigkeit der Sprache. Und die Sprache ist alles ...“

Meister der alemannischen Sprache

Von der Sprache sagt Reinhold Schneider im Nachwort zu „De Sunntigmorge“ weiter: „Es ist, als ob der Dichter keinen anderen Wunsch habe, als sie sprechen zu lassen. Er zwingt ihr nicht seine Aussage auf – wie das in der modernen Lyrik so oft geschieht – sondern er gewinnt ihr dienend und lauschend ihre Aussage ab, ihren Gehalt an Welt- und Gotteserfahrung, an Wissen vom Herzen und von der Kreatur, von dem Lande, in dem sie sich gebildet hat und in dem sie lebt, von der Erdentiefe und dem Himmel darüber. Der im höchsten Sinne dichterische Geist, der die alemannische Sprache geschaffen hat in ihrer ursprünglichen und unergründlichen Bildhaftigkeit, der Macht und Zartheit ihres Klanges, übermächtig den Dichter, nimmt ihn in sich auf. Diese Sprache kann nicht Sprache eines einzelnen sein, sondern nur eines Volkes und seiner Welt...“

Das Hochalemannische, wie es auf dem Hotzenwald zwischen Schwarza und Wehra gesprochen wird, ist vielleicht von all den vielfältigen Abwandlungen der alemannischen Mundart noch am reinsten, am urigsten, am ausdrucksfähigsten. Alter, Schönheit und Kraft adeln sie. Echt, wahrhaft drückt sie den Cha-

rakter des Hotzen aus – ein Spiegel seines Wesens. „Sternenhoch und erdennoch“ nennt sie Richard Gäng, Kosmos und Schwarzwald miteinander verbindend.

Aber wie lange noch wird dies so sein? – Krieg, Vertreibung, Verkehr, Tourismus und mehr noch Schule, Radio, Fernsehen haben erreicht, daß sich viele abkehrten von dem Gebrauch ihrer Muttersprache, die nicht mehr die Sprache ihrer Mutter, sondern höchstens noch der Großmutter ist. Immer mehr halten sie die heimischen Laute für unfein, schauen etwas verächtlich auf das Bäuerliche, auf das Altmodische herab.

Goethe hat einmal gesagt: „Die Mundart ist doch eigentlich der Ort, wo die Seele Atem schöpft“. – Und wir lassen diesen Ort überwuchern von Fremden, lassen ihn verkümmern. Den Schatz, den wir über Jahrhunderte vererbt bekommen haben, stellen wir weg ins Abseits und dulden, daß eine geistige Verarmung um sich greift. Die Erde wird immer kleiner und überfüllter, der Fortschritt weist in grenzenloser Betriebsamkeit neue Ziele, die Vervollkommnung der Verkehrsmittel läßt keine Entfernungen mehr gelten. Es sieht so aus, als wäre der heutige Mensch überall zu Hause, und das Heimweh wäre ein fremder, überalterter Begriff. Dagegen kämpft Richard Gäng mit allen seinen Kräften, nicht allein durch seine Gedichte, sondern auch durch Bücher wie „Mysterium Heimat“ und sein „Lesbuech in der Muettersproch für großi und chlini Lüt“. Er will Heimat geben.

Dem Büchlein „Mysterium Heimat“ ist als Motto ein Wort Heideggers vorausgestellt: „Keine technische Apparatur und keine Leistungen und Aushilfen, keine noch so hoch getriebene Erfinderkraft, auch nicht die grenzenlose Betriebsamkeit vermögen es, uns Heimat zu geben, das heißt solches, was uns im Kern unseres Daseins trägt und bestimmt und gedeihen läßt.“

Mit dem Lesebuch gab es manchen Ärger. Zur großen Mühe und Arbeit der Sammlung kam der Verdruß mit der Schreibweise. Es sollte

nicht alles über einen Kamm geschoren werden, doch mußte die Mannigfaltigkeit gebändigt werden, wollte man nicht ins Uferlose hinausschwimmen. An Widerstand und Angriffen fehlte es nicht, denn Besserwisser gibt es überall.

Eine ebenso notwendige wie undankbare Aufgabe setzte sich Richard Gäng mit der Übersetzung von Hebels alemannischen Gedichten ins Hochdeutsche. Zum 200. Geburtstag von Johann Peter Hebel erschien im Reclam-Verlag die zweisprachige Ausgabe. Dem ursprünglichen Text auf der linken Seite stand die Übertragung auf der rechten gegenüber. Gäng wollte nichts anderes als den Zugang zu Hebel erleichtern. Dafür schrieb ihm Wilhelm v. Scholz einen Dankbrief, worin es heißt:

„... Ihre Übertragung ins Hochdeutsche, die sich leicht und lebendig, mit Genuß liest, läßt jeden, der sich ein wenig nur versenkt und einfühlend der neuen Ausgabe widmet, nach Ihrem Text das Original sofort mit Verständnis und vollem künstlerischen Genuß, ja mit unmittelbarer Freude an dem Sprach-Volkstum Hebels in sich aufnehmen. Ich möchte fast sagen: Ihre Übertragung lehrt uns die alemannische Mundart mit all ihrem heiter-innigen Wortklang im voraus so kennen, daß man Hebel kaum mehr als fremd empfindet, sondern ihn mit Genuß wie eine völlig vertraute Sprache zu lesen vermag. Selbst die zu verwunderlichen, mehrere Begriffe zusammenschmelzenden Formen werden nach Ihrer hochdeutschen Gestaltung erfühlt, erfaßt, genossen.

Auch wir hier in Süddeutschland und Schwarzwaldnähe lernen noch durch die Übertragung – die den Mittel- und Norddeutschen eigentlich die Hebel'schen Gedichte überhaupt erst erschließt.“

Gäng sagte sich: Der blühende Garten der Mundartpoesie ist von einer Hecke umgeben. Ihre edlen Rösli, Zinkli, Gelveieli könne von den Menschen anderer Stämme nicht leicht gepflückt und meist nur durch Ritzen in der Hecke erspäht werden. Ist es nicht eine dankbare Aufgabe, auch anderen einen Zugang zu

verschaffen? – Freilich bedurfte es großer Mühe, unendlicher Feinfühligkeit und gepflegten Geschmacks. – Verdorben wurde nichts. Freilich mag man sagen, daß Goethe auch den Weg zum Original gefunden hat ohne Übertragung, ja, daß der Russe Tolstoj, dem Hebels Gedichte eine Jugendliebe waren, noch im Alter einige davon in alemannischer Mundart auswendig hersagen konnte, aber es ist kein Zweifel, daß die Übertragung Gängs z. B. den japanischen Prof. Dr. Yokawa, den Ordinarius für Germanistik an der Universität Kobe, dazu brachte, die Größe und Schönheit der Gedichte Hebels zu erkennen und sie ins Japanische zu übersetzen. Ende 1963 erschien im Asahi-Verlag in Hiroshima die 250 Seiten umfassende Hebelübersetzung und ist für 350 Yen, das sind 3,90 DM, zu erhalten. Hebel hätte gewiß seine Freude daran gehabt, wenn ihm einer so ein japanisches Buch geschenkt hätte, das er von hinten nach vorn und von unten nach oben hätte lesen müssen.

Der Schweizer Mundartdichter und Professor an der Handelshochschule St. Gallen, Georg Thürer, welcher eine schöne Anthologie der Dialektdichtung aus allen Teilen des Alemannenlandes unter dem Titel „Holderbluescht“ herausgegeben hat, schrieb einen unveröffentlichten Brief an Richard Gäng:

„... Sonntagsfrühe! Vor und nach dem Gang in die nahe Kirche habe ich in Ihren Briefen und vor allem in Ihrem Hebelbüchlein gelesen ... Keiner durfte eher zu diesem Wagnis antreten als Sie, denn wer stünde Hebel in Mundart und Empfinden näher als Sie! Und es ist sinnvoll, wenn der am nächsten Stehende dem Dichter auch den Weg am weitesten hin bahnt. Haben Sie Dank für das treffliche Bändchen, herzlichen Dank! Wenn mich nichtalemannische Bekannte, die den guten Willen mitbringen, Hebels Verse zu lesen, um Beistand bitten, dann stehe ich nicht mehr recht ratlos da, denn das nach den ersten Proben gewonnene Gefühl, daß hier Ehrfurcht und Kunstsinn zu Werke gingen, wird sich beim späteren Lesen hundertfach bestätigen ...“

Der bedeutende Erzähler

Hat sich Richard Gäng durch seine Mundartgedichte in der Reihe der Nachfahren – nicht Nachahmer! – Johann Peter Hebels neben einen Hermann Burte und eine Lina Kromer gestellt, so hat er mit seiner Novelle: „Die Heimfahrt des Andreas Kumlin“, 1952 im Insel-Verlag erschienen, dann abgedruckt in der Anthologie der besten Erzählungen von 30 deutschen Dichtern: „Das Erlebnis der Gegenwart“, herausgegeben von Bernt von Heiseler und Hans Fromm, sich einen Namen in der deutschen Literatur als Erzähler erworben.

Ein Kritiker fand seinerzeit die begeistertsten Worte dafür: „Der Freiburger Schriftsteller Richard Gäng hat sich mit dieser Arbeit in die Reihe der wenig zahlreichen lebenden deutschen Prosadichter gestellt. Diese Novelle vom Pferdeknecht Kumlin verlangt Maßstäbe, die auch in den Literaturgeschichten nur sehr selten angelegt werden können. Es ist im wahrsten Sinne des Wortes eine klassische Novelle, nicht nur von der Form her, die einen besonderen Vorfall zu ihrem Inhalt hat, und wir denken hierbei durchaus an die stolze Reihe, die mit den „Falken“ des Boccaccio beginnt und über die Novellen Gottfried Kellers hinaus wenig Nachfolge in unserem Jahrhundert gefunden hat. Wir finden hier eine Sprache, die – frei von jeder Flüchtigkeit der täglichen Rede – vorbildlich wirkt und damit wieder einmal die selten erbohrten Schätze des großen Lebensunterstromes unserer Sprache ans Licht hebt. Auf diesem Weg vom Stoff über die Form gelangt der Leser aber zugleich zu dem, was dieses schmale Erzählwerk auszeichnet, nämlich die innere Macht des seelischen Ausdrucks. Wie Andreas Kumlin aus seiner bäuerlichen Kleinwelt einen menschlichen Kosmos heraushebt, wie er mit seinen Rössern auf eine tief geheimnisvolle Weise und durch ebenso unmittelbare wie unabsehbare Kräfte verbunden ist, das steht im deutschen Schrifttum der letzten Zeit wohl einzigartig da.“

In der Novelle werden die zwölf letzten Stunden des Pferdeknechts Andreas Kumlin dargestellt. Schon der erste Satz ist bedeutungsvoll: „In einem einsamen Schwarzwaldtal war es, wo einem alten Pferdeknecht eine alltägliche Störung widerfuhr, die ihm unerwartet zum Schicksal wurde“.

Mit seinem Vierergespann hatte er Schnittholz nach Albrück hinabgebracht und sollte nun am späten Abend 70 Zentner Zement das Albtal hochführen, damit dieser zum Bau eines Erholungsheimes in St. Blasien verwendet werden konnte. Doch an der Teufelsküche kommt das Unheimliche, die Zerstörung der Ordnung, das Schicksal. Die Pferde scheuen, vom Unheimlichen geschreckt, brennen durch, rasen das Albtal hinaus. Am Morgen stirbt der Knecht, erschöpft, überwältigt von den dunklen Gewalten.

Reinhold Schneider schreibt: „Indem der Dichter auf jede Erklärung verzichtete, das bewegende, unfaßbare Ereignis ganz im Unzugänglichen, in den Tieren, sich abspielen ließ, hat er ein unausschöpfbares Gleichnis gegeben von der Ratlosigkeit, der Unmacht des Menschen vor den Gewalten. Es lebt aus den Kräften der Landschaft, des Volkstums und aus deren Schweigsamkeit; das Letzte und Innerste wird mit keinem Wort berührt; aber es ist da. Der Dichter tritt zurück; spürbar ist nur die sorgende Liebe zu Heimat und Volk.“

In allen Erzählungen Richard Gängs, auch in seinem Sammelband „Der unheimliche Mitspieler“, finden wir so unsere Heimat und ihre Menschen dargestellt, wie sie vom unscheinbaren Erlebnis zum Erkennen der lebensformen Mächte kommen, wie sie zerrieben werden zwischen den Mahlsteinen, zwischen irdischem und göttlichem Gesetz, zwischen Trieb und Vernunft. Und überall wirkt ein Dritter, Ungesehener, Unheimlicher mit. Er ist vielleicht ein Dämon, vielleicht das Unheil, das Schicksal, der Irrtum, die Verblendung, die Verstocktheit. Er ist da, bei einem friedlichen Mittagessen, bei einem harmlosen Kartenspiel, greift mit seiner

Spinnenhand nach den Fäden und macht die Größe und Tiefe, Schwere und Tragik des Lebens aus. Ihn, den Unfaßbaren, zu rufen, zu beschwören und vielleicht zu bannen, das versucht Richard Gäng auch in diesen Erzählungen. Wir finden darin unsere ganze Heimat: Wälder und Berge, Flüsse und Täler und eigenwillige Menschen, keine grobklotzigen, einfachen, leicht zu behandelnden Menschen. O nein! Sie sind von feinen Fäden gewirkt, und das Muster besteht aus kunstvollen Formen und zarten Farben. Und dahinter steht immer das „Es“, die letzte Macht, die Urmacht, die sinnverwirrend eingreift.

Wir werden in keine ländliche Idylle geführt; viel dramatisches Geschehen nimmt uns manchmal fast den Atem. Denken wir nur an die Erzählung „Brechende Dämme“, an die Stunde der Bewährung einer Freundschaft.

Und wenn wir Umschau halten nach einem etwaigen Vorbild, so dürfen wir es mit Reinhold Schneider wagen, an Jeremias Gotthelf zu erinnern.

Gotthelf ist auch Alemanne. Steht er im Abseits, im Winkel?

Richard Gäng bekennt: „Wir wollen unsere Mundart wieder sprechen, denn wir sind Alemannen. Wir wollen unsere Art, unseren Charakter, unser Gesicht wahren. Das hat nichts mit Kantönlesgeist oder menschlicher Engherzigkeit zu tun; ebenso wenig richtet sich das gegen eine deutsche oder europäische Integration. Wir können trotzdem eine deutsche oder europäische Gemeinschaft sein. Was ist eine Gemeinschaft, eine Harmonie? Die verschiedenartigen Vögel des Feldes und des Waldes, die miteinander bei Sonnenaufgang ihre verschiedenartigen Morgenlieder jubeln, sind eine Gemeinschaft und Harmonie, die jedes Menschenherz erfreut und beglückt.“

Früehlig im Tal

*O Früehligszit du schöni Zit,
wänn d' Lerche wider singet,
wänn jedi Matt im Grüene lit
und alli Chnospe springet.*

*Wänn d' Chriesbaim blüeihet wiß und rei,
wänn d' Luft voll Sunne hanget,
wänn d' Halde gruenet do und dei,
und 's Tal voll Blueme pranget.*

*Wänn 's Chätzli git am Waldrand no,
und d' Schwalbe Nester bauet,
wänn d' Meise pfifet „Zit isch do“,
und doch de Himmel blauet.*

*Wänn d' Buebe chlopfet 's Pfiferis
und ihni Versli singet,
wänn d' Maidli suchet Maiestrüß
und mit de Seiler springet.*

*Es lebet, webet umenand,
e Wachse ischs und Drüeihe*;
i Bluest und Farbe lachtet 's Land,
do mue au 's Herz ufblüeihe.*

Richard Gäng

* Drüeihe = Wachsen, Gedeihen

Bemerkungen zu Mundart und Mundartdichtung

Gerhard Storz, Leonberg

Dem Volkstheaterstück gilt die neue, von der Landesregierung gestiftete Auszeichnung. Seine definitorische Abgrenzung gegenüber dramatischer Produktion von anderer Art und Geltung, sodann die Vorausschau auf die heutigen und künftigen Möglichkeiten des Volkstheaters – beides bedeutete ein weitläufiges, wohl auch wenig ergiebiges Unternehmen. Wollte man etwa zwischen Volks- und Kunsttheater unterscheiden, dann müßte man bald hernach zugeben, daß die beiden Erscheinungsformen immer wieder einmal ineinander übergegangen sind, vornehmlich in Wien: es genügt, die Namen Raymund und Nestroy zu nennen. Auch neuerdings zeigt sich Filiation an, wenn auch anderer Art, in den Dramen von Speer und Krötz. Mit der Förderung des Volkstheaterstücks will die Landesregierung zugleich der Erhaltung der Mundart dienen und weist damit deutlich auf Laienspieler als Träger des Volkstheaterstücks hin. Neuere Erfahrung sagt mir aber, daß etwas verschwommene Vorstellungen im Umlauf sind, was Mundart angeht. Da will es mir denn nützlich erscheinen, eine kurze, und, wie ich hoffe, klärende Bemerkung vorzuschicken.

Mundart oder Dialekt sind nicht dasselbe wie saloppe Umgangssprache, auch nicht wie großstädtischer Jargon oder gar suburbaner Slang. Denn anders als sie verfügt die Mundart über ein in sich geschlossenes Vokabular, zugleich über ein eigenständiges Flexions- und Konjugationssystem. Die Mundart ist also eine wirkliche Sprache, Endstufe einer der alten Stammes Sprachen, und deshalb werden die Mundarten nach Stämmen unterschieden und bezeichnet. Gleich drei Mundarten sind in dem einen Bundesland Baden-Württemberg anzutreffen: das

Alemannische, das Fränkische und das Schwäbische in seinen mancherlei Abtönungen. Ihr Überleben steht allerdings unter einiger Gefahr. So scheint das Fränkische seine lokale Ausdehnung zu verlieren, das Schwäbische ist, jedenfalls in der mittleren Neckarregion, dabei, sich abzuflachen. Um das Alemannische steht es hingegen besser: es hat Rückhalt an seiner dialekt sichereren, dialektbewußten Nachbarschaft jenseits der Grenze, im Elsaß und in der Schweiz. Möglicherweise hat auch der schon so lange bestehende Hebelpreis gute Wirkung getan. Nunmehr soll allen in Baden-Württemberg gesprochenen Mundarten die von der Landesregierung beabsichtigte Förderung zuteil werden. Der Weg, den sie dafür gewählt hat, eben die Ermunterung zum Volkstheaterstück, entspricht, so möchte ich als ehemaliger Schulmeister sagen, einer bewährten Methode der Sprachpädagogik: wird doch auf der Bühne Mundart laut gesprochen, also gewissermaßen *vor*-gesprochen, und sie wird gehört, also nicht gelesen, und dies gleich im Kollektiv des Theaterpublikums.

Wodurch wird aber die Mundart, wie ich sagte, gefährdet? Nun – auch im mündlichen Verkehr der Einheimischen nimmt die eine, die Stammesgebiete übergreifende Sprache an Verbreitung und an bestimmender Kraft zu, – die Sprache, die hierzulande noch weit in unser Jahrhundert hinein bloße Schreib- und Lesesprache gewesen ist, Schulsprache nicht nur für Kinder, sondern auch für die eigentlich zweisprachigen Erwachsenen. Inzwischen wurde diese Schriftsprache von Tausenden und Abertausenden tagtäglich und stündlich im Rundfunk, später beim Fernsehen als gesprochene, in Bühnenlautung gesprochene, gehört, nicht nur gelesen.

Hinzu kam die Auflockerung der Seßhaftigkeit und die daraus folgende Durchsetzung der vormalig in sich geschlossenen Mundartsgebiete mit zahlreichen anders Sprechenden. Kurzum – alle Zeichen deuten auf Anpassung und Ausgleich des Sprechens, und die trübselige Vorausschau will sich einstellen, auch im Sprechen werde sich vollziehen, was anderswo längst im Gang ist: Hat sich doch der einst so deutliche Unterschied zwischen Stadt und Dorf verwischt, werden sich doch die Großstädte allüberall immer ähnlicher.

Um so erstaunlicher ist es deshalb, daß nach einer Zeit des Verweilens im Abseits oder am Rande gerade jetzt Mundartdichtung mit einem Mal wieder hervortritt. Im Schwäbischen beispielsweise sind neben den Altmeister Sebastian Blau und den gestandenen Friedrich Vogt mehrere Poeten jüngerer, ja jugendlichen Alters getreten. Nach hessischem Vorbild hat Thadäus Troll sich gar in die dramatische Region gewagt und im Handstreich nicht nur Molières Klassik, sondern zugleich die Staatsbühne mit dem Schwäbischen besetzt. Ist es Widerstand gegen drohende Uniformierung auch noch des Redens unter Nachbarn und Landsleuten, der sich in diesem Wiederaufkommen der Dialektpoesie anzeigt, oder wie sonst will man ihre überraschende Wiederkehr verstehen?

Als bald stellt sich natürlich das Universalwort „Nostalgie“ ein. Aber was ist mit ihm schon gesagt? Rasch genug ist es auf den Hund einer geschäftstüchtigen Reklame gekommen, – will man also herabsetzen, was immer man mit diesem Modewort benennt? Immerhin sieht es so aus, als ob wir uns in den heutigen Weltumständen so ganz nicht mehr oder noch nicht zu Hause fühlten. Denn allenthalben beginnt ein fataler Doppelsinn offenbar zu werden: Fortschritt hier stellt sich als Gefährdung dort heraus, und so befinden wir uns, jedenfalls zuweilen, wahrhaftig in jenem Zustand der Verstörung, den ehemals das medizinische Fachwort „Nostalgie“ bezeichnet hat. Nach Jahren ungewein rascher, zugleich tief eingreifender Veränderung unserer Daseinsform und Umwelt

scheint ein Verlangen nach Einhalten, nach Besinnung und Rückschau aufzukommen. Ist darin aber nicht ein ganz natürliches, sehr verständliches Reagieren, ja noch mehr – nicht ein durchaus vernünftiges Verhalten zu sehen? Zurückschauen heißt nicht das Unerfüllbare wünschen: Rückkehr. Trifft doch gerade der Blick zurück auf das Gesetz unseres Daseins: ebenso auf die Unaufhaltbarkeit der unablässig voranschreitenden Zeit, wie auf die nicht anhaltbare Veränderung der menschlichen Dinge. Zugleich entdeckt er aber ein im Wechsel der Zeiten und Moden Bleibendes, Elemente menschlichen Bedürfnisses und Verhaltens. Deshalb kann die Wendung zum Vergangenen dazu helfen, ein Maß für Größenordnung, einen Richtpunkt beim Abwägen von Werten zu gewinnen.

Indessen durchaus nicht nur an der Vergangenheit braucht sich der Wunsch zu orientieren, die Mundarten möchten auch fernerhin am Leben bleiben. Er kann sich vielmehr mit gutem Recht als Sorge für Gegenwart und Zukunft der allgemeinen, hochdeutschen Sprache verstehen. Diese liefert dem reflektierenden Geist, der Abstraktion, die sich vom Einzelnen und Konkreten entfernen muß, Ausdrucksmöglichkeiten, die ihm die Mundart nicht anbieten kann. Umgekehrt führt die Mundart den Sprecher in die Unmittelbarkeit zu den Dingen, zwingt ihn, das Einzelne in seiner jeweiligen, konkreten Gegebenheit genau zu erfassen und ernst zu nehmen. Die ältere Sprache, die Mundart, kann also gewissermaßen als Nährboden der jüngeren, freier sich regenden, höher sich erhebenden Allgemeinsprache, des Hochdeutschen, gelten. Im Unterbewußtsein des in einer Mundart aufgewachsenen Sprechers oder Schriftstellers mag sie deshalb zur geheimen Kontrolle seines hochdeutschen Sprachgebrauchs werden, indem sie ihn ebenso vor nebulosem wie vor hochtrabendem Ausdruck warnt. Von sprachpropädeutischer Wirkung solcher Art war jedenfalls, wenn ich mich über Jahrzehnte hinweg auf diese Autorität berufen darf, unser Lateinlehrer in Oberprima fest überzeugt. Denn er machte uns zur Pflicht, den modernen deut-

schen Text, etwa einen Zeitungsartikel, den wir in stilreines Latein zu übersetzen hatten, allererst ins Schwäbische zu übertragen. Aber auch an nachprüfbaren, namhaften Zeugen für die sprachbildende Kraft des Dialekts fehlt es nicht: nicht zufällig findet man sie vornehmlich in Schweizer Dichtern und Schriftstellern, in ihrer kräftigen Prosa – angefangen bei Gottfried Keller bis zu Robert Walser und den beiden Burckhardt.

Niemand, auch die Landesregierung nicht, glaubt, die Sprachentwicklung für immer aufhalten zu können, etwa so, wie es der klassenkämpferische Entwurf eines Lehrplans für ein Bundesland zeitweilig wollte, der die Anleitung der Grundschüler zum Gebrauch der Allgemeinsprache verwarf. Gerade aus dem Nebeneinander von allgemeiner Sprach- und Sprechnorm einerseits und regionaler Mundart andererseits entspringt der spezifische Reiz aller Dialektdichtung, und keineswegs zufällig kam diese erst und gerade dann auf, als sich eine, die deutschen Stammessprachen übergreifende Schriftsprache völlig durchgesetzt hatte. Bald mehr, bald weniger bewußt kontrastiert für den Dialektdichter und sein Publikum die ältere Sprache, die sozusagen vom Land her kommt, mit der jüngeren, die dem administrativen, auch dem urbanen Bereich entstammt und zum Medium der „belles lettres“ geworden ist. Aus diesem Kontrast, der sich im Unterbewußtsein herstellt, gehen die komisch-ironischen Brechungen, auch das Rührende hervor, kurz all das, was uns an Dialektdichtung, lyrischer oder dramatischer, entzückt – wohlgemerkt nur, wenn sie geglückt ist. Das Gelingen beruht aber letztlich darauf, daß der Autor die Mundart, in der er sich vernehmen läßt, nicht nur rein und richtig zu sprechen vermag, sondern zugleich über eine andere Sicherheit noch verfügt, nämlich über die des intuitiven Wissens, was die Mundart sagen kann, – und was nicht. Denn diese ist ja mehr als nur mundartlich abgelautete Aussprache des Hochdeutschen, wie dieser oder jener schreibende Humorist zu glauben scheint, der seine hochdeutsch konzipierten

Späße lediglich in schwäbische oder hessische Lautung überträgt, leider ohne sich der Anfechtbarkeit dieses Verfahrens bewußt zu sein. Der Mundart liegt vielmehr, wie ich bereits andeutete, eine spezifische Weise des Sehens, des Denkens, des Empfindens, der Mitteilbarkeit zu Grunde, – eine Perspektive, die von der des Hochdeutschen verschieden ist. Sie muß stimmen, diese Perspektive, wenn sich nicht der Eindruck des Unechten, des papierenen Unbewältigten einstellen soll, und dies mit peinlicher Deutlichkeit gerade beim mundartlichen Bühnenspiel. Diese Mißlichkeit ist an einzelnen Stellen sogar Meistern des Volksstücks wie Schönherr und Zuckmayer unterlaufen. Thoma hingegen ist, soweit ich sehe, durchgehend innerhalb der mundartlichen Perspektive geblieben. Das gilt auch für die Dramen von Speer und Krötz, der neuen Erscheinung des Dialektstücks auf der literarischen Szene, ja – in ihren Stücken ist die Mundart Sprache im vollen, ernstesten Sinn, insofern, als sie der dumpfen Triebhaftigkeit bedrückter und gedrückter Menschen die einzige Möglichkeit auftut, sich auszusprechen.

Das alemannische Sprachgebiet ausgenommen, verfügt das südwestdeutsche Gebiet, jedenfalls das Schwäbische, nicht über eine Tradition des Volkstheaters, die so fest geprägt ist, so weit zurück und doch in die Gegenwart noch hereingreift, wie die bayrisch-österreichische. Diese erreicht eben noch den Pater Sebastian Sailer im oberschwäbischen Schussenried und seine geistlichen Spiele. Später, viel später ist es bei F. Th. Vischers „Nicht I a“ und den wenigen Dialektkomödien Hermann Essigs verblieben. So bedeutet denn der Landespreis für baden-württembergische Volkstheaterstücke den Schritt in eine neue oder neu zu belebende Region. Auch das erstmals zusammengetretene Preisgericht sah sich auf einen ihm neuen, erst noch genauer auszumessenden Gelände. Andererseits mag manches für die spezifische Aufgabe prädestinierte Talent bei dieser ersten Ausschreibung noch gezögert haben, sich zur Wahl zu stellen. Stehen doch der erfreulichen Zahl von 47 Ein-

sendungen doch nur 22 Autoren gegenüber. So sprachen denn, wie das Preisgericht glaubte, mancherlei Umstände für eine gewisse Zurückhaltung: nicht vielleicht voreilig wollte man einen Maßstab setzen, der zum Präjudiz für künftige Entscheidungen fixiert werden könnte. Deshalb hat sich das Preisgericht dazu entschlossen, bei diesem ersten Wettbewerb den 1. Preis nicht zu vergeben. Für die Besetzung des 2. und 3. Preises bestanden solche Bedenken nicht, und ihre Träger werden mir, denke ich, in der Ansicht zustimmen, daß man auch auf dem zweiten und dem dritten Platz nicht gerade karg

honoriert wird. Beim nächsten Wettbewerb wird das Preisgericht vielleicht schon über eine gesicherte Ästhetik der Dialektdichtung im Allgemeinen und des neuen Volkstheaters im Besonderen verfügen. Auch mag etwa mancher, bisher der Lyrik zugewandte Dialektdichter künftig den Mut zum Bühnenspiel fassen. Endlich – wer weiß, möglicherweise tritt beim nächsten Mal der noch unbekannte Meister mundartliche Dramatik glorreich aus seiner Verborgenheit hervor – kurzum, – wohin man schaut, nichts als Hoffnung!

Lose und Luege

*Liisli uf em chleine Mürli
sitzt ä Eidechs an der Sunne
und im Glichmaß vom e Uhrli,
tröpflet Wasser us em Brunne.*

*D'Blättli zittere an de Eschpe
wie so Flügeli im Wind,
um Blüetedolde surrt ä Weschpe
und suecht wo si Nabrig find.*

*S'Lebe, d'Welt isch um mi umme,
alles otmet, alles schwebt
und zeigt mir die großi Summe,
wo me gwinnt, wenn me drin lebt.*

*So blib i sitze jetz ä Rüngli
un freu mi, daß i derzue ghör.
,,Worum hesch Sorge, du dumm Dingli?“
doch still jetz, daß i d'Welt nit stör.*

Johanna Wetzel

Alemannische Wörter

Richard Gäng, Freiburg

Vorbemerkung: Diese hier zusammengestellten, ca. 800 alemannischen Wörter sollen zeigen, wie reich, vielfältig, aussagekräftig, direkt, hintergründig, schmiegsam, farbig unsere alemannische Sprache ist. Die Wörter sind phonetisch geschrieben, d. h. so wie man sie in meiner Heimat in Immeneich im oberen Albatal in meiner Schülerzeit um 1910 herum sprach. Diese Sprache hat sich damals tief und breit in mir festgesetzt, verwurzelt und ist nun hier verwendet, unbeeinflusst und unverwässert von anderen Formen und Klängen, die es im Umkreis gab.

Einmal gegen Ende des ersten Lebensjahrzehntes überwältigte sie mich. Es waren jene begnadeten Minuten, als unser beliebter und erfindungsreicher Dorflehrer unserer nur zweiklassigen Schule mitten im Winter bei treibendem Schneefall das Schulzimmerfenster weit öffnete und, den Rücken gegen uns gewendet, ein Zeichen uns machte, recht ruhig zu sein und aufzupassen, folgendes schlicht und natürlich in die Schneewelt hinaus sprach: „Der Winter. Isch echt do obe Bauwele feil? Si schütten eim e redli Teil in d Gärten abe und ufs Hus; es schneit doch au, es isch en Grus. Un s hangt no mängege Wage voll am Himmel obe, merkch i wohl.“ Er sprach das ganze Gedicht, schlicht und natürlich, ohne Pathetik, doch wirksam, in das Schneeland hinaus, aber nur an uns Kinder gerichtet, es zu verstehen und zu Herzen zu nehmen. Wir waren denn auch gefangen, ja, verzaubert. Eine wundersame, paradiesische Welt lag vor uns. Eine Sternstunde in meinem Leben! Sie drang in meine tiefsten Wurzelfäden und in meine höchsten Gefühlsspitzen.

Seit diesem Gedicht erfuhr und genoß ich tief, daß unser Alemannisch eine umfassende, großartige Sprache ist, die mich als Menschen, alle Mitmenschen, ja Tal und Berg, die Gestirne,

das Weltall umschloß und im Wort auszusprechen wußte. Ich war für mein Leben lang mit dieser Welt zu einer Einheit verschmolzen und würde diese Einheit in der Sprache bleiben. So war es damals, und sie ist es heute noch im Jahr 1979.

Alemannisch Versli

Dickchi, dickchi Nuß, und du bisch duß. –

Eis, zwei drei, und du bisch frei. –

Arolle, barolle, Pantöffili, Schuehlöffili, Gugug! –

Adam isch in Garte gange, wievil Vögel hät er gfangen: ein, zwe, drei, und du bisch frei. –

Eis, zwei, drei; dibi, dabi, dei; dibi, dabi Pfannestil, bravi Buebe (oder Maidli) git's it vil.

–

Lirum, larum, Löffelstiel, bravi Buebe (oder Maidli) git's it vil. –

Hansili Ma hät Stifili a, hät it gwichsti Schüehli a, chan it waidli laufe. Wenn er öbis bosget hät, chan er it vertlaufe. –

I bi e chli Bummerli, churz und dickch; i stand in e Winkchili und wüsch vil Glückch. –

Ringel reihe Rose, schöni Aprikose; Veilche und Vergißmeinnicht, alli Chinder setze sich; adieu Mama, adieu Papa, ringeli, ringeli, hopsassa. –

Rira rutsch, mir fahret mit de Kutsch, mir fahret mit de Extraposcht, wo s nu drei Chrützer choscht; rira rutsch, mir fahret mit de Kutsch. –

A be ce Zinke, de alt Schuellehrer hät mi welle ginke. Er hät mit it troffe, i bin ehm vetloffe. –

Änege, dänege, Tintefaß, geh i d Schuel und lerne was, chunntscht du hei und chasch du nix, kriegsch du vo de Muetter Wichs. –

Eis, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sibe; wo bisch du so lang geblibe? I de Schuel hast du gemußt, nachsitzen, weil du nichts gewußt. –

Ringel, ringel, reihe; mir sind der Chinder dreie; mir hockchet unterm Holderbusch und machet alli husch, husch, husch. –

I und du sind Brüederli, andri Lüt sind liederli, i und du hän Geld im Sackch, andri Lüt hän Dreck im Sackch. –

Will fingerle, will fingerle, um e Schöppli Wi; wänn dä it will, wänn dä it will, de chli Spitzbueb muen es si. –

Bettnässer mag it lustig si, Bettnässer mag it lache, und wenn er am Morge früeih ufstoht, deno hät er e nassi Blache. –

Heile, heile, Sege, drei Tag Rege, drei Tag Schnee, jetz tuet s im (Name) nümme weh. –
Hühnervogel mach mir au en Eierring, oder i nüm dir alli Eier, won i find! –

Storch, Storch, schnibel schnabel, mit de lange Ofegabel. Flüg jetz übers Bäckerhus! Bring mir au drei Wecke drus! Mir ein, dir ein, und im brave (Name) ein! –

Gigampf, Wasserstampf! Wo isch de Vater? Im Cholplatz hinte. Wa macht er dört? E Stöckli grabe. Wa find er drus? E goldigs Hus. –

Franz, Franz, Pffeganz! Mach mir au die Pffeganz! Wenn i emol is Todmis chumm, will Dir öbis chrome, suri Milch und süeßi, e ganzi Platte volle Chüechli. It so sur, it so räs; gib acht i schla Dir d Hand is Gfräß! –

Narri, narro, d Fasnacht isch do! Narri, narro, d Fasnacht isch do!! –

Hoorig, hoorig, hoorig isch die Chatz! Und wenn die Chatz it hoorig isch, dno fangt si kcheini Müs!! –

Mir wänn e Burdi Strauh und s Fasnachtschüechli au, oder en alte Huet, isch alles guet! –

Holzstür zuem Fasnachtsfür! Holzstür zuem Fasnachtsfür! –

Schibi, schibo, Schibi schibo! I wem söll au die Schibe goh? Die Schibe söll im (Name) goh!! –

Schibe, Schibe über de Rai ab, d Chüechli-pfanne hät e Bei ab, de Ankchehafa hät e Loch im Buch, und morn isch di alt Fasnacht us! Goht si it, so gilt si it; hät si kchei Loch, dno stinkt si it! –

Hansili-Narre, ziehn de Charre, wit wit ue, wit wit abe, bis is s Teufels Chuchi abe. –

Fahr ue, fahr abe, s goht Laueburg zue, wie tanzet die Wälder, wie chlapperet die Schueh! –

Hansili, du Lump! Häsch it gwüßt, daß d Fasnacht chunnt? Hätsch di Mul mit Wasser gribe, wär dir s Geld im Beutel blibe! Hansili, du Lump! –

Wart nu, wart nu, wart nu Gäbili, wart i kchrieg di scho am Schnäbili! Wart nu, wart nu, wart nu Gäbili, wart i kchrieg di scho! –

Wehre, wehre, Einigkheit; dreiundvierzig Elle breit; di Elle sind gemesse; der Bauer isch gesesse; fule, fule (Name des Hirten)! –

Wehre, wehre schade; der Bauer goht go jage; er hockchet i de Ecke; er würd im (Name des Hirten) d Ohre scho streckche! –

Alimannischi Gsätzli

I selem han i aber emol abegmistet.

Er macht en Buckel wie d Chatz, wenn s donnderet.

Er lueget dri wie 8 Tag Regewetter.

Er isch bleich wie s Chätzli am Buch.

Er isch mit mir verwandt wie i sibe Suppe e Tünkli.

I ha gschaffet wie en Brunneputzer.

S isch e Druckete gsi wie im Himmel vorusse.

Bis dörthi lauft no vil Wasser d Alb abe.

Do chasch warte bis an e Tubackch.

Du kchriegsch es dro, wänn s Neujohr im Summer isch.

De sel verdammeret (= fluchen), daß es im Teufel i de Höll drab gruset.

De sel verdammeret, daß d Engel im Himmel zitteret.

I selem muen i s Fell emol gerbe.
De sel schwätzt vil, wenn de Tag lang isch.
Mit selem goht s de Bach abe.
Jetz göhn mer de Längi noh go hockche.
Wenn di sel emol stirbt, mue mer e s Mul no extra mit eme Bengel tot schla.
Mach nu kcheini eso langi Fagote (Spagizli).
En gscherte Hammel bisch.
Di sel isch en andiri Rätsche. (= Schwätzerin)
S isch no e kchei Mus unter eme Heischoche verstickcht.
Wege me schöne Roß, wege me schöne Hund und wege me schöne Maidli darf mer allewil no mol umeluege.
E Frau chan im Schurz meh zuem Hus useträge, as de Ma im Heiwage ifahre cha.
E bösi Larve heredruckche.
Er hät mer alli Himmelerdischand gsait.
Du chasch mer de Buckel abe rutsche.
Er chachlet wien e Roß.
Aber jetz isch gnueg Hei dunte. (= genug geredet)
Er schnappet no em Bettzipfel (= gähnen).
I eim de Ranze vollhaue.
D Schnöre verriße.
De Pelz wäsche (= einen verprügeln).
E richtig Füdlegschwätz (= blödes Geschwätz).
Ein i d Grädi stelle (= die Meinung sagen).
I dem will i sini Dämpf ustribe (= abwegige Gedanken vertreiben).
I dem will i emol säge, wa woher isch (= was hier gilt und durchgesetzt wird).
De sel isch en rechte Galöri (= dummer Großsprecher).
Er isch grennt wie en gölete Blitz.
Do goht s zue wien im Himmel vorus.
Er hät mer eis is Gsicht ghaue, daß i s Für im Elsiß gseh ha.

Schmiere und salbe, hilft anderthalbe.
De sel nümmt s vo de Lebige (= er nimmt allen etwas weg).
I will Hans heiße, wenn de sel . . .
Er hät Öl am Huet (= Ist betrunken).
Lo mi ughheit (= zieh mich nicht in etwas hinein).
S isch mer i de Sunntighals cho (in die Luftröhre geraten; verschluckt).
Zue dem isch er (si) cho wie d Jumpfere zuem Chind.
Sel isch e kchein Hafeschleckch.
En andere Müeltsch heredruckche (= den Dickkopf machen).
Er will blöß mit mir d Chueh tribe (= mich zum Narren halten).
I selem will i emol d Chuttle wäsche (= einen sehr heftig verprügeln).
De sel hät e kchei Schand im Lib (= kein Ehrgefühl haben).
De sel würd sini Horn scho no abbrenne.
Gel aber, dai häsch di Nase emol agrennt!
D Levite verlese.
Gang mer eweg mit selem (selere).
S isch nu für die, wo wänn (= wollen).
Wer it will, dä hät scho gha.
Aber jetz hät s gschnagglet (nicht übersetzbar).
Heneiaberau (vierfach zusammengesetzter Ausruf).
Henussedenn = dreifache Zustimmung.
Ab em Seil si = außer Rand und Band sein.
So, jetz hät die arm Seel Rueih.
I chumm im Kchuntenend = im Augenblick.
E groß Weses mache = viel Aufhebens machen.
Bürstet und gestrählt = gut gekleidet.
Jetz häsch de Brägel = das Angebrannte, Angekohlte.
Mach e kcheini Schnecketänz = Umstände machen.

Ein am Seil no abelo = einen für dumm verkaufen.

De letz Finger verbunde = am falschen Ort geholfen.

S doteret mer arg = ich habe arg angst.

Er hät de Gliche tue = so getan als ob.

Ebeplatschigvoll = dreifache Betonung für „voll“.

Himmelstrurig = sehr, sehr traurig.

Wege jedem Häfechäs = Quark, Topfen; Kleinigkeit.

10 eigentümliche, alemannische Wörter

Vergelschtere: Das Wort bedeutet soviel wie „verängstigen, durcheinanderbringen, aufgeregt sein.“ Es ist, lautlich betrachtet, selbst ein unruhiges, poltriges Wort. Es gibt in der Schriftsprache kein Wort, das präzise auszudrücken vermag, was es meint. Es ist einmalig. Man kann sagen: I bi ganz vergelschteret gsi.

Zipfelsinnig: Das Wort drückt eine kleine Verwirrung des Bewußtseins, der Sinne, aus. „I bi ganz zipfelsinnig worde,“ will sagen, meine Sinne waren wackelig und klein wie ein Zipfel; ich war zipfelsinnig. Ein anschauliches, kostbares Wort, das leider mehr und mehr verloren geht!

Rumpfle: Das Wort bedeutet so viel wie Runzeln, Falten. Es ist mit seinen vier dumpfen Leiselaute n, p, f, l, die kaum in einem andern Wort in dieser Drängung beisammenstehen, ein Lauteknäuel, ist Lautmalerei, ist selbst, zumal mit seiner Verkleinerungssilbe „le“, eine Rumpfle unter den Wörtern. – „Gib achtig, daß es keine Rumpfle git!“

Bäffz(g)e: Dieses Wort bedeutet, erregt, widerlich, abgehackt dazwischen oder dagegen reden. Es besteht aus dem lautmalenden „baff“ und aus der Verkürzung von „sagen“, wobei festzustellen ist, daß das „g“ von sagen auch immer mehr verloren geht. Zu bäffzge gehören die Hauptwörter Bäffzger und Bäffzgeri.

Kaib, Chaib: Dieses wenig harte Schimpfwort ist sehr geläufig und kann gar als Kosewort verwendet werden: en liebe Kaib, en herzige Kaib. Es gibt auch ein Zeitwort zu Kaib: verkaiben; „de Rege hät s ganz Hei verkaibet.“ Auch gibt es zu diesem Wort viele zusammengesetzte Hauptwörter: Kaibezüg, Kaibeding, ein Kaibekerli, dieses Wort kann auch eine Anerkennung sein. Der Ton macht hier die Musik. Zu Kaib gehört das Verb „kibe“: ummekibe, kibig sein, kibig mache, was bedeutet, mürrisch, zänkisch, streitsüchtig sein.

Tubetänzig: Dieses seltsame Wort kommt von der Art des Täubers her, seine Täubin mit leichtem Flügelschlagen eifrig, gurrend und rukend zu umstänzen. Dabei ist er völlig an die Täubin gebunden, hört und sieht sonst nichts mehr, er ist betäubt von ihr, er ist tubetänzig. Wenn der Mensch derart in etwas vernarrt ist wie der Täufer, ist er tubetänzig. Mit dem Rückgang der Taubenhaltung geht auch das Wort zurück. – Das Wort Taube kommt von ahd. tuba, mhd tube, englisch dove.

Bimbele: Dieses kindliche Wort bedeutet soviel wie Bimmeln. Es ist aber durch die Endsilbe „bele“ klangvoller und naturgetreuer, erinnert auch mit seinen 2 b an den Naturlaut „bim“ in „bim bam bum“. Dazu gehört das spaßige Wort die „Bimbel“. So nannten wir als Kinder oft die Schullocke.

Finke: Dieses Wort bezeichnet die Hausschuhe aus Stoff, die früher aus Stroh waren und dann „Straufinke“ genannt wurden, (Strau = Stroh). Das Wort hat nichts mit dem Vogel Fink zu tun. Es stammt vielmehr aus dem mlat. ficones. Es wird erstmals anno 1561 in Zürich erwähnt, kommt auch im Südschwäbischen vor. Man flocht damals aus langem, gutem Stroh schmale Bänder und nähte diese pantoffelartig aneinander. Diese Straufinken waren dauerhaft, billig und warm. Auf dem Marktplatz am Münster zu Freiburg werden sie heute noch verkauft.

Anke: Dieses echte, sehr alte, alemannische Wort stammt vom ahd. „ancho“ ab, kommt va-

riert in manchen andern, indogermanischen Ländern vor, ist mit dem lat. unquentum verwandt und trägt die Grundbedeutung „salben“. Es wird im Alemannischen auch vielfältig gebraucht: Ankeweckli, Ankeballe, Ankerumete usw. Beim Scheibenschlagen am Sonntag nach Fastnacht riefen wir den Spruch: „Schibe, Schibe über de Rai ab! D Chüechlipfanne hät e Bei ab, de Ankehafe hät e Loch im Buch, und morn isch di alt Fasnächt us.“

Zhinterfürsi: Dieses Wort meint die vollständige Durcheinanderbringung aller Gegenstände in einem Raume dergestalt, daß sogar das Hintere vorne und das Vordere hinten, alles durcheinander ist. Es kann auch ins Geistige übertragen werden: „Won i des groß Uglück gseh ha, bin i ganz zhinterfürsi worde.“ Ein inhaltsreiches, wenig beachtetes Wort! –.

Das Alemannische ist eine eigenständige Sprache gleich dem Holländischen oder Dänischen. Sie wird um den jungen Rhein herum, von seiner Quelle bis nach Rastatt, mit lokalen Variationen gesprochen. Sie ist vielfältig, hintergründig und voll Wohlklang.

Alemannische Wörter und die Übersetzung in die Schriftsprache.

ali ge = jemand umarmen und dazu aaa sprechen; *aschribe* = anschreiben, nicht bar bezahlen; *Bündilistag* = wechseln der Mägde oder Knechte; *bosge* = Böses tun; *butte* = schaukeln; *Dätsch* = Schläge; *Dollis* = Tatzen; *Dope* = Pfoten, Finger; *Daische* = Fladen; Kuhmist; *Diddi*, *Diddili* = Kleinkind; *Dolge* = Tintenklecks; *Drüele* = verschmieren, schlabbern; *Fangis* = sich fangen, spielen; *Fäßlidrole* = allein oder zu zweit umarmt, einen Abhang hinabrollen; *fitze* = mit der Geißelschnur schlagen; *gfitzt* = 1) mit der Geißel geschlagen, 2) durchtriebener Mensch; *frömde* = schüchtern sein vor Fremden; *Gaggili* = Ei (Kindersprache); *gerbe* = 1) gerben, 2) sich erbrechen; *Gigele* = viel lachen; *Gigilisuppe* = hat jemand gegessen, wenn er viel lacht; *gingge* = mit dem Fuß einen Tritt geben; *Gischbel* = kaspriger

Mensch; *Glugser* = Schluckauf; *Chrätze* = Rückentrage; *Chralle* = 1) Luftblasen in einer Flüssigkeit, 2) Perlen; *Chuehmummili* = Kindersprache für Kuh; *Chro* = Mitbringsel; *Chröttli* = 1) kleine Kröte, 2) Kosewort für kleines Mädchen; *Chnupf* = Knoten; *Chrust* = ein Durcheinander; *Chratte* = kleiner Korb; *Chrüsch* = Kleie; *chritzle* (ver) = kritzeln; *Chächili* = 1) Kächelein, 2) Tasse; *Chlospere* = Knorpel; *chüehllächt* = ein wenig kühl; *Chellenbenki* = 1) Aufhängevorrichtung in der Küche für große Löffel, Gabeln, Töpflein; 2) ein Durcheinander; *Chetteme* = Kette; *Chindsbetteri* = Wöchnerin; *Chnödli* = Fingergelenke; *gumpe* = hopsen, springen; *Gumpe* = Wasserlache, kleiner Weiher; *Gugus* = Ruf, beim Versteckspiel (Kindersprache); *gigse* = helles Knirschen, Knarren; *usgigse* = auslachen, verspötn; *gigsagäbili* = auslachen und mit dem Zeigefingern aneinander wetzend; *gväterle* = mit kleinem Spielzeug spielen; *Chindergväterler* = Erwachsener, der mit Kindern spielt; *Babbe* = 1) Papa, 2) Brei; *Botti* = Freistatt; wo man sich beim Spiel freischlägt; *Götti*, *Gotte* = Pate, Patin; *Gottsacker* = Friedhof; *Grattel* = Einbildung; *gechupft* = gestoßen, „auf den Kopf gefallen“; *Gugelfuehr* = Narrenfracht; *guge* = schaukeln; *Gugi* = Schaukel; *ghüslet* = kariert (Stoffmuster); *Glapf* = Knall, Rausch; *Gmächte* = Lenden; *s goht um* = es spukt; *Gschwüsterigekind* = Vettern, Kusinen; *Gupf* = Stauf; *gittig* = geizig; *Gufe* = Nadel, Ziernadel; *Helge* = Heiligenbild; *Hämpfle* = handvoll; *Hemblinggi* = Hemdenmatz; *Hosespannis* = Schläge auf die gespannten Hosen des Hinterteiles; *Häfilischuel* = Kinderschule; *heimlifeiß* = 1) heimlich fett, 2) heimlich gut bestellt sein; *händle* = streiten; *Heuel*, *Schuderheuel* = Strubbelkopf; *vertschudere* = 1) erschauern, 2) zerzausen; strubblig werden; *zhinterfürsi* = durcheinander; *Hampfle* = Handvoll; *Handhebi* = Handgriff; *Härdöpfelstockch* = Kartoffelbrei; *Heebi* = Preßhefe; *Heistrefzger* = Heuschrecke; *heizünde* = heimleuchten, fortjagen; *heische* = fordern, verlangen; *hau-dere* = schwer arbeiten; *hebe* = festhalten, he-

ben; *Hose chebre* = austreten; *bure* = 1) geduckt kauern, 2) huren; *Hornig* = Hornung, Februar; *hornigle* = heftig frieren; *busig* = sparsam, alles fürs Haus; *Jumpfere* = Jungfrau; *Jupe* = leichte Jacke; *ischobbe* = einstecken, viel essen; *jäse* = gären; auch von Heu und Öhmd; *kible* = leicht streiten; *Klöpfer* = Knackwurst; *Knöpfli* = knopfartig verdicktes Nudelstück; *länge, eine* = eine Ohrfeige geben; *letz* = falsch; *Lotterfalle* = lottriges Stück; *Mohl, e* = ein Mahl; *mei mei* = Drohausruf gegen ein Kind; *Malifizchaib* = Malefizkerl; *Mochcke* = Brocken; *Mockchebütsch* = Brocken?? unübersetzbar; *Molli* = dicker Kopf, dicker Mann; *mucksmülistill* = mucksmäuschenstill; *meisteriere* = vermeistern; *morn de morg* = morgen vormittag; *Mehlwüsch* = Handbesen; *Maie, en* = ein Blumenstrauß; *Maiehafe* = Blumentopf; *Malerschloß* = Hängeschloß; *Mose* = Fleck vom Schmutz; *Mumpfel* = Mundvoll, kleiner Brocken; *Mor* = Sau; *Maidlischmökcher* = Mädchenfreund; *meineidig* = sehr; *mampfle* = unschön essen; *Nachtueul* = 1) Eule, 2) Mädchen, das nachts unterwegs ist; *Nägili* = 1) kleiner Nagel, 2) Nelke; *neste* = nesten, das Bett richten; *Fegnest* = streunendes Mädchen; *niggele* = nörgeln; *naise* = von allen Speisen kosten; *naime* = irgendwo; *numme* = nur; *nidig* = neidisch, mißgünstig; *nüehle* = wühlen; *niene* = nirgends; *Ohremützer* = Ohrenkäfer; *o letz* = ach, wie falsch; *obeeweg* = zu erst; von oben her; *Ornig* = Ordnung; *Ode* = Atem; *Odere* = 1) Ader, 2) Otter; *öber* = jemand; *öbis* = etwas; *pupfe* = stoßartig dampfen; *Pfupferli* = kleines Motorrad; *pfus(g)e* = fauchen; *Plätzab* = Wunde, mit Kruste; *pflätsche* = platschen, plan(t)schen, verspritzen; *pflättere* = mit Wasser spielen; *pfätze* = zwicken; *Pfingstnägili* = Levkoje; *Pfüpfi* = Schimpfwort für Mädchen, das koordiniert handelt; *Pflute* = Teiggericht; *Pfugagi* = Wort des Abscheues, von pfui; *Pfutschinder* = Ausdruck für Abscheu; von „Pfui der Schinder“; *Quag* = Rabe; *quake* = krächzen; *Ranze* = dicker Bauch; *aranze* = hart ausschimpfen; *rätsche* = klatschen, plaudern; *e*

Rätsche = Schimpfwort für eine Vielschwätzerin; *Rumpfle* = 1) Falten, Runzeln, 2) Schimpfwort für unordentliches Mädchen; *rible* = reiben, zerreiben; *Ribili* = 1) Teigware, 2) Samtstoff; *ruesse* = entrußen; *aberuesse* = einem heftig die Meinung sagen; *rugele* = rollen; *Rugili* = kleine Rolle, Walze; *Rolli* = männl. Katze; *Räckholder* = Wacholder; *raikche* = räuchern; *rai* = fein, rein, kleinkörnig; *rau* = roh, ungekocht; *Renn* = einen Stoß, Anlauf geben; *rösch* = trocken, ausgedörrt (Heu); *Rößliriti* = Karussell; *Roni* = Männername, von Hieronymus; *Rum* = Rahm; *raffle* = 1) an der geschlossenen Türklinke rütteln; 2) viel reden; *Raffli* = Mensch, der zu viel redet; *Roßbolle* = Mist des Pferdes; *rumbis un stumpis* = alles; *Rufe* = Wundenkruste; *Ribise* = 1) Reibeisen; 2) Schimpfwort für eine zänkische Frau; *Sugel* = Schnuller, Gummisauger für Kleinkind; *schlotze* = saugen, lutschen; *e Stande* = ein runder oder ovaler, großer Bottich; *Ständili wable* = in kleiner Stande kauern und einen Hang hinabrollen (Kinderspiel); *schlifere* = auf Eis schleifen; *Schliferi* = kleine Eisbahn; *Schnöregige* = Mundharmonika; *spicke* = staunen, beim Nachbarn heimlich ablesen; *Stumbis* = Knabe, kleiner Mann; *Schobe* = Kittel, Jacke; *Stößli* = Pulswärmer; *Sängerne* = Sängerin; *Sü(i)mbel* = dummer Mensch; *Schiß ha* = Angst haben; *Sträbl* = Kamm; *Schlanz* = Riß; *schlänze* (uf-, ver-) = reißen, zerreißen; *Säcklimeister* = Geldeinzieher; *Stecklimeister* = Aufsichtsperson; *Schmutz* = 1) Schmalz, 2) Kuß; *schlurbe* = schleifend gehen; *schnaige* = wählerisch essen; *Schnitzbuckel* = krummer Rücken; *schore* = ausmisten; *Schore* = Anhäufungen des Heues; *Schili* = Leibchen, Weste; *Satz* = 1) Satz in der Sprache, 2) Satz als Bodensatz, 3) Sprung über eine Strecke; *satze* = schnell springen; *Siech* = übler Kerl; *seckle* = sehr schnell rennen; *süttig* = siedend; *sürpfle* = schlürpfend trinken; *sä do* = dieses da, nimm es; *sött* = sollte; *Sürmel* = unübersetzbares Schimpfwort; *sodili* = Verniedlichung von „so“; *sonigi* = solche; *Spötlig* = Herbst; *speize* = spucken; *Speizi* = Spucke; *Spimucke* = Spin-

ne; *spricklig* = schraffiert, unruhig; *schlüfe* = schlupfen; *Schwümm* = Pilze, Schwämme; *Sprützkante* = Gießkanne; *Stapfle* = 1) Staffeln, 2) Fußstappen; *Strickete* = Strickzeug; *Strupfer* = Schrubber; *Springerli* = kleines Weihnachtsgebäck; *Risbabbe* = Reisbrei; *Schällete* = Schalen von Obst oder Kartoffeln; *Schweißi* = heiße Fettsauce, Schwitze; *schwellen* = 1) aufquellen, 2) rohe Kartoffeln kochen, Schwellkartoffeln; *Schwelli* = 1) Holzsperrle in einem fließenden Gewässer, 2) bei Türeingang der untere, wagrechte Balken; *Schüfli* = 1) kleine Schaufel, 2) Schulterstück vom Schwein; *Sechte* = Sieb in der Küche; Schimpfwort für Mädchen; *Strube* = Schraube; *suse* = sausen; *Suser* = 1) sausender Mensch, 2) neuer, noch gärerender Wein; *Suribel* = sauertöpfischer Mensch, Schimpfwort; *sürele* = säuerlich; *Süre* = Wundblase; *Suteri* = alter, unzufriedener Meckerer; *Schär*, *Schärmus* = Maulwurf; *Stich* = 1) steiler, kurzer Weg, 2) Anfang eines schlechten Aromas einer Speise oder eines Getränkes, 3) Teilgewinn im Kartenspiel; *schürge* = schieben; *Summervogel* = Schmetterling; *Schnubber* = Schnupfen; *Schnatte* = Schnittwunde; *Schnuder* = Nasenschleim; *Schnuderi* = Schimpfwort für jungen Menschen; *sutere* = Wasser, das anfängt zu kochen; *Spitze* = Spreißel; *schleike* = schleifen; *schlipfe* = ausrutschen; *schlifere* = mit Schuhen auf Eis gleiten; *Schliferi* = kleine Eisbahn; *schlurbe* = in Hausschuhen schleifend gehen; *schmöcke* = 1) schmecken, 2) wenn eine Speise übelriecht; *schnäfle* = Holz schnitzen; *schnaige* = appetitlos von allen Speisen etwas essen; *ischobbe* = einstopfen, einstecken; *schnupfe* = stoßen, umstoßen; *gshupft* = 1) gestoßen, 2) nicht ganz recht im Kopf; *schnütze* = die Nase putzen, schneuzen; *stagle* = stottern; *stupfe* = leicht anstoßen; *schättere* = klirren, lärmern; *Storze* = Strunk, Strünke; *Schwürmli* = Glühwürmchen; *Spazi* = Abstand; *Stippere* = Latten, Stäbe oder Balken zur Unterstützung einer schweren Sache; *Turn* = Turm; *Tschupp* = Haarbüschel; *Tschuppli* = verwirrtes Kopffhaar; *Tschienggi* = jemand, der wacklig oder schief

geht; *Tscholi* = gutmütiger, unbeholfener Mensch; *Traliwatsch* = Trottel; *Usegeld* = Geld, das man beim Bezahlen herausbekommt; *u* = un; in Vorsilben un-; *usluse* = auslausen d. h. jemand etwas geistig oder konkret abnehmen; ausplündern; *üseregattig* = von unserer Art; unsereins; *Ugsüber* = Ungeziefer; *Uschlet* = Unschlitt; *urig* = rein, echt; *urche* = nur, ohne falsche Beigabe; *usmache* = 1) ausmachen, 2) von einem Menschen alles Ungute aufzählen; *uspelze* = 1) auspelzen, 2) einem Tier den Pelz abziehen, 3) alles Ungünstige von einem Menschen aufzählen; *usgigse* = verspotten; *Urschili* = klein Ursula; *umelire* = herumtroteln; *uding* = heftig, übermäßig; *umgheie* = umfallen, umwerfen; *umemule* = 1) herummaulen, 2) widersprechen; *uspackche* = 1) auspacken, 2) sich gründlich aussprechen; *unteregoh* = zu Bettgehen; *umeschwanze* = herumbummeln; *ufstupfe* = aufhetzen gegen jemand; *umelitze* = umbiegen, Stoff, Ärmelende zurückschlagen; *usepfitze* = Pferd, das nach hinten ausschlägt; *unterobsi* = durcheinander, das Untere oben; *ugattig si* = unartig sein; *uf* = auf, nach; *usgänds* = ausgehend, am Ende von; *uezues* = hinaufzu; *ubschraue* = unbeschrieben, ohne Ungünstiges gesagt zu haben; *umeduble* = nur dumme Sachen machen; *untedure* = den „unteren“ Weg wählen; *ugheit lo* = ungestört, ungeschlagen lassen; *usdigle* = völlig ausgetrocknet; *useluege* = herausschauen; ein Gewinn, ein Vorteil haben; *uswale* = auswählen (Teig); *Uszehrigh* = Schwindsucht; *Veüili* = Veilchen; *vertschubbe* = zerzausen; *verbibbele* = verzärteln; *Verlag* = 1) Schriftenverlag, 2) Anhäufung von Dingen; Unordnung; *versproche* = versprochen, verlobt; *verdrüele* = verschütten, beim Essen; *verputze* = 1) eine Wand mit Farbe verschönern, 2) Geld leichtfertig ausgeben; 3) eine Speise völlig aufessen; *verburschte* = zerzausen, verprügeln; *verdaibe* = erzürnen; *verduble* = verdummen; *vergelstere* = erschrecken, durcheinander geraten; *vergütterle* = vergehen vor Angst oder Kälte; *verchlöpfe* = 1) den Zwick an der Geißelschnur verkallen, 2) Geld auf leichtfertige Weise durchbringen; *verpläm-*

berle = das Geld oder die Zeit für unnütze Dinge verbrauchen; *verglungge* = verträdeln; *verchrable* = verkratzen; *Chräbel* = Krallen; *vergrote* = mißraten; *vergunne* = 1) mißgönnen, 2) verlieren im Spiel; *verhächle* = verlästern; *verhebe* = 1) überheben, 2) etwas zurückhalten, nicht herausgeben, 3) ein Wissen nicht verraten; *verheie* = zerbrechen, kaputt machen; *verchare* = überfahren, überkarren; *verchümmele* = billig verkaufen; *vermauche* = vermodern, zerfallen; *vernudle* = verprügeln; auf den Boden geworfen und mit Schlägen traktiert; *vernütige* = etwas zu nichts machen, sehr stark verkleinern; *verrätsche* = verächtlicher Ausdruck für verraten; *verserble* = verkommen, langsam zugrunde gehen; *Serbele*, *e* = eine Cervelatwurst; *verstruble* = zersausen, verstrubbeln; *versudle* = verschmieren; *verwamse* = verprügeln; *verwalche* = heftig verprügeln; *vertwüsche* = 1) erwischen, 2) entwischen; *verzwazle* = vor Ungeduld oder Angst vergehen; *waibe* = wehen; *wit* = 1) weit, 2) willst; *wetsch* = wolltest du; *wege wa* = warum; *wege mir* = meinetwegen; *weidli* = schnell; unverzüglich; *wa fürigi* = was für welche; *Wunderfitz* = Neugierde; *Waggis* = Elsässer (Schimpfwort); *windeweh* = wind und wehe; *wäfele* = plappern (Kindersprache); *Wagle* = Wiege; *Waidlig* = kleines Boot; *Wäldemli* = kleiner Wald; *Welschbemb* = sackartiger Fuhrmannskittel mit Ärmeln; *Wäntili* = Wanze; *Wa fürigi?* = welche Sorte?; *Wüschete* = das zusammen gewischte; *Wittlig* = Witwer; *Wuchedüppel* = Erkältung, Verschnupfung von einer Woche; *Wuehr* = Wehre; *wueschte* = husten; *wimmsle* = 1) krabbeln, 2) wenn viele, kleine Tiere (Ameisen, Bienen) im Haufen umher rennen; 3) wenn ein sterbendes Tier noch ein wenig zappelt oder stöhnt; *wurmäsige* = wurmig; *wusele* = mit vielen kleinen Schritten umhereilen; *Wusili* = Kleinkind, das mit kleinsten Schritten umherrennt; *wüest säge* = beschimpfen; *wepfe* = lenken; *e Wepfi* = eine Lenkvorrichtung, besonders hinten an Langholzswagen; *Witlig* = Witwer; *waibe* = wehen; *Wogschit* = Wagscheit, Querholz, an das das

Zugtier gekettet wird zum Ziehen; *Xander* = Alexander; *Zischtig* = Dienstag; *zipfelsinnig* = verstört wie ein Zipfel; *zuelose* = zuhören; *zickle* = ein wenig streiten; *Ziehfeckchte* = rastloser Mensch; *zleid lebe* = etwas zuleide tun; *Zornigel* = ein Mensch, der schnell zornig wird; *e Zatte* = eine Reihe; *zitig* = 1) reif sein, 2) recht bald; *züsle*, *umezüsle* = mit dem Feuer, mit Zündhölzern spielen; *Zibarte* = kleine Mirabellen; *Ziehamrieme* = Geldsäckel, der oben mit einem Riemen zugebunden war; *zurpfe*, *zämezurpfe* = einen Faden oder eine Schnur mit mehreren Knoten unschön zusammenziehen; *zentume* = überall ringsherum; *zhalbänder* = zu zweit; *Zaine* = Weidenkorb; *zämme ge* = getraut werden; *Zeche* = Zehe; *Zibebe* = Zwiebel; *Znünnäh* = das 9 Uhr-Essen; *zobed* = am Abend; *Zolge* = dicker Schmutz in der Nase; *Zotzle* = Fransen; *zwe*, *zwo* = zwei; *langi Zit ha* = 1) langweilig sein, 2) Heimweh haben; *z Liecht goh* = zum Licht gehen, d. h. abends zum Nachbarn gehen, um sich zu unterhalten und das eigene Licht zu sparen; *chnüble* = kratzen, auflösen; *en Gischpel* = ein Zappelfilipp; *ieschoppe* = hineinstopfen; *Zottle* = Fransen; *abzieh* = abziehen, ablegen; *Augewasser* = Tränen; *de Beckch* = der Bäcker; *Böge* = Nasenschmutz; *büeze* = nähen; *Albiez* = Altnäher, d. h. einer, der alte Kleider näht, flickt, (Familiennamen); *Bilge* = Zahnfleisch; *Bammert* = Banwart (Familiennamen); *e Bigi* = eine Beige; *Blamper* = ein hängendes Ding, 1) Zierstück an einer Uhrkette, 2) Pendel an der Wanduhr, 3) bewegliche Trennwände zwischen großen Tieren im Stall; *Blodere* = Blase, an einer eiternden Wunde; Schweinsblase; *Bolauge* = aufgesperrte Augen; *Brisli* = Einfassung am Stoff an strapazierten Stellen; *butsche* = stoßen; *Butscher* = alles, der Haufen, die Menge; *bodige* = auf den Boden zwingen; *bäfzge* = widerlich reden; *bamble* = baumeln; *batte* = nützen, fruchten; *pöbberle* = mehrmals leise klopfen; *blange* = sehnsüchtig warten; *borze* = purzeln; *en Borzer* = ein kleiner Mann, Kind; *bräggle* = anbraten; *Brägliti* = gebratene Kartoffeln; *bränzele* = brandig riechen; *brünsle* = Wasser lassen;

bschiese = wenn etwas hilft oder nützt; *Bolle* = rundes oder rundliches Ding; *bös* = 1) böse, 2) schlimm, 3) verzürnt; *de breiteweg* = quer; *buselig* = weich, zart; *Bajaß* = kaspriger Kerl; *Brätsche* = Kruste an einer Wunde; *brettschelb* = schief; *e Bodedeckebede* = eine Menge, die den Boden eines Gefäßes bedeckt; *babbele* = plappern; *Bäzfger* = einer, der in dummer Weise in alles hinein redet; *Bämsel* = Pinsel; *Blätz* = Flicken; *Blätzab* = kleine Wunde; *brenzele* = nach Brand riechen; *brüsele* = ein wenig anbrennen; *Busbus* = Katze (Kindersprache); Wort zum Anlocken der Katze; *Brüeli* = einer, der viel herumbrüllt; *Brobrosmie* = Brosamen; *Bachede* = die Menge Teig, die man verbacken will; *Bibilichäs* = Quarck; *Rammler* = männlicher Hase; *rammlig* = ist die Häsin, dann muß sie gedeckt werden; *Büechli* = 1) kleine Buche, 2) kleines Buch; *Bscherig* = Bescherung; *bädde* = beten; *bette* = Betten machen; *Bettschamber* = Nachtopf; *de Bott* = der Bote; *Bräme* = Stechfliege; *Breste* = Gebrechen; *Chrällilwasser* = Sprudel; *Chlospere* = Knorpel; *Chuttle* = Gedärm; *Chuchichänsterli* = kleiner Küchenschrank; *Chrätze* = Rückenkorb, Hutte; *Chriesihexle* = Eichelhäher; *Chüngel* = 1) Stallhase, 2) männliches Glied; *Gwage* = Raben; *Gäch* = steil, jäh; *Choder* = Spucke, Schleim; *chräbig* = krallig; *Chräbel* = Krallen; *Chnube* = Pocken; *Chlimse* = schmaler Riß oder Spalt in Brettern; *chnätsche* = kneten; *chnuble* = knüpfen, klauben; *chrome* = einkaufen; *chräsme* = klettern; *de Chropfleere* = sich einmal völlig aussprechen; *Dätschchappe* = Sportmütze; *drümlig* = schwindlig; *Dope* = Pfote; *drüeje* = gedeihen; *düche* = leise schleichen; *düsele* = schläfrig gehen; *dätsche* = 1) schlagen, 2) prall aufschlagen, 3) stark regnen; *durehechle* = über einen Menschen alles Ungute sagen; *daig* = überreif; Birnen, deren Fleisch braun, aber noch eßbar ist; *Daigaff* = Schimpfwort, unübersetzbar; *däbbele* = kleine Kinder, die noch unsicher umhertappen; *Däbbili* = sehr ungeschickter Mensch; *Düpfilischißer* = äußerst kleinlicher Mensch; *dürmle*, *umedürmle* = umhertaumeln; *dischkiriere* =

disputieren; *Ditti* = Kleinkind; *Dotebaum* = Sarg; *Dotsch* = Schimpfwort, nicht übersetzbar; *draibe* = drehen; *drülle* = drehen; *dubäkele* = nach Tabak riechen; *Dubel* = dummer Kerl, (Schimpfwort); *dribeliere* = antreiben; *drole* = rollen (ein Faß); *tubedänzig* = verwirrt; *Duttlimuser* = Duckmäuser; *durab* = hinabwärts; *dure* = 1) hindurch, 2) dauern, 3) bedauern; *durtue* = einem falsche Gedanken austreiben; *duruf* = bergauf; *duri* = taleinwärts; *durus* = talauswärts; *duße* = draußen; *eige* = eigenartig; *ebe* = ebenso; *wagrecht*; *ehnder* = eher; *ergattere* = listig gewonnen; *erlickere* = eine knifflige Sache schnell erkennen; *ebesemär* = „ebenso die Mär“, d. h. Zustimmung bei einem Gespräch; (Das Wort ist sehr selten geworden.) *faiß* = fett, dick; *fern*, *vofern* = letztes, vorletztes Jahr; *fendrig* = vergangenes Jahr; *fürsi* = vorwärts; *mit Fliß* = mit Fleiß, Absicht; *ficke* = reiben, z. B. der Schuh an einer Zehe; *Feckchte* = Gefieder; *Fällili* = kleiner Tür- oder Fensterverschluß; *faltsch* = 1) falsch, 2) wütend, böse; *Fangis* = Fangenspiel; *Fürchtibutz* = einer, der sich viel fürchtet; *Fürtuech* = Schurz (fast ausgestorben); *fugse* = stört, ärgert mich, *Füdle*, *Füdili* = Hinterteil; *fürblibe* = übrig bleiben; *de Fulenzer ha* = dem Faulenzen verfallen sein; *füre*, *fire* = feuern, feiern; *fürgee* = dem Hornvieh Heu in die Raufe, den Pferden Häcksel in den Trog geben; *Flume* = minderwertiges Fett; *Federeverlesis* = nicht lange Untersuchungen oder Beurteilungen machen; *Feckchte* = Flügel oder Gefieder eines Vogels; *fiserle* = ist, wenn der Regen wie nasser Staub fällt; *fitze* = mit der Geißel knallen; *Fläderewüsch* = Schimpfwort für ein leichtfertiges Mädchen; *Fläre* = große, glatte Fläche; *Fädemli* = Fadenstück; *Faderugili* = Fadenröllchen; *Tafele* = 1) Tafel, 2) verglastes Gemälde; *Für amache* = Feuer anzünden; *ifüre* = den großen Ofen anheizen; *Flicklig* = sehr dickes Brett; *Fagote* = lächerliche Bewegungen oder Bemerkungen machen; *fistermüsle* = in der Abenddämmerung oder im Dunkeln ohne Licht sitzen und nichts tun; *Fazenetli* = Taschentuch; *fulartig* = faul; *s Gäder* = das Geäder; *gägele* = spielen; *gage*, *umegage* = un-

übersetzbar; *Glunggi* = unordentlicher, tappiger Mensch; *Hemblinggi* = einer, der im Hemd einhergeht; *gel aber* = nicht wahr? *Gfräß* = beleidigendes Wort für Gesicht; *gigele* = leise lachen; *Gigilisuppe* = wer viel lacht, hat G- gegessen; *gaume* = daheim bleiben, wenn andere ausgehen; *gügsle* = ein wenig, meist verstohlen, ausgucken; *gampfe* = pumpen an einem Pumpbrunnen; *gigampfe* = hin und hergampfen (= pumpen); *Gfrischt* = Froststellen, zumeist an Händen; *grochse* = stöhnen, jammern; *Glugser* = Schluckauf; *gscupft* = 1) gestoßen, 2) nicht ganz klar im Kopf; *Gülle* = Jauche; *Güggel* = Hahn; *gnipfe, usgnipfe* = ausrutschen; *gaaxe* = 1) gackern, 2) abwertender Ausdruck für Übles reden; *gügele* = nur kurz ein wenig schauen; *Gugge, Guggele* = Papiertüte; *Guttere* = Flasche; *vergütterle* = 1) aus einer Guttere etwas Flüssigkeit verschütten, 2) vor Kälte zittern; *Glascht* = Glanz, Helligkeit, Schimmer; *Glugeri* = Henne mit Jungen; *gluschtig* = lüstern auf; *Gluscht* = Gelüsten nach; *Gnägis* = spaßiges Schimpfwort für einen Knaben; *goh* = gehen; *go* = dann, bald, zumeist ein unübersetzbares Füllsel; *Gopferdälli, Gopferdori, Gopferdammi, Gopferdäschi* usw. = Fluchwörter, die mit „Gottver“ . . . beginnen; *grabsche* = zusammenraffen; *grote* = geraten, gelingen; *gsi* = gewesen; *Gupf* = 1) Hutkopf, 2) kleiner Berg; *Gutschner* = Kutscher; *Guggemusik* = schlecht spielende, oft kostümierte Musikkapelle; auch Schimpfwort; *Hafechäs* = 1) weißer Käse, Quark, 2) abschätziger Ausdruck für eine Nichtigkeit; *Häfilischuel* = Kinderschule (am Aussterben); *heidemäßig* = stark, viel, gewaltig; *Heigumper, Heistrefzger* = Heuschrecke; *Hampfle* = eine kleine Menge, handvoll; *halber* = halb; *Hannili* = Verniedlichung von Johanna; *Heiteri* = Morgenlicht, Helligkeit; *Händsche* = Handschuh, -e; *Hardöpfel* = Kartoffeln; *Hattle, Hättli* = weibliches Kleintier; *haudere* = schwer arbeiten; *Häzle* = Häher, Elster; *Heebi* = mit Preßhefe zum Sauerteig hergestellter Brotteig; bringt den Teig zum Treiben; *bi de Hegg* = aufgeweckter Mensch, der dabei ist; *helde* = ein Gefäß mit

Flüssigkeit schief halten; *Helge, Helgli* = Heiligenbildlein; *herbste* = Früchte des Herbstes ernten, zumal die Weintrauben; *herjeh, herjemmer, herjegerli* usw. = Ausrufe des Erstaukens; *dä hät's* = 1) zu ergänzen ist „erwischt“, das Unglück, die Verwirrung; 2) das viele Geld; *Heüli* = kleine Heugabel; *Hösili* = kleiner Bub, der erstmals Hosen trägt; *uf d Hinterbei stob* = sich mächtig anstrengen; *Hosespannis* = Schläge aufs Hinterteil; *busli* = schnell; *hure* = hocken, kauern; *hornigle* = sehr stark frieren; *hiraschble* = heiraten (scherzhaftes Wort); *Immdli* = Bienlein; *Jesigott* = Jesus Gott; *Jänner* = Januar; *Jascht* = Aufregung, Hitzewelle; *jäse* = gären; *Jumpfere* = Jungfrau; *kaboris* = kaput; *Kchamuffel* = Schimpfwort, von Kamel; *kittere* = kichern; *Ladejumpfere* = Verkäuferin; *Lai* = Lehm; *is Leid cho* = einen Trauerfall in der Familie haben; *Lälli* = Zunge (von lallen); *lamaaschig* = langsam, langweilig; *lampe* = herunterhängen, lottrig sein; *Landere* = Spalier, Holzgitter an einer Hauswand; *Landjäger* = 1) Gendarm, 2) beliebte, gedörrte Wurst; *lange* = 1) einem eine l-, Ohrfeige; 2) genügen, ausreichen; *de langeweg* = der Länge nach; *Langensatz* = der Breite nach; *Langi Zit* = Sehnsucht nach, Heimweh; *Lappi* = Schimpfwort; tappig, dummer Kerl; *Lätte* = Lehm, Ton; *Lätsch* = 1) Schlaufe, 2) schiefe Lippe; *Latschi* = Schimpfwort; ungehobelter Kerl; *Liechtstock* = 1) Leuchter, 2) Schimpfwort, einer der untätig herumsteht; *lose* = lauschen, hören; *Luser* = Lauser (Schimpfwort); *Luschaib* = Lauserkerl; *lugg* = locker; *luschtere* = lauschen; *Madeeri* = Eiter; *Mairisli* = Mairöslein, (beliebte, weiße, stark duftende Blüte an einem Waldstrauch; *Malefitzbueb* = gerissener Bube; *me* = man; *Mockche* = Brocken; *imockche* = Brocken in die Milch oder in den Kaffee tun; *Mies* = Moos; *Mugge* = Mücken, Schnaken; *mupfe, ufmupfe* = aufbegehren; *en Mümpf* = verächtlich Oberlippe und Nase hochrumpfen; *miggele* = lächeln; *en Maie* = ein Blumenstrauß; *mängge* = mancher; *Molli* = dicker Kopf; *Monetsrettich* = Radieslein; *Mor* = weibl. Schwein, Sau; *mudere* = wenn etwas im Kommen ist: eine Krankheit,

ein Gewitter; *mufl* = unschön essen, alles bemäkeln; *Mumpfel* = 1) Mund voll, 2) kleines Stück; *muttle* = brummlig tun; *Nachtweel* = das Nachtgespenst; *naje* = nähen; *Najeri* = Näherin; *naime, e-*, = irgendwo; *umeneschte* = sich im Bett herumwälzen; *nie chkei* = nie etwas; *nüehle* = wühlen; *niemets* = niemand; *niene* = nirgends; *niggele* = necken; *noh* = nach (nur zeitlich); *noch* = nahe; *nidig* = neidisch; *Nüttnutz* = Nichtsnutz; *obenewegg* = zuerst, vor allem; *obenuse* = 1) oben hinaus, 2) drüber hinaus; *Okhtobertee* = neuer Wein; *Pfifedeckhel* = 1) Pfeifendeckel, 2) Ausdruck einer ablehnenden, verächtlichen Haltung; *Pflutte* = Teiggebäck; *Pfuteufel* = Pfui, der Teufel; *Pfutschinder* = Pfui, der Schinder; *ruch* = rauh, grob; *Retmatis* = Rheuma; *Rütti* = Reute, gerodetes Land; *Seilgumpis* = Seilhopsen; *selbismol* = damals; *Santikchlaus* = St. Nikolaus; *särble* = siechen; *schaiche* = scheuchen; *alli Schand säge* = aufs heftigste ausschimpfen; *scherbele* = Scherben machen; *Scheese* = 1) Kutsche, 2) vierrädriger Kinderwagen; *Schoppe* = 1) größeres Trinkglas, 2) Trinkglas mit Gummisauger (für Säuglinge); *Schit* = Scheit; *Schiterbigi* = eine Beige; *Schitlibholz* = gespaltenes Herdholz; *Schindanger* = Ort, wo verendetes Vieh vergraben wird; *schleikche* = schleifen am Boden hin; *Schlampi* = troddelige Frau, bzw. Mann; *Schlänz* = Riß, in Stoff; *Schnecke-tänz* = unglaubliche Wörter, Bewegungen und Umstände; *schnäppere* = zusammenklatschen; *Schnoog* = Schnake, auch Schimpfwort für Halbwüchsige; *Schnubber* = Schnupfen; *Schnuderbeeri* = Eibenbeeren; *Schwinibrote* = Schweinebraten; *Schwinis* = Schweinernes; *schüch* = schüchtern; *Schileder* = Lederklappe am Halfter des Pferdes; *Schürebürzler* = Schimpfwort, einer, der in der Scheune herum-purzelt (armer Kerl); *Schili* = ärmellose Weste; *sött* = sollte; *Stetschopf* = Dickkopf; *Schürg-charre* = Schubkarren; *Schtrube* = Schraube; *de Sunntighals* = die Luftröhre; *suscht* = sonst; *Surhampfle* = Sauerampfer; *schättere* = klirren; *Schobe* = Jacke, Kittel; *uf* = auf, nach; *ufezues* = hinaufzus; *ubschraue* = unberufen, unbe-

schrieben; *ufstufpe* = aufhetzen; *umenanderstoh* = umherstehen; *umeduble* = ziellos umhergehen; *umegee* = herumreichen, schlagende Antwort geben; *vertlehne* = ausleihen; *ubetet Esse* = ein Essen, vor dem nicht gebetet wurde; *usgliret* = ausgeleiert; *Uter* = Euter; *verdaibe* = verärgern; *Verdeggel, verdori* = Ausrufe des Unmutes, nicht übersetzbar; *verdruckt* = 1) zerdrückt, 2) unoffener, unehrlicher Mensch; *verchlöpfe* = sein Geld verschwenden; *verchoo* = verkommen, verirren, sich täuschen; *verschloff* = verschlüpft, entschlüpft; *verschobbe* = wegstecken; *verschwätze* = 1) sich versprechen, 2) ausplaudern verraten; *versoble* = verprügeln; *Versteckis mache* = Versteck spielen; *verstruble* = zerzausen; *vertwütsche* = erwischen; *verwalche, verwamse* = verprügeln; *verzable* = vor Angst, vor Ungeduld vergehen; *verzelle* = erzählen; *voreweg* = vor allem andern; *vorig* = vorrätig; *vorusse* = draußen vor dem Haus; *wäffele* = herzlich plappern; *e Wäffili* = ein Plappermäulchen; *wa fürigi?* = was für welche? *wasili* = Verkindlichung von „was“; *welle, welli* = welcher, welche; *wetsch* = wolltest; *d Wöschete* = die Wäsche; *wildele* = wildern; *Witlig* = Witwer; *Wuseli* = herziges Kleinkind; *zümpftig* = 1) zünftig, 2) richtig, tüchtig; *zväg* = 1) zu wege, 2) gesund, in Ordnung; *zweie* = einem Baum Edelreiser aufsetzen; *Zurze* = Zurzach; *Zahluckewibli* = Mensch, der in den Vorderzähnen Lücken hat; *zäch, zächne* = zähe; *Zädel* = Zettel; *Züg* = 1) Züge, 2) Zeug; *Zuekumpft* = Zukunft; *zwidrig* = zuwider; *Zwickch* = eng gedrehtes Schnurstück am Ende eines Geißelriemens; *zwirblig* = taumelig; *zwirble* = etwas um sich selbst drehen; *zuechoo* = zukommen, zustehen; *zleidlebe* = absichtlich gegen jemand handeln; *zämmelüte* = Zusammenläuten, d. h. der Gottesdienst beginnt; *Zugroß* = schweres, starkes Roß; *Türfalle* = Türschloß; *Düringel* = abschätziges Wort für „magerer Mensch“; *Handorgele, Quetschkommod* = Ziehharmonika; *Schnauzi* = Schneepflug; *Blache* = 1) kleine, verschüttete Wassermenge auf der Erde, 2) Platte, 3) Lache, Pfütze; *Lotzi* = lumpenhaft ge-

kleideter Mann; *geschände* = kleine Wunde sich zuziehen; *Chäpsili* = rotes Spielpulverplätzchen; *Waagle* = Wiege; *Biis* = künstliches Gebiß; *Fähndli* = 1) Fähnlein, 2) billiges Kleidchen; *Gschnätter* = lautes, leeres Geschwätz; *Sagg* = Tasche im Anzug; *brüsele* = anbrennen, nach Brand riechen; *Segese* = Sense; *Baderli* = Gänseblümchen; *Büibili* = Küken; *Bändilijud* = Hausierer mit Bauchladen; *Scheredängeler* = einer, der Scheren dängelt; tappiger Mensch; *Schnuder* = Rotz; *Schnuderi* = Rotznase; *Schnudernase* = Schimpfwort für halbwüchsige Mädchen; *Fürchtibutz* = Angsthase; *Gelemolle* = Feuersalamander; *Chängel* = Dachrinne, Rohr; *e Bibbili* = eine kleine Wunde; *Gschäferli* = Spielzeug; *umegungge* = umhertrot-

eln; *Glunggi* = Trotter; *umegunggele* = umhertrödeln; *bischble* = wispern; *eineweg* = trotzdem; *grunig* = geronnen; *usgschirre* = 1) ausgeschirren, 2) einen übertölpeln; *Welschhemb* = Fuhrmannshemd; *meisterschäftig* = eigensinnig, rechthaberisch; *ruge* = unübersetzbar (Stimme der Frösche); *lange* = 1) lange, 2) geben, reichen, 3) genügen; *Vierzger* = Vierziger; ausgestorbenes Schimpfwort; *umekchalfackchtere* = umherstreuen; *umechindele* = freundlich tun; *geuße* = grell kreischen; *Geuß* = kreischender Schrei; *Chuchischmutz* = ein Mann, der sich gern in der Küche aufhält; *Wintergrörlig* = Spottwort für einen, der leicht friert; *Häfiligucker* = Topfgucker.

Mi Muettersproch

*Mi Muettersproch isch ruch und schwer,
es rumplet, grumplet i de Wort.
Me meint, en wilde Hengst schieß her
vom Berg is Tal, dur d' Baim durs Ort,
daß d' Stei und Funkche sprützet.
Lueg, wien er d' Ohre litzet,
und d' Hoor und d' Auge glitzet!
Wer baimt und zaimt de fürig Rapp?
E so Gidicht wär gschärft Trapp.*

*Mi Sproch isch wie e Wolchemeer.
Si glichet im e Gwitter znacht:
Wie Wolche wahlet d' Wort doher,
es blitzget füret drin und chracht,
da packcht eim zuem Verrisse.
Wie dro dur d' Wolche wiße
vo Sterne, fine, lise
ganz milde Schi uf d' Erde blitzt,
es wunderbar dur d' Wort dur glitzt.*

*Mi Muettersproch isch starch und warm.
Si chunnt mr wie e Muetter vor
i üsre Tracht mit brune Arm
i wiße Güpf und Chruselhoor.
Lueg, wie si d' Chind verschmützet,
au wänn si sützet, trützet,
daß kcheis im Herz in gützet!
so isch mi Sproch wie d' Menscheart,
so ruch und starch, so weich und zart.*

Richard Gäng

Kurzbericht über den Heimattag Baden-Württemberg in Konstanz

4. 9.–10. 9. 1978

Grußwort des Präsidenten der „Badischen Heimat“
Dr. Laubenberger

Am 1. April 1978 hat der Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg in einer Besprechung mit den Vertretern der Heimatvereine und Vertriebenenverbände aus allen Gebieten unseres Bundeslandes den Gedanken eines gemeinsamen, alljährlichen baden-württembergischen Heimattages vorgetragen und erläutert: Es soll an diesem Tag „von der ganzen Bevölkerung *des hohen Wertes der Heimat* gedacht werden, die in der baden-württembergischen Verfassung ausdrücklich als unveräußerliches Menschenrecht bezeichnet ist“. In dem Bestreben, zwischen der einheimischen Bevölkerung, die in ihrer angestammten Heimat in Freiheit leben kann und denen, die durch Gewalt aus ihr vertrieben wurden und nach dem Kriege unsere Mitbürger geworden sind, ein solidarisches Verständnis für Heimat und ein gemeinsames Bewußtsein um die Vielgestalt heimatlichen Kulturgutes zu wecken und zu fördern, soll jedes Jahr, abwechselnd im badischen und im württembergischen Landesteil dieser Heimattag stattfinden.

Dieses Projekt wurde unter dem Vorsitz von Staatssekretär Dr. Mayer-Vorfelder von allen anwesenden Vertretern der Heimat- und Vertriebenenverbände ausführlich diskutiert und einhellig gutgeheißen. Gestützt auf dieses Besprechungsergebnis hat in der Folge „die Landesregierung zusammen mit den Heimatverbänden und den Verbänden der Heimatvertriebenen, Flüchtlingen und Kriegsgeschädigten den ‚Heimattag Baden-Württemberg am Tag der deutschen Heimat‘ geschaffen und zeitgleich mit dem traditionellen ‚Tag der Heimat‘

auf Sonntag den 10. September 1978 festgelegt“.

Für diesen ersten Heimattag Baden-Württemberg war die *Stadt Konstanz* vom 4.–10. September Schauplatz einer Reihe von Veranstaltungen, die sowohl von den Heimatverbänden selbst als auch vom Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung, den Kirchen, der Universität Konstanz, den Konstanzer Vereinen und städt. Einrichtungen gestaltet und getragen wurden. Ein überaus reichhaltiges Programm mit Vorträgen, Dichterlesungen, Podiumsdiskussionen, Filmseminaren, Ausstellungen, Besichtigungen und Führungen, mit Mundarttheater, Singen, Tanzen und Musizieren schloß ab mit der zentralen Festveranstaltung am Sonntagnachmittag, auf der u. a. Ministerpräsident Lothar Späth die Festrede hielt.

Am Samstag trafen sich erstmals alle am Heimattag beteiligten Vereine, Verbände und Gruppen bei einem Festabend und Empfang der Landesregierung im Konzilsgebäude. Der Konstanzer Oberbürgermeister Dr. Helmle und der Minister für Kultus und Sport, Professor Dr. Herzog als Vertreter der Landesregierung entboten persönliche und anerkennende Grußworte, Landtagsabgeordneter Dr. Martin Dorn referierte ausführlich über „Heimattpflege in unserem Land“. Von den besonders um die Heimat verdienten Persönlichkeiten wurde u. a. unser Ehrenmitglied Professor Hermann Schilli für sein Lebenswerk, das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“, mit der erstmals verliehenen Landes-Medaille „Für Ver-

dienste um die Heimat Baden-Württemberg“ ausgezeichnet. Willy Leygraf sprach die Laudatio.

Weil dieser erste, landesweite Heimattag im badischen Landesteil unseres Bundeslandes stattfand, stand es dem 1. Vorsitzenden der „Badischen Heimat“ wohl an, auf diesem, von der Landesregierung eigens arrangierten Empfang als Sprecher für alle anwesenden Heimatverbände das Wort zu ergreifen:

„Verehrte Festgäste!“

Als Präsident des Landesvereins ‚Badische Heimat‘ ist mir die ehrenvolle Aufgabe zugefallen, für alle hier vertretenen Heimatvereine und -verbände des Landes Baden-Württemberg das Grußwort zu sprechen. Die vorangegangenen Tage dieser Woche haben es gezeigt und die abschließende Kundgebung am morgigen Sonntag wird es bestätigen, wie breit gefächert das Wirkungsfeld und wie vielfältig das Aufgabengebiet ist, das als Heimat betrachtet und in der Heimatpflege von den einzelnen Gruppen, Vereinen und Institutionen wahrgenommen und betreut wird..

Wir sind daher der Landesregierung sehr dankbar, daß sie mit diesem Konstanzer Heimattag erstmals Gelegenheit dazu geschaffen hat, die bunte Vielfalt und Eigenständigkeit heimatlichen Bewußtseins der Öffentlichkeit in einer umfassenden Zusammenschau sichtbar zu machen. So ist es mir eine besondere Freude, Sie, Herr Minister Professor Dr. Herzog, zugleich auch als Vertreter der Landesregierung recht herzlich begrüßen zu können. Ich darf Sie bitten, unsere Grüße und unseren Dank der Landesregierung zu überbringen.

Gruß und Dank auch Ihnen, Herr Abgeordneter Dr. Dorn, der Sie als Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für Heimat- und Volkstumspflege in Baden-Württemberg sich so intensiv an Planung, Programmgestaltung und Organisation persönlich und zusammen mit Ihren Mitarbeitern eingesetzt haben.

Auch Ihnen, Herr Oberbürgermeister Dr. Helmle, unseren Gruß und Dank für die Gastfreundschaft, die wir in Ihrer Stadt Konstanz genießen dürfen. Sie gibt – wie Sie ja schon ausgeführt haben – mit ihrer geschichtsträchtigen Patina als alte Bischofs- und Konzilstadt wie auch als modernes Touristenzentrum am länder- und völkerverbindenden Bodensee den würdigen, adäquaten Rahmen für diesen ersten baden-württembergischen Heimattag 1978.

Wir freuen uns, daß dieser festliche Abend und der Empfang der Landesregierung auch gleichzeitig es ermöglicht, daß wir selbst, die Mitglieder und Vertreter der Heimatvereine aus den badischen und württembergischen Landesteilen zusammen mit den Vertriebenen-Verbänden uns in individueller Begegnung untereinander von Angesicht zu Angesicht einmal sehen, kennenlernen und persönliche Kontakte in geselliger Zwiesprache knüpfen können. Namens der ‚Badischen Heimat‘ begrüße ich sehr herzlich alle anwesenden Mitglieder der nahezu 50 hier vertretenen Heimatvereine, -verbände und -gruppen. Uns allen wünsche ich einen frohen, vergnügten Abend, der der Bereicherung und Intensivierung unserer heimatpflegerischen Arbeit in weitestem Sinne zugute kommen soll. Denn wir verstehen unser Engagement nicht als kleinkarierte Heimattümmelei nostalgisch verzückter Träumer und Schwärmer, sondern als gewissenhafte Pflege und Bewahrung traditionswürdigen, heimatlichen Kulturgutes. Wir wollen es aus der Vergangenheit erforschen, in unserer Gegenwart sichtbar machen, im Verständnis unserer Zeit darstellen und in die Zukunft weitergeben. Dort, wo unabdingbare Forderungen der Technik, der Wirtschaft oder des Verkehrs berücksichtigt werden müssen, wollen wir, ja fühlen wir uns verpflichtet, an sinnvoller Neugestaltung des Überkommenen mitzuwirken.

Diesem ersten Konstanzer Auftakt wünsche ich die vorgesehene alljährliche Wiederholung, eine ständig wachsende Resonanz in der Bevölkerung unseres Landes, damit sie in zunehmendem Maße die mannigfachen Werte der Heimat

erkennen, schätzen und pflegerisch in ihr persönliches Leben mit einbeziehen möge, nicht zuletzt auch als Ausgleich und Gegengewicht zu unserem automatisierten, computergesteuerten, technisierten Dasein, das uns bedrängt und uns in die Anonymität zu treiben droht. Unser badischer Landsmann, Abgeordneter in

der Badischen Kammer, Prälat und Dichter Johann Peter Hebel hat dies alles in seinem Wächterruf in schlichten Worten und auf alemannisch eindringlich so gesagt:

„us d'r Heimet chunnt d'r Schii,
s'mueß lieblich in d'r Heimet sii.“

Es gibt viele Banken in Baden-Württemberg, aber nur eine **BW-Bank**.

Unsere Kunden schätzen die Atmosphäre in unserem Haus. Sie profitieren von unserer Börsenerfahrung und nutzen unsere weltweiten Verbindungen für ihren Außenhandel. Sie legen ihr Geld mit unserem Rat erfolgreich an und investieren zum richtigen

Zeitpunkt mit unseren Krediten.

Für unsere Kunden sind wir nicht irgendeine Bank in Baden-Württemberg.

Für sie sind wir „Die Baden-Württembergische Bank“.

Und das nicht erst seit gestern.

Übrigens: Kennen Sie schon unsere Gold- und Silbermünzen-Abonnements und unsere Aufbau-Goldmünzen-Sammlung für Numismatiker? In Goldmünzen sind wir führend.

BADEN-WÜRTTEMBERGISCHE BANK

Stuttgart · Karlsruhe · Heilbronn · Über 100 x in Baden-Württemberg

BW
BANK

Wörter

*Libi, Treui
Wind und Meer
Sunne, Rege
voll und leer
Füür und Wasser
Rauch und Staub
Frömmeler, Hasser
Mord und Raub
Männer, Fraue
Tier und Pflanze
lache, hüüle
stillstoh, tanze
esse, trinke
lebe, sterbe
schlofe, schaffe
hergeh, erbe
lustig, trurig
fuul und flissig
heiß und chalt
herzlich und bissig*

so viel Wörter chöntsich no sage:

*schimpfe oder still ertrage
glaube oder drüber spotte
Trübli esse, oder trotte
Schnaps und Wi und Brot und Speck
Gold und Silber
oder Dreck.*

Johanna Wetzel

Für die Heimat Baden-Württemberg

Heimattag Konstanz 1978

Willy Leygraf, Stuttgart

Zum ersten Male werden in diesem Lande Frauen und Männer ausgezeichnet, weil sie sich besondere Verdienste erworben haben „FÜR DIE HEIMAT BADEN-WÜRTTEMBERG“. Nicht nur „für Baden-Württemberg“, sondern für die Heimat in diesem Lande. Und ich meine: das ist mehr! Für den Staat genügt es, daß er funktioniert. Aber dieser Staat wird nicht durch seine Funktionäre allein zur Heimat, sondern erst durch Mitbürger, die ihm dazu verhelfen, ein Gebilde aus Land und Leuten zu werden, in dem man zu Hause sein, Heimat haben kann.

Das Zeichen der Ehrung besteht in schlichtem Silber, dem einzigen edlen Metall, das in halbwegs rentabler Weise je aus dem Boden dieses Landes zu Tag gefördert worden ist. Silber – das heißt: Hier findet keine Konkurrenz statt zwischen Gold, Silber und Bronze; es gibt keinen Wettbewerb, keine Ranglisten im Bemühen um die Heimat – und also auch keine Rangfolge unter den heute Ausgezeichneten oder zwischen ihnen und denen, die in großer Zahl hinter ihnen stehen und eigentlich ebenso sehr gemeint sind.

Im Vordergrund steht bei diesen allen, daß sie nicht einfach nur von Amts wegen oder in irgendeinem Auftrag tätig geworden sind. Daß sie's als selbstverständlich angesehen haben, mehr als das Selbstverständliche zu tun. Amt oder Ehrenamt haben sich höchstens als Folge und Auswirkung eingestellt. So wird der Gewerbeschullehrer zum Forscher und Hochschullehrer, der ehemalige Bankdirektor übernimmt Funktionen im Schwäbischen Albverein, im Schwäbischen Heimatbund. Oder der Forstmann, der früher vielleicht einmal davon geträumt hat, in nebenamtlichen Stunden seine poetischen und kulturgeschichtlichen Arbeiten

weiterzuführen, wird über die Erforschung, Darstellung und Verteidigung der historischen Weinberglandschaft zum Naturschutzbeauftragten. Der Hochschullehrer für Leibeseziehung wird zum Mittler von Kultur verschiedener Bevölkerungsgruppen –.

Oder: Wer will bei Frau Therese Beha sagen, wo die Grenze ist zwischen erlerntem Brotberuf, Tätigkeit aus Neigung und Wirken für eine Sache, die ihr und ihren Freunden – und die für diese unsere Heimat wichtig ist? Wer sich als Schneiderin in den Dienst der Tracht stellt, nach Ausbildung und Meisterprüfung neun jüngere Kolleginnen ausbildet, von denen wieder sieben Meisterin werden, der hat mehr als nur eine übliche Berufsentscheidung getroffen und verwirklicht. Eine Kollegin von Frau Beha, die hochbetagte Frau Käthe Grauer, der's ganz wesentlich zu danken ist, daß es noch die Tradition der Betzinger Tracht gibt, hat mir einmal erzählt, welcher Aufwand an Zeit, welcher Anteil an unabdingbarer Handarbeit mit der korrekten Herstellung von Trachten verbunden ist – und wie wenig sich das in einer normalen Kalkulation einer Schneiderei – und damit im Verdienst! – unterbringen läßt. Man übertreibt also nicht, wenn man sagt: Frau Beha hat sich vor allem für eine Sache entschieden und eingesetzt, die im strengen Schema von Beruf, Arbeit und Rentabilität nicht einzuordnen ist.

Diese Sache ist aber nicht einfach nur die Tracht als das überlieferte volkstümliche Festkleid in der besonderen Ausprägung einer bestimmten Gegend: Mit dem traditionellen Bild der Tracht verbindet sich die Tradition ihrer Herstellung. Das Handwerkliche mit all seinen Besonderheiten: der Gediegenheit und Stimmigkeit, der individuellen Hervorbringung – und doch zu-

gleich „nach allen Regeln der Kunst“. (Denn das Handwerk ist ursprünglich mit dieser Formel gemeint!)

Handwerk, studiert am überlieferten Objekt, selbst kundig ausgeübt „nach allen Regeln der Kunst“, Handwerk in Zeugnissen erhalten und weitergegeben – Handwerk, das sich bei übereinstimmenden Regeln der Kunst unter den verschiedenen Bedingungen von Landschaft, Geschichte, Lebensweise in verschiedenen Formen äußert – in diesen Umkreis gehören die Trachten, in denen Frau Beha ihre Aufgabe gesehen hat, über das Nützliche eines Berufs hinaus. In diesen Umkreis gehören aber auch die Bauernhäuser, die Schwarzwaldhäuser, denen Hermann Schilli sich nicht nur aus Beruf und Neigung zugleich, sondern mit sachlich gebundener und fachlich kontrollierter Liebe zur Heimat zugewandt hat. So wurde Hausforschung mehr als nur Aufzeichnung von Grundrissen, Fachwerkeigenarten und Dachformen: Häuser – und Bauernhäuser zumal – werden erkennbar als Behausungen, als Wohn- und Arbeitsstätten von Menschen, die sich unter ganz bestimmten Bedingungen von Klima, Boden und entsprechenden Wirtschaftsweisen eingerichtet haben in ihrer Heimat – und dies dann in des Wortes eigentlicher und noch ganz ideologiefreier Bedeutung: gemeint ist der landwirtschaftliche Besitz, auf dem die Familie Lebensgrundlage, Unterkunft und Unterhalt besitzt. Ein Heim also. Und in der Endung -at liegt nichts weiter – aber auch nicht weniger – als der alte Wortstamm für Besitz, wie wir ihn aus Kleinod, Zierat oder aus dem Einödhof kennen. Kaum einer, der eher den Namen eines Heimatforschers verdiente als Hermann Schilli, dem unter der Hand die Baugeschichte der Schwarzwaldhöfe zu einem wichtigen Bestandteil der Volkskunde wurde, zur Kunde vom Volksleben.

Dem Lehrer, der aus der Praxis kam und der Praxis verbunden blieb, war die Bedeutung des Anschaulichen, des Handgreiflichen selbstverständlich. Nicht aber war es selbstverständliches Zubehör seiner beruflich-amtlichen Tätig-

keit, sondern ein hier ehrend auszuzeichnendes. Darüberhinaus, daß er mit dem Vogtsbauernhof in Gutach in diesem Lande ein erstes Freilichtmuseum geschaffen hat – und bislang auch wohl das einzige, das diesen Namen verdient hat. Und dies nicht zuletzt auch deshalb, weil der engagierte Hausforscher es nicht beim Konservieren von ein paar interessanten Hausformen hat bewenden lassen: Mit der Ausstattung der einzelnen Häuser, mit dem Aufbau von Neben- und Gewerbegebäuden und einer beschreibend-erläuternden Darstellung – die mehr ist als ein Museumsführer – hat er wiederum versucht, im Rahmen der gegebenen Fakten Volksleben für jedermann anschaulich zu machen. Dieser Vogtsbauernhof ist so sehr mit der Person Hermann Schilli verbunden, daß man sich fragt: bringt unsere Zeit noch Persönlichkeiten hervor, die das weiterführen können, die in gleichem Maße Handwerk, Wissenschaft – und nüchterne Begeisterung für die Heimat einbringen in Forschung und Vermittlung? Ich möchte dem verdienstvollen Manne wünschen, daß „sein“ Vogtsbauernhof und dessen Schicksal künftig unabhängig werden von den Zufällen des Persönlichen, daß sie Rückhalt finden, Sicherung für Fortbestand und sinnvolle Ergänzung in einem vielleicht doch noch zustandekommenden, für das ganze Land wirkenden zentralen „Freilichtmuseum Baden-Württemberg“.

Zufällig – und doch tieferem Sinne folgend – steht in der Mitte der hier zu nennenden Namen, der hier auszuzeichnenden Heimatfreunde einer, der nicht so ohne weiteres an einem baden-württembergischen Ortsnamen festzumachen ist. Mitten zwischen den so deutlich als Hiesige Ausgewiesenen: Erich Hans, geboren in Gutwasser im Böhmerwald – und doch ganz selbstverständlich als ein Hiesiger. Nicht so sehr als Professor für Leibeserziehung an der Pädagogischen Hochschule in Ludwigsburg – dieses Amt hatte er von 1962 bis 1975 inne. Oder etwa, weil er in diesem Land vielfältige Aktivitäten entfaltet hat im Interesse und zum Nutzen derjenigen, die's wie ihn aus dem

Böhmerwald, aus dem Sudetenland oder aus anderen Gebieten in dieses Land verschlagen hat in Konsequenz des Hitler-Krieges. Nein, hier wird sein Name genannt wegen eines ganz besonderen Akzents in dieser Tätigkeit. Nicht nur, daß der Schwerkriegsbeschädigte nach den Nöten der Vertreibung und den Mühen des Neubeginns sich nicht zurückzog auf sein Amt und auf verdiente Muße, daß er vielmehr neben dem Amt und für andere tätig wurde, soll hier ehrend hervorgehoben werden – das ist schon auf vielfältige Weise geschehen. Hier geht es um nur einen, aber wahrlich nicht um einen nebensächlichen Akzent dieser Tätigkeit: Um das Bemühen, Brücken zu schlagen zwischen Einheimischen und Vertriebenen. Wer die Geschichte der letzten 30, 33 Jahre überblickt, weiß, wie schwierig das ist, weiß, wieviel Vorbehalte, Vorurteile auf beiden Seiten bestanden haben und immer noch abzubauen sind, weiß, mit welchen Kompromissen und Konzessionen es immer noch verbunden ist, wenn Vertriebene und Einheimische sich gemeinsam ihrer Heimat Baden-Württemberg vergewissern wollen. Wer da nicht resignieren will – oder warten, bis die Gegensätze und Unverträglichkeiten sich verwachsen haben, der braucht viel Geduld und Stehvermögen, ja nicht selten auch den Bürgermut zum Widerstand gegen bornierte Gruppen, die nur nach rückwärts zu blicken und zu denken vermögen.

Mehrfach hat sich Erich Hans in dieser geduldig-mutigen Weise für die Öffnung von ursprünglich landsmannschaftlich bestimmten Organisationen – vor allem der Jugend – nach außen eingesetzt und damit Schritte auf dem Weg zur Integration eingeleitet, Schritte von Gruppen und Organisationen, die er selbst schon vorgegangen war durch die Mitarbeit in kulturellen Vereinigungen, die keine landsmannschaftliche Bindung hatten, durch zahlreiche Publikationen, bei vielen öffentlichen Veranstaltungen – Gräben zuschüttend, Brücken schlagend, Verständigung suchend und vermittelnd; zusammensehend und zusammenführend, was auf die Dauer nicht fremd und ge-

trennt bleiben darf im belanglosen Nebeneinander.

Wie's denn überhaupt zu den Voraussetzungen gehört für jede Art Mitarbeit bei der Gestaltung, bei Bewahrung und Fortentwicklung von dem, was wir Heimat nennen: daß man Zusammenhänge sieht. Die vielfältigen Schichtungen, Verflechtungen, Durchdringungen, die erst das Gesamte der Heimat ausmachen. Die wechselseitigen Bedingungen und Abhängigkeiten von Landschaft und Geschichte, von Bodennutzung, Wirtschaftssystem und kulturellem Standard. Wenn einer geradezu Symbol ist für die Zusammenschau des Verschiedenen und doch Zusammengehörigen, dann Otto Linck. Und wenn ihm hier „für seine landschaftspflegerischen Bemühungen“ Auszeichnung, Ehrung und Dank zuteil werden sollen, dann ist der Gedanke mit im Spiel, daß einer so sich nicht für seine, für unsere Landschaft hätte einsetzen und verstreiten können, wenn er nicht in so vielfacher Weise für die Zusammenhänge der Heimat Aufmerken, Neigung und Engagement aufgebracht hätte.

Otto Linck war von 1924 bis 1957 Vorstand des Staatlichen Forstamtes in Güglingen, Kreis Heilbronn. Er ist ein hervorragender Vertreter jener württembergischen Forstleute, die nicht nur ihrem Wald, sondern in mannigfaltiger Weise ihrer Heimat dienten: Als Geologe und Botaniker von hohen Graden fragte er nicht nur nach dem Holzertrag, sondern zugleich nach dem, was aus der Kulturart Wald je nach dem Standort diese oder jene landschaftsgemäße Lebensgemeinschaft macht; vom Wald heraustretend wandte sich sein Aufmerken der Weinberg-Landschaft zu. Und wiederum fragte er nach den Zusammenhängen, sah in dieser charakteristischen Landschaft einen Ausdruck jahrhundertalter Kultur – und trat an mit aller Energie gegen deren totale Zerstörung bei radikaler Rebland-Umlegung. Aber auch hier wieder: die Aufmerksamkeit wird nicht von engen Fachgrenzen eingeschränkt: Die Denkmäler von Kultur und Geschichte gehören für ihn zusammen mit der vom Menschen genutzten

Landschaft zum Kulturraum Heimat. Angesichts dieser Vielfältigkeit des Aufmerkens, Nachdenkens, Darstellens und Handelns im Umkreis dessen, was mit Natur und Landschaft – und dies vor allem im Zabergäu – zu tun hat, verwundert es nicht, daß daneben respektable Beiträge zur Kulturgeschichte des Landes stehen – so sein wohl meist benütztes, aber selten mit „diesem“ Otto Linck in Verbindung gebrachtes Buch über „Mönchtum und Klosterbauten in Württemberg“, oder seine deutend ausgreifenden Schilderungen schwäbischer Städte, oder seine zwischen romantischen Nachklängen und Expressionismus anhebenden Gedichte, seine Novellen und Erzählungen.

Über die fachliche Qualifikation hinaus führt das gebildete Ganze der Persönlichkeit. Und diese wendet sich – über Beruf und Amt hinaus – dem Gesamten zu, das als Heimat wirksam ist und jeden Mitbürger in die Verantwortung ruft. Vorzeigend, erläuternd, deutend hat Otto Linck bei Exkursionen und Vorträgen, in einer langen Reihe von Veröffentlichungen das Einzelne in seiner Funktion als Teil des Ganzen erkennbar gemacht und das Ganze verstehbar aus dem Zusammenwirken des verschiedenartigen, aber zusammengehörigen Einzelnen.

Vieles von dem, was bisher gesagt wurde, ließe sich – gelegentlich unter leichten Abwandlungen – nun wiederholen und verbinden mit dem der zufälligen Reihenfolge nach fünften Namen in dieser Runde – Willy Baur.

Offenheit für die Vielheit und Vielfalt, die erst das Ganze der Heimat ausmachen. Zusammenschau dessen, was nicht offensichtlich, aber seinem Wesen nach zusammengehört. Kenntnis auch all der – dem ersten Anschein nach eher belanglosen – Einzelheiten und Kleinigkeiten, die erst das vordergründig Bedeutsame erklären und verständlich machen. Unermüdliche Bereitschaft, all das mitzuteilen, zu erklären, verständlich zu machen. Aus vielen, vielen Einzeltatsachen das Ganze zusammensetzen – und dies nicht selten unter Hinzufügung des Anek-

dotischen, das oft mehr Einsicht vermitteln kann als die tiefgründigste Erörterung. Und dies alles in Hunderten von Aufsätzen, Rundfunksendungen, Vorträgen. Aber lassen wir dies alles beiseite –. Hervorgehoben sei hier allein derjenige Teil des so vielseitigen Wirkens von Willy Baur, der immer nur den unmittelbar Betroffenen bemerkbar geworden ist. Neudeutsch würde man sagen, seine „Basisarbeit“. So wie er schon „empirische Kulturwissenschaft“ betrieb, als es diesen Namen noch gar nicht gab, wie er im Gespräch, in der unmittelbaren Beobachtung die Tatsachen in Erfahrung brachte, die allein den Einblick in das „Volksleben“ ermöglichen, so ging er auch mit den Ergebnissen seiner Forschungen immer mit Vorliebe „unters Volk“. Mit Vorträgen bei Dorf-abenden und Vereinstreffen. Mit Ratschlägen, wenn es darum ging, ein Ortsfest zu feiern, einen Festzug zu organisieren, in einem Heimatbuch Landschaft, Geschichte, Kultur lebendig zu machen. Mit hilfreichen Anregungen und Korrekturen, wenn junge Leute nach einer aus der Geschichte ihres Ortes motivierten Kleidung für ihre Musikkapelle, nach Anhalt für Anknüpfung eines Brauches fragten, den sie neu beleben wollten – ob nun zu Dreikönig, zur Fastnacht oder zum Palmsonntag. Das schönste Beispiel solcher Praxis: aus der Anregung für die Leute von Dießen, die restaurierten Reste ihrer Burg als Freilichttheater zu nutzen, wurde eine über Jahre währende Tradition des Laien- und Freilichttheaters. Und dies, weil es nicht bei der Anregung blieb: Willy Baur schrieb die Stücke und studierte sie ein – mit „seinen Dießenern“.

Ich meine, hier hat einer Landeskunde und Heimatpflege betrieben – nicht durch mühsames Konservieren von Überständigem, nicht als vorführbaren Folklorismus, sondern zur größeren Freude der Betroffenen und Beteiligten an ihrer Heimat, deren Feste und Feiertage für ihn nie herausgeputzte Ausnahmen sind, sondern ihren Sinn immer aus dem alltäglichen Ablauf der Wochen und Jahre erfahren.

Eine sehr handfeste Art, mit Heimat umzugehen, ganz unsentimental für diese Heimat etwas zu tun.

Wie wir es dankbar von all denen vorweisen können, die heute zu ehren sind, weil sie sich über das Selbstverständliche hinaus eingesetzt

haben für die Heimat, an der wir alle teilhaben, und zwar in dem Sinne Ernst Blochs, daß nämlich Heimat nicht das ist, was wir sozusagen „in der Tasche haben“, weil wir dort herkommen, sondern eher Prozeß, Hoffnung, auf die wir tätig zugehen, indem wir uns anstrengen, sie zu verwirklichen.

Alimannenart

*I bi vo Immeneich,
frei säg is, s isch de Bruch;
mir sin im Herz in alli weich,
doch usse sin mir ruch.*

*Mir sin it parfimiert,
sin langsam, wenn s pressiert;
doch sin mir gsund und groß und starch
wie Tanne bis ufs March.
Mir schwätzet do it vil,
e Wort, en Handschlag langt;
da halt mr do no allewil,
s hät kechein emol drum bangt.*

*Mir hän e schweri Sproch,
ganz holprig, bodenoch;
doch müslet s dinne fin und lis
wie liebi Muetterwis.*

*So isch die ruchig Sproch
au wider himmelhoch,
wie wißi Blüemli i de Stai,
wie Sunn und Sturm im Mai.*

*Und z Friburg bin i jetz,
do schwätzt mr mänggis letz;
doch ghör i s Alimannisch all
– und s isch mi Freid – dur Berg und Tal.*

Richard Gäng

Sonntagnachmittag am Hochrhein

Windspiele –
Hundegeangel über dem Fluß,
die Wasserhaut schaudert,
Gebell –

Dann Regen – Welch ein Wasserfall
aus weichen Schleusen,
rot schließt die Tulpe ihr Haus,
die Kammlinie zittert im Feuer,
ein Mohnblatt tropft von Blut,
die Siebe trinken,

die wandernden Spiegel im Wasser
halten die Baumwand, das Gras
und die Nische im ragenden Stein,
hier wäscht die Muttergottes des Waldes
ihr Haar, dort wohnt
die Forelle –

Ein Motorboot kämmt
krakeelend
die Blasen der Fische,
o welche Unzucht
der Ohren

Josef Schenk

Der Schriesheimer „Mathaisemarkt“ 400 Jahre alt

Erstes Frühlings-, Volks- und Weinfest des Jahres in Baden-Württemberg

Gernot Umminger, Freiburg

„Klein-Italien“ nennt man seines fruchtbaren, fast südeuropäischen Gepräges wegen den über 60 km langen, aber nur 1–2 km breiten Saum der Bergstraße, entlang dem Gebirgsabbruch des Odenwaldes von Wiesloch über Heidelberg und Weinheim bis Darmstadt. „Hier ist Klein-Italien“ soll dem rheinpfälzischen Volksmund nach im Mittelalter tatsächlich auch einmal ein italienischer Bischof angesichts des von blüten- und weinfruchtträchtigen Hügeln umgebenen und von der durch Kleists „Käthchen von Heilbronn“ literaturgeschichtlich besonders bekanntgewordenen, weit ins Ober-rheinland grüßenden Strahlenburg überragten, lieblichen städtischen Marktfleckens Schriesheim ausgerufen haben! Nicht umsonst nennt man die Bergstraße ja die „Deutsche Riviera“, hat doch die Natur diese Landschaft mit einer verschwenderischen Fülle bedacht. Die Bergstraße, welche schon Eichendorff in seiner Heidelberger Zeit pries und von der heute jedes Schulkind lernt, daß ihr vor allem der Frühling zugehört, ist viel älter als andere Weinstraßen unserer Tage. Ja, die Bergstraße ist mehr als eine der üblichen Straßen, die unsere südwestdeutsche Heimat durchziehen. Sie war bereits ein Zufahrtsweg für die römischen Garnisonen am Limes und seit dieser Zeit verlocken der Wein und der Mandelbaum, der nur hier und in der linksrheinischen Pfalz in Deutschland gedeiht, zum Verweilen. „Die Bergstraße ist schön, nicht nur wegen der Blüten an den Hängen, die ihr den Namen einer deutschen Riviera eingebracht haben, sie ist auch nicht nur romantisch, so als wäre sie die ewige Wander- und Traumstätte eines Clemens Brentano...“⁽¹⁾ In Heidelberg, wo sie beginnt, hat sich eine der größten

Emotionen der Deutschen ereignet: die Romantik, mit allen ihren Einflüssen auf Wissenschaft und Kunst. Von hier aus tönte des „Knaben Wunderhorn“, und die Quelle der vergessenen Lieder begann wieder zu fließen...⁽²⁾

Eine frühe Beschreibung in geologischer und geographischer Sicht finden wir im März 1794 bei August Beyer, Churfürstl. Saechs. Kobalinspecteur und Bergamts-Beysitzer, auch Gegen- und Reccesschreiber zu Schneeberg, ingl. immatriculierter Advocat und ordentl. Mitglied der Societaet der Bergbaukunde: „Ungefähr eine halbe Meile von Darmstadt gegen Dettingen zu läuft der Hochweg, welcher von der Ysenburgischen Grenze an über ebenes Land gehet, über einen Gebirgesabhang in eine herrliche Aue hinnab, wo die bis Heidelberg fortgehende sogenannte Bergstrasse ihren Anfang nimmt. Vor Dettingen hat die auf der Abendseite der Strasse befindliche mit fettem Ackerlande bedeckte Ebene einiges Anlaufen, welches hier die Aussicht beschränket. In einer Entfernung von einer Viertel- bis einer halben Stunde auf der Morgenseite der Strasse zeigt sich eine Kette ziemlich hoher pralliger Berge mit runden Koppen und jähen engen Schluchten. Diese Berge sind meistens mit Laubholze bewachsen, und einige auf den Höhen hervorragende alte Warthürme verschönern die Aussicht ungemein. Noch vor Dettingen nähert sich die Strasse dem vorgedachten Gebirge, welches jedoch dort schon etwas niedriger, und daher auch an dem untern Abhange mit Reben bepflanzt ist. So viel sich aus den Steinarten des dortigen Hochweges und aus einigen bey Dettingen, und weiter gegen Weinheim zu an dem Fusse der gedachten Gebirge befindlichen



Die durch Kleists „Kätchen von Heilbronn“ literaturgeschichtlich bekanntgewordene Strahlenburg überragt die Stadt Schriesheim an der Bergstraße

Foto: Gernot Umminger

Steinbrüchen schliessen lässt, mögen dieselben aus Granit und Sienit bestehen. Unter den Steinarten, aus welchen der dasige Hochweg gemacht ist, kömmt auch noch eine andere Gebirgesart vor, in welcher der Feldspath und Glimmer mit grauem Fettquarze so dicht verbunden ist, als wenn sämmtliche Theile zusammengeschmolzen wären, daher diese Bergart wohl unter die Prophyarten zu rechnen ist. Bey Weinheim, und weiterhin gegen Heidelberg, kann man aus der mit grossen Wallnussbäumen gepflanzten Bergstrasse nach Abend und Mitternacht zu, so weit das beste und auch ein schon ziemlich gut bewaffnetes Auge reicht, auf einer paradiesischen Ebene einen grossen Theil der Oberpfalz und selbst die Hauptstadt Mannheim überschauen. Die vorher ermelde- ten auf der Morgenseite der Strasse befindlichen Gebirge erniedrigen sich gegen Weinheim und Heidelberg zu immer noch mehr, auch legen

sich dort an dieselben sanftige Vorgebirge an, welche schmale und runde Rücken haben, und wahrscheinlich Flötzgebirge sind. Eine Meile vor Heidelberg schliessen sich an jene vorherbemerkte Gebirgsreihen mittelst einer sehr anlaufenden Schlucht neue hohe prallige und kegelförmige aus weissem und meistens pfirsichblüthröthlichem Sandsteine bestehende Gebirge an, welche sich dann nicht nur bis an den Neckar, sondern auch jenseit desselben, jedoch von Heidelberg bis über Lahme mit allmählicher Erniedrigung fortziehen...“³⁾

Soweit die Schilderung des Panoramas der Bergstraße von Darmstadt bis Leimen unweit von Wiesloch aus dem Jahre 1794! Demgegenüber stellen wir die Darstellung von Friedrich Metz aus dem Jahre 1926: „Ziemlich unvermittelt ist morphologisch der Gegensatz zwischen dem Odenwald und der Rheinebene. Er wird nur gelegentlich gemildert durch Löß-

hügel, die sich dazwischenschalten und eine Übergangszone schaffen; niemals aber wird diese Zone so breit wie im Oberland. Damit fällt ihr auch keine solche besondere Rolle im Siedlungsbild zu wie dort, und daher ist auch der Gegensatz zwischen Gebirge und Ebene nach der kulturgeographischen Seite ein schärferer. Dennoch ist eine besondere Behandlung der Bergstraße geboten. Sie ist die Landschaft auf der Grenze von Gebirge und Ebene, und sie hat Anteil an beiden...“⁴⁾ Und endlich meint Meinrad Schaab: „Den Abschluß dieser Landschaft im Osten bildet die Bergstraße, wobei man den kulturräumlichen Begriff weiter fassen muß als den naturräumlichen... Der einstige ausgedehnte Weinbau an den Hängen ist fast überall zurückgegangen, aber immer noch in allen Gemarkungen vertreten. Geblieben sind die Trockenmauern, Hohlwege und Terrassen sowie die Aufsplitterung des Geländes in kleinste Parzellen. Die aufgelassenen Weinberge dienen inzwischen einem vielfältigen Obstbau, der vor allem zur Blütezeit den Reiz der Landschaft erhöht. Die Obstgärten erstrecken sich, untermischt mit Gemüsefeldern, in das Flachland hinein, das man, soweit diese reichen, noch zur Bergstraße zählen muß. Ebenso gehört zur Landschaft der obere Abschluß der Hänge durch den Wald. Er ist überall im Gemeindebesitz und besteht noch zum größten Teil aus Laubholz. Das an sich schon bewegte Bild wird vor allem zur Zeit der Blüte im Hochsommer durch die bereits südlich wirkenden Haine der Edelkastanie belebt...“⁵⁾ Im gleichen Sinne spricht sich Ernst Schmidt aus: „Der Weinbau, der im Mittelalter weit größere Flächen eingenommen hatte, ist stark zurückgegangen, breitet sich neuerdings aber wieder stärker aus. Die besten Bergsträßer Weine, beispielsweise von Wiesloch, Dossenheim, Schriesheim oder Lützelsachsen, brauchen den Vergleich mit den edlen Gewächsen der Pfälzer Weinstraße nicht zu scheuen. Von den Obstarten sind namentlich die frühen und frostempfindlichen in reichster Fülle vertreten: Pflaumen und Zwetschgen, Kirschen, Pfirsiche, Aprikosen, Mandeln, Fei-

gen und Nüsse, Äpfel, Birnen aller Sorten. Der Frühling verwandelt die Bergstraße in ein einzigartiges Blütenmeer und macht sie zum Ziel eines lebhaften Ausflugs- und Autoverkehrs...“⁶⁾

Nicht anders wird es jetzt beim 400. Schriesheimer „Mathaisemarkt“ 1979 in den Tagen von Freitag, 9. März mit dem „Historischen Abend“ zur Eröffnung, beim großen Festzug unter dem Motto: 400 Jahre Mathaise-Markt am Sonntag, 11. März, bis zum Ausklang mit dem Fanfarenzug-Treffen am Sonntag, 18. März, der Fall sein. Vierhundert Jahre Schriesheimer „Mathaisemarkt“ sind für uns Anlaß, Rückschau zu halten, auf einen einst reinen, besonders von der bäuerlichen Bevölkerung viel besuchten Vieh- und Krämermarkt früherer Jahrhunderte, der längst schon zum ersten Frühlings-, Volks- und vor allem Weinfest des

Alljährlich wirbt die Weinstadt Schriesheim zum ersten Frühlings-, Volks- und Weinfest des Jahres an der Bergstraße, dem „Mathaisemarkt“, der im Jahre 1579 erstmals beurkundet ist Foto: G. Umminger





Eifrig wird an den „Mathaisemarkt“-Tagen den bekannten Schriesheimer Weinen zugesprochen

Foto: G. Umminger

Jahres an der Bergstraße und in ganz Baden-Württemberg geworden ist! Der Schriesheimer „Mathaisemarkt“ stellt sich heutzutage dar als eine große Leistungsschau von Handel und Gewerbe, er verkörpert geradezu ein urwüchsiges und frohes, echt pfälzerisches Fest, besonders für die Bevölkerung des unteren Neckarlandes, der Bergstraße und des Odenwaldes. Die 400jährige Geschichte des „Mathaisemarktes“ ist zugleich ein bedeutendes Stück Schriesheimer Historie. In einer auf das Jahr 764 datierten Ellwanger Urkunde aus dem 12. Jahrhundert wird Schriesheim erstmals in der Namensform Scrizesheim genannt (Wirtembergisches Urkundenbuch, 1849 ff., I, 8), um dann 766 in einer Lorscher Urkunde als Scrizzesheim – vom erschlossenen Personennamen Scrizzi – zu erscheinen.

Im Jubiläumsjahr 1964 hat Hermann Brunn mit seiner verdienstvollen Darstellung „1200 Jahre Schriesheim“ (Südwestdeutsche Verlagsanstalt Mannheim, 1964, 359 Seiten), eine Lücke im heimatkundlichen Schrifttum geschlossen. Mit diesem Hinweis können wir uns hinsichtlich der Stadtgeschichte Schriesheims auf wenige Einzelheiten beschränken. Das frühe Dorf Schriesheim hatte wie viele Orte der Bergstraße seinen Platz unmittelbar beim Talausgang, hier des Kanzelbachs. „Bis zum 12. Jahrhundert bestand hier eine Ellwanger Propstei, die dann nach Wiesenbach verlegt wurde. Vögte des Ell-

wangischen Besitzes waren die Edelfreien von Strahlenberg, eine seit 1174 bekannte Seitenlinie der Herren von Hirschberg in Leutershausen. Konrad von Strahlenberg, der in Italien im Dienste Kaiser Friedrichs II. stand, errichtete vor 1237 die Burg Strahlenberg auf ellwangischem Grund und kam für dieses widerrechtliche Vorgehen in die Reichsacht, durch die Vermittlung des Kaisers aber zu einem Vertrag mit dem Kloster Ellwangen und zur Belehnung mit der Strahlenburg. Um 1250 legten die Strahlenberger, immer noch auf weiteren Ausbau ihrer Herrschaftsrechte bedacht, südlich des Dorfes Schriesheim eine Stadt an, den Kern des heutigen Ortes...“⁷⁾ Die Rechtsverfassung Schriesheims hebt sich denn auch wesentlich von der der umliegenden Ortschaften ab, weil es bis zum Jahre 1470 Stadt gewesen war. Damals wurde die Stadt Schriesheim im Verlaufe der Weißenburger Fehde von Heidelberg aus überumpelt und nach kurzer Belagerung am 13. Mai 1470 eingenommen. Die Stadtmauern wurden geschleift. Das Stadtrecht wurde erst im Jubiläumsjahr 1964 wieder verliehen. Doch der Schriesheimer Bürgergeist zehrte, selbst als Schriesheim nach 1470 nur noch ein Marktflecken hieß, weiter vom städtischen Stolz! Es war daher von großer Wichtigkeit, als Schriesheim 1579 das Marktrecht erhielt und das ehemalige Stadtbürgertum anerkannt wurde. Die Stiftung des „Mathaisemarktes“ erfolgte in der folgenden Urkunde: „Wir, Ludwig, bekennen, nachdem uns die ersame unsere lieben getreuen Schultheiß, Bürgermeister und gantz Gemeindt zu Schriesheim umb besser Ihres und gemeines nutz willen undertheniglich ersucht und gebeten, wie sie mit zwein Jarmärkten, den ein uf Mathiae Apostoli gnediglichen befreien und begnadigen wollen, das wir demnach solch ihr fleißig underthenig bitt angesehen, auch allerhandt betrachtet und darumb gedacht, von Schriesheim beehrte zwein Jarmärkt uf abbestimmte Zeit järlichen hinfurten zu halten, gnediglichen gegönt, bewilligt und erlaubt haben, thun das auch wissentlich in craft dies brieffs vor uns und unser Erben dergestalt, daß alle die

solch Jarmärkt mit kauffen, verkauffen besuchen, doch uf entrichtung gebürlichs zolls, zu unserm und der Pfalz Frieden, Tröstung und Sicherheit sein und die haben sollen, zum Markt dabei und wider von dannen zu ihre sicher gewarsam, ausgenommen die den Leib verwürkt oder falsch Maß und Gewicht oder verbottenen Müntzen denen Leuten geben. Zu Urkund datum Heidelberg den vierzehenden Monatstag octobris... im fünfzehenhundert neun und siebenzigsten Jar“. Die Beliebtheit der Schriesheimer Jahrmärkte und der ungeheure Andrang von Käufern und Verkäufern veranlaßten die Gemeinde um die Mitte des 18. Jahrhunderts, die Verleihung eines weiteren Vieh- und Krämermarktes nachzusuchen. Man war höheren Ortes nicht abgeneigt, erfüllte den Wunsch und wählte den 3. Montag im August. Der erste „Bartholomäemarkt“ fand im Jahre 1753 statt. Erfreulicherweise reihte er sich würdig neben

den Mathaise- und Jakobimarkt. Die Märkte zählten zu den besten in der ganzen Pfalz und nahmen immer größeren Umfang an, so daß Bürgermeister und Rat zu Schriesheim 1789 die Einführung eines vierten Vieh- und Krämermarktes beschlossen. Sie erhielten auch die Erlaubnis, ihn einmalig im Oktober 1789 abzuhalten. Die Bekanntmachung geschah in der Mannheimer Zeitung, im Heidelberger Wochenblatt, sowie durch die Ortsschelle in den Ortschaften der umliegenden Centbezirke. Der Erfolg blieb nicht aus. Über 3000 Fremde weilten in jenen Tagen in Schriesheim. Die Krämer lobten ihn über alle Maßen und versicherten, „daß sie in der ganzen Gegend, selbst die Städte nicht ausgenommen, keinen Besseren gehabt hätten“.

Der Auftrieb an Rindvieh erreichte die ungefähre Zahl des Mathaisemarktes mit über 1200 Stück. Jetzt nützte die Gemeindeverwaltung

Die Bergsträßer Weinkönigin beim großen „Mathaisemarkt“-Festumzug

Foto: G. Umminger





Ein kurpfälzischer Fanfarenzug beim Festumzug

diese günstigen Umstände aus und erwirkte die dauernde Belassung des Oktobermarktes auf den Dienstag und Mittwoch der letzten Oktoberwoche. Den gutbesuchten und weitbekanntesten Schriesheimer Viehmärkten entstand in den 1820er Jahren in den Märkten der benachbarten Stadt Mannheim ein starker Konkurrent. Rücksichtslos legte der Stadtrat seine Viehmärkte zu gleicher Zeit mit den Schriesheimern. Darob herrschte natürlich Unzufriedenheit, und die Gemeinde reichte beim Direktorium des Neckarkreises Mannheim Beschwerde ein. Der Rechtfertigungsversuch der Stadt Mannheim scheiterte. Trotz dieser Festlegung gingen in der Folgezeit die Schriesheimer Viehmärkte von Jahr zu Jahr zurück und in den 1850er Jahren, hörten sie mit Ausnahme des Mathaisemarktes ganz auf. Der blühendste Schriesheimer Markt blieb allezeit der auf den ersten Dienstag im März gelegene Mathaisemarkt. 1840 wies der

Markt 113 Verkaufsbuden und Stände fremder Handelsleute auf. Nicht mit inbegriffen in dieser Zahl sind der Töpfer- und Küfermarkt, sowie die Auslagen der Schriesheimer Geschäftsleute. 1852 zählte man 207 Stände, 1856 sank die Zahl auf 163, 1858 waren es 158 und 1861 machte sich ein Anwachsen auf 201 bemerkbar. 1789 wurden über 1800 Stück Vieh im ganzen zugeführt, darunter gegen 500 Pferde.

Dies war ohnehin der Erfolg des Mathaisemarktes: er war weithin der einzige Pferdemarkt. Bereits am Freitag und Samstag verkündete das Pferdegetrappel den nahenden Mathaisemarktag! Von Kreuznach, von Frankfurt und noch weiter her langten Pferdetransporte an. Oft waren am Samstag schon alle verfügbaren Ställe und Scheunen gefüllt, so daß mehr als einmal eine Unterbringung in den Nachbargemeinden Dossenheim, Ladenburg und Leutershausen erfolgte. Der sonst friedliche Marktflecken Schriesheim glich einem Ameisenhaufen! Alles wimmelte bunt durcheinander. Hier wurde ein Pferd im Schritt, im Trapp oder im Galopp vorgeführt, dort spannte man eines an einen Wagen, um seine Zugfestigkeit zu prüfen. Nach abgeschlossenem Verkauf begaben sich Käufer und Verkäufer zum Marktgericht und ließen den Kauf protokollieren. Abends eilte die Jugend zum Tanz und die Alten tauschten beim Wein mit Freunden und Bekannten Erinnerungen aus oder feierten das Wiedersehen nach langer Zeit. Es waren Festtage, die sich tief in das Gedächtnis der Bevölkerung eingruben . . .⁸⁾ Aber auch die gute geographische Lage des Marktfleckens Schriesheim als Mittelpunkt des Odenwaldhinterlandes, der Bergstraße und der Rheinebene, konnte in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts den Niedergang des Mathaisemarktes nicht aufhalten. Mit dem Ersten Weltkrieg 1914–1918 war auch der jahrhundertalte Schriesheimer „Mathaisemarkt“ dahin. Erst im Jahre 1925 entschloß sich der Schriesheimer Gemeinderat, den Mathaisemarkt wieder neu aufleben zu lassen. Und wirklich hat sich der „Mathaisemarkt“, besonders durch die 1930 gegründete Winzergenossen-

schaft Schriesheim gefördert, von seiner eigentlichen Tradition als Rindvieh-, Pferde- und Krämermarkt weg zu einer großen landwirtschaftlichen und gewerblichen Schau hin entwickelt. Bereits 1926 konnte Heinrich Sandel schreiben: „... hat der Gemeinderat neuerdings beschlossen, den ‚Mathaismarkt‘ im Jahre 1925 wieder im alten Umfang abzuhalten. Eine Ausstellung landwirtschaftlicher Maschinen, Geräte und Landesprodukte und eine Verlosung sollten die Genossen der alten Cent herbeilocken. ‚Mathais bricht Eis. Hat er kein’s macht er eins‘. Diese alte Bauernregel hat zwar nicht wörtlich recht behalten. Doch ist durch diesen neuen Versuch der Gemeinde tatsächlich das Eis gebrochen worden, das die Märkte Schriesheims umschlossen zu haben schien. Denn eine unübersehbare wogende Menschenmenge ist von allen Seiten herbeigeströmt...“⁹⁾

Die alten Gaststätten reichen heute bei weitem nicht mehr aus, die Besucher aus nah und fern aufzunehmen. So ist die Erstellung von Weinzelt, die Öffnung des historischen Zehnkellers, dazu die Einrichtung zahlreicher Straußwirtschaften und die Weinprobe-Weinverkauf „Schriesheimer-Faß“ unumgänglich geworden. Eifrig wird in diesen Tagen den Schriesheimer Weinlagen, angefangen von den säurereichen, von älteren Weintrinkern besonders geschätzten „Lärchelberg“ und „Schloßberg“ bis zu den besten Silvaner-Lagen am „Mönchberg“ und den Kennern besonders hoch geschätzten „Kuhberg“ – und „Rittersberg“ – Riesling-Lagen zugesprochen. Diese uns heute vertrauten Rebanlagen werden schon von Johann Philipp Bronner für Schriesheim besonders herausgestellt: „Schriesheim ist eines der bedeutenderen Weinorte an der Bergstraße, indem es gegen 300 Morgen Weinberge hat, die theilweise vortheilhaft am Berge, theilweise aber auch ganz in der Ebene liegen, daher man hier geringe, aber auch wieder sehr gute Weine findet. Besonders leiden die flachliegenden Weinberge durch eine Menge von Kirschen- und anderen Obstbäumen, namentlich Birn-

bäumen, womit die ganze Flur bedeckt ist, die man die kleine und große Mönchsgewann nennt. Die übrigen an den Bergen befindlichen Weinlagen benennen sich: der Schloßberg oder Kellersberg, der Kuhberg, der Hesselich, die Steinschleife, die Mergelgewann, der Grauberg, der Brunnenfluß usw., wovon aber der Schloßberg, Kuhberg und Hesselich die besten Lagen sind. Mehrere dieser genannten Weinlagen, die an dem großen Oelberge aufsteigen, sind an dem Saume des Berges mit Kastanienanlagen begränzt... Schriesheim hat in neuerer Zeit sehr viele junge Weinberge mit edlem Satze, besonders mit Rießling angelegt...“¹⁰⁾ Soweit diese Darstellung aus dem Jahre 1842. Heute beschränkt sich der Weinbau in Schriesheim, der größten weinbautreibenden Stadtgemeinde an der Bergstraße auf die Gebirgslehnen. Es sind gute Weine, die durch ihre prickelnde Säure, gern als kernig und bekömmlich bezeichnet werden. Die durchschnittlich anfallenden 250 000 bis 300 000 Liter werden von der Winzergenossenschaft Schriesheim in der näheren und weiteren Umgebung abgesetzt. Für den wirtschaftlichen Aufschwung zeugen vor allem die erst in neuerer Zeit an den historischen Zehnkeller angeschlossenen weiteren Lageräume mit einer Gesamtkapazität von 600 000 Litern. Die zum 400. „Mathaismarkt“ erwarteten weit über 100 000 Besucher helfen wiederum tüchtig mit, daß Platz für den 1979er geschaffen wird.

Literaturnachweis:

- 1) Glaeser, E., Straße großer Geschichte, Merian. Das Monatsheft der Städte und Landschaften, 13. Jg. Heft 4, Die Bergstraße, Hamburg 1960, S. 3
- 2) ebd. S. 5
- 3) Beyer, A., Beytraege zur Bergbaukunde. Mit Kupfern. Dresden 1794. In der Waltherischen Hofbuchhandlung, S. 5/6
- 4) Metz, Fr., Die Bergstraße in ihrem badischen Anteil (1926), in, Land und Leute. Gesammelte Beiträge zur deutschen Landes- und Volksforschung. Aus Anlaß seines 70. Geburtstages im Auftrag von Freunden und Schülern zusammengestellt und herausgegeben von E. Meynen und R. Oehme, Stuttgart 1961, S. 678

5) Schaab, M., Die Kulturlandschaft, in, Die Stadt- und die Landkreise Heidelberg und Mannheim. Amtliche Kreisbeschreibung. Band I. Allgemeiner Teil, Karlsruhe 1966, S. 878–888, S. 885; vgl. hierzu auch noch; Hecklau, H., Die Gliederung der Kulturlandschaft im Gebiet von Schriesheim/Bergstraße. Ein Beitrag zur Methodik der Kulturlandschaftsforschung. Abhandlungen des 1. Geographischen Instituts der Freien Universität Berlin (Neue Folge der Abhandlungen des Geographischen Instituts der Freien Universität Berlin), herausgegeben von I. H. Schultze, Band 8, Berlin 1964, bes. S. 73ff. 5 Kulturlandschaftsausschnitte Bergstraße; Heil, R., Die Vorbergzone bei Heppenheim/Bergstraße und der Abbruch zum Rheintalgraben, Diss. rer. nat. T.H. Darmstadt, 1957, bes. S. 3 Das Gelände und S. 10/11 Die Bergstraßeer Diluvialterrasse; Leonhard, G., Mineralogisch-geognostische Beschreibung der Umgegend von Schriesheim, mit besonderer Rücksicht auf die an der Bergstraße auftretenden Porphyre, in, Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde, herausgegeben von K. C. von Leonhard und H. G. Bronn, Jg. 1839, Stuttgart 1839, S. 26–60, bes. S. 53. und S. 59; Leonhard, K.C. von, Fremdenbuch für Heidelberg und die Umgegend. Mit Holzschnitten, eingedruckten Lithographien und einer Karte, Heidelberg 1834, S. 203–205 Schriesheim

6) Schmidt, E. Bergstraße, in, Handbuch der naturräumlichen Gliederung Deutschlands. Veröffentlichung der Bundesanstalt für Landeskunde unter

Mitwirkung des Zentralausschusses für deutsche Landeskunde herausgegeben von E. Meynen und J. Schmithüsen, Dritte Lieferung, Remagen 1956, S. 329–331, S. 331

7) Hrsg. Miller, M., Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands. Sechster Band, Baden-Württemberg, Stuttgart 1965, Schriesheim, S. 604/605, bes. S. 604; vgl. hierzu auch Schriesheim, in, Die Stadt- und die Landkreise Heidelberg und Mannheim. Amtliche Kreisbeschreibung. Band III. Die Stadt Mannheim und die Gemeinden des Landkreises Mannheim, Karlsruhe 1970, S. 799–824, bes. S. 806; Lameius, Andreas, De Familia Dynastarum Stralenbergensi ex tabulis antiquis illustrata, Historia et Commentationes Academiae Electoralis Scientiarvm et Elegantiorvm Litterarvm Theodoro-Palatinae Volvmen V. Historicvm. Mannhemii Typis Academicis MDCCLXXXIII. p. 507–544, bes. p. 508 § II

8) Sandel, H., Marktrecht, der Mathaisemarkt und die übrigen Jahrmärkte von Schriesheim, in, Frisch auf! Mitteilungen des Odenwaldklubs Ortsgruppe Mannheim-Ludwigshafen E.V., Jg. 6, Nummer 2, Mannheim, 20. Februar 1926, S. 29/30, S. 29

9) ebd. S. 30

10) Bronner, Joh. Ph., Der Weinbau und die Weinbereitung an der Bergstraße, im Bruhrhein und den weiteren Distrikten bis Durlach und Pforzheim, in, Der Weinbau in Süd-Deutschland vollständig dargestellt, Siebentes Heft, Heidelberg 1842. Mit vier lithographirten Tafeln., S. 82–99 Schriesheim, bes. S. 83/84

Messen und Märkte im alten Neuenburg

„Ist allda an essen und trincken kein mangel / dañ man auß der statt Neuwenburg alles wol gehaben mag“

Winfried Studer, Neuenburg am Rhein

Obwohl als Sperriegel zur Absicherung des zähringischen Territoriums gegen die staufischen Besitzungen im Oberelsaß zwischen 1170 und 1180 von Herzog Berthold IV. von Zähringen an der alten Grenze zwischen dem oberen und unteren Breisgau gegründet, entwickelte sich die Stadt Neuenburg, nicht zuletzt wegen ihrer günstigen Lage am Rhein, bald zu einer bedeutenden gewerblichen Marktniederlassung.

Als Reichsstadt war Neuenburg rasch emporgeblüht. Nach dem Verzeichnis der Steuern des Reichsgutes von 1241 zahlte die Stadt 100 Mark Reichssteuer, während z. B. Bern 40 und Mülhausen 80 Mark zu entrichten hatten. Neuenburg gehörte im Mittelalter neben Freiburg und Breisach zu den bedeutendsten Städten des Breisgaus. In den Oberrheinischen Städtebündnissen spielte die Stadt eine erhebliche Rolle. In Neuenburg tagten die Münztage des oberrheinischen Münzvereins, des Rappenmünzbundes. Jahrzehntlang war die Stadt Tagungsort der vorderösterreichischen Landtage.

Markt und Münster waren Wahrzeichen und Herz der mittelalterlichen Stadt. Das Marktprivilegium gehörte zu den wichtigsten Privilegien Neuenburgs. 1292, am 24. Dezember, übergab König Adolf von Nassau im Ratssaal der Stadt Neuenburg persönlich den umfangreichen Freibrief, das Adolphinische Privilegium. Die königliche Urkunde, im Neuenburger Stadtarchiv erhalten, bestimmt in Abschnitt 101: „Item non debet esse forum ebdomedale iuxta Nuwenburg infra unum miliare“ (Innerhalb einer Meile darf neben Neuenburg kein Wochenmarkt stattfinden). Der Markt fand auf der

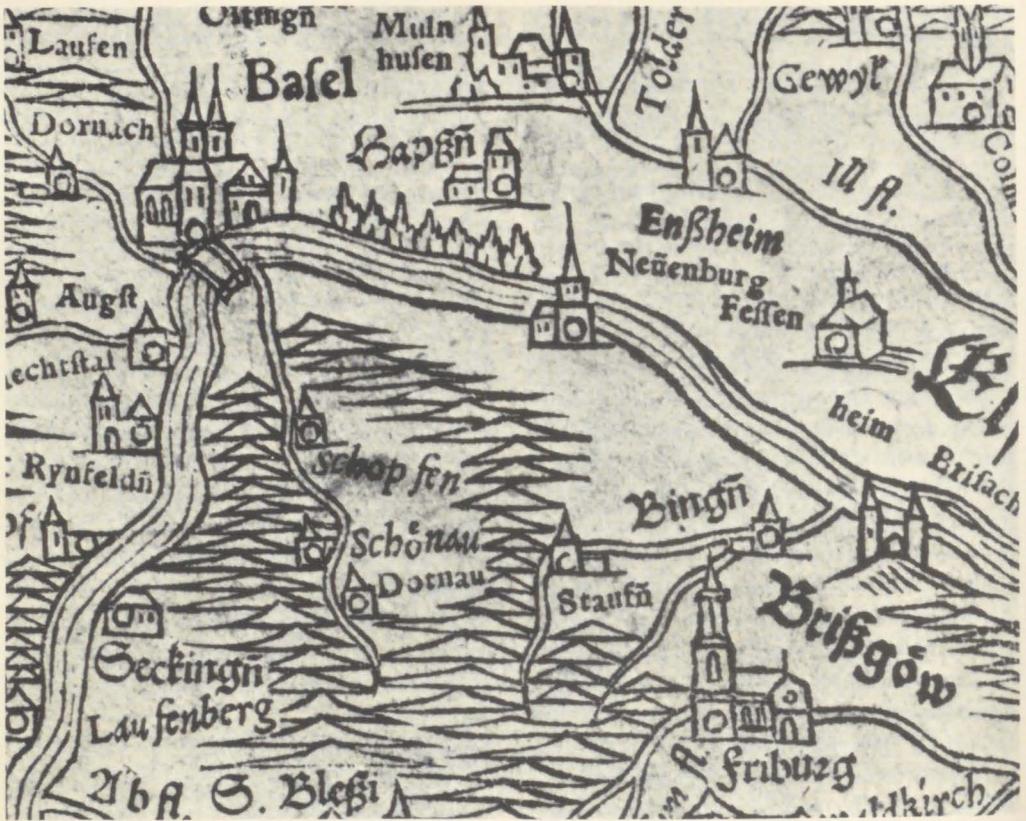
Hauptachse, der oberen und unteren Marktgasse, des Zähringer Straßenkreuzes statt. Der Marktplatz, Stätte von Handel und Verkehr, die Lebensader der Stadt und eine der Quellen ihres mittelalterlichen Wohlstandes, bot ein ansprechendes Bild mit seinen Marktlauben, unter denen die Waren feilgehalten wurden. Hier waren auch die Wechselstuben und Bankstätten. Die Neuenburger Münze, „das Gelt Nuwenburger gewäges“, war eine angesehene Währung. Am Marktplatz stand das Rathaus mit der Gerichtslaube. Die Chronik von Stadtpfarrer Huggle berichtet von Marktlauben, Brotlauben und Kornlauben.

Beim Rheintor stand das Salzhaus. Huggle beschreibt noch einen weiteren Markt in der Weststadt beim Münster. Dieser Stadtteil mit dem Münster ist fast völlig von den Fluten des Rheins verschlungen worden. 1325 wird ein Fischmarkt auf der Hauptachse an der Einmündung der Kirchgasse erwähnt, auf dem die Erträge des Fischfangs feilgeboten wurden. Aus dem Jahre 1599 sind die nachfolgenden Fischverkaufstaxen¹⁾ erhalten:

Ordnung,

wie man inskünftig die fisch bei der statt Neuenburg verkaufen soll:

erstlich ein maß groppen per	10 ß
ein pfund hecht	2 ß 6 st.
ein pfund barben	2 ß 6 st.
ein pfund schuebfisch	7 ß
ein pfund nasen	1 ß 4 st.
ein pfund bachfisch	1 ß 4 st.
ein pfund esch	2 ß 6 st.
ein hundert sämling	12 ß
ein hundert neunaugen	5 ß
ein maß wiß	1 ß.



Die Stadt Neuenburg am Rhein entwickelte sich bald nach ihrer Gründung, nicht zuletzt wegen ihrer günstigen Lage am Rhein, zu einer bedeutenden gewerblichen Marktniederlassung

Ausschnitt aus Sebastian Münsters Rheinlaufkarte von 1544

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts setzte in Neuenburg ein wirtschaftlicher Niedergang ein. Mancherlei Ursachen haben hierbei mitgewirkt, zum Teil solche, die auch in anderen Städten um dieselbe Zeit einen Bevölkerungsrückgang hervorriefen. Vor allem das Aufkommen zahlreicher neuer Märkte wirkte sich nachhaltig auf Neuenburg aus. Im Vertrag vom 30. März 1368 zwischen den Städten Freiburg, Breisach und Neuenburg einerseits und dem Markgrafen Otto von Hachberg und den anderen Bundesgenossen des Grafen von Freiburg andererseits, konnte sich die Stadt den freien Zugang aus den umliegenden Herrschaften sichern, auf dessen Offenhaltung sie als Insel in

nichtösterreichischen Besitz besonders angewiesen war.

Am 15. November 1417 gewährt König Sigismund²⁾ der Stadt Neuenburg am Rhein das Recht, künftig zwei Jahrmärkte zu halten, „einer uf den nechsten sampstag nach sand Martins tag und einer uf den nechsten sampstag nach unseres herren uffart tag“, also am Samstag nach Christi Himmelfahrt und am Samstag nach Martini. Diese Neuenburger Märkte, zu denen die Leute aus der ganzen Umgebung zusammenströmten, dauerten jeweils fünf Tage. 1523 gewährte Erzherzog Ferdinand von Österreich der Stadt einen weiteren Jahrmarkt am St. Georgentag. In den Urkunden Karls V. von 1523,

habe zugelegt werden können, enthalte jetzt kaum noch sechs oder sieben gemeine Gebäude und etwa 60 kleine Hüttlein. Die Wochen- und Jahrmärkte seien verschwunden, die Stadtgüter mit Beschlag belegt, die Waldungen ruiniert und das Erträgnis von mehr als 3000 Klaftern weggeführt; die Stadt ihrer Einkünfte beraubt.“ Konstantin Schäfers Geschichtsbuch berichtet über jene Zeit: „Die zurückkehrenden Bürger standen wirklich vor dem Nichts. Stadt und Mauern lagen in Trümmern. In den reichen Rheinwaldungen hatten die Franzosen 200 000 Bäume geschlagen. Die Felder waren verwahrlost. Schlimmer war es, daß aus der Zahl der Überlebenden die reichen und einflußvollen Handels- und Gewerbeleute sich während der Verbannungsjahre anderwärts niedergelassen hatten und dort gerne aufgenommen worden waren. Schlimm war es, daß während dieser Zeit des Ausgelöschseins die einstige Bedeutung der Stadt auch im Bewußtsein der umliegenden Landschaft völlig ausgelöscht worden war. Da niemand mehr die Rechte und Privilegien hatte wahren können, hatten die umliegenden Orte begonnen, sich der jedem Zugriff preisgegebenen Vorrechte zu bemächtigen. Müllheim und Schliengen hatten Wochenmärkte errichtet; Neuenburg stand das verbrieftete Recht der alleinigen Rheinüberfahrt zu; inzwischen waren aber andre Überfahrtsstellen entstanden.

Der Salzverkauf war der Stadt entglitten. Die österreichische Regierung konnte hier nicht helfen, weil die Rechtsbrecher nicht ihrer Botmäßigkeit unterstanden. Doch auch in die schutzlosen Gemarkungsgrenzen waren Einbrüche erfolgt.“

1785, am 21. März, erhielt die Stadt von Kaiser Josef II. erneut ihre Freiheiten und Rechte bestätigt. Die in der Residenz in Wien ausgestellte letzte kaiserliche Urkunde im Neuenburger Stadtarchiv bestimmt hinsichtlich des Neuenburger Marktrechtes: „daß Niemand in einer Meil Wegs scheinweise um die Stadt Wochenmarkt haben und gebrauchen, viel weniger in der Pannmeile den Salzhandel führen, son-

dern die Stadt bei diesem Wochenmarkt und Salzhandel in erwehntem Bezirk allein gelassen, wie von alters gewesen.“

Die Stadt Neuenburg am Rhein konnte sich jedoch nicht mehr erholen. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zeigen die umfangreichen Aktenbündel immer dasselbe traurige Bild. Erst die längere Friedenszeit des 19. Jahrhunderts ließ in die so schwer geprüfte Stadt Wohlstand und Ordnung wieder einkehren, bis sie im Zweiten Weltkrieg als eine der ersten deutschen Städte erneut in Schutt und Asche fiel.

1) Druck: Stromeyer, Geschichte der bad. Fiskus-zünfte S. 48

2) 1417 November 15 Konstanz. – König Sigmund gewährt der Stadt Neuenburg am Rhein das Recht, künftig zwei Jahrmärkte zu halten.

Orig. Perg. im Stadtarchiv Neuenburg am Rhein, Reg. Nr. 47,

Druck: Oberrheinische Stadtrechte, Ausgabe Neuenburg am Rhein, 1913. Huggle, Geschichte der Stadt Neuenburg am Rhein, 1876.

Wir Sigmund, von gotes gnaden romischer kunig, zu allen ziten merer des richs und zu Ungern, Dalmacien, Croacien etc. kunig, bekennen und tun kunt offenbar mit disem brief allen den, die in sehen oder horen lesen, daz wir angesehen haben solich unverdrossen willige und getrue dienste, die uns und dem riche die burgermeister, rete und burgere gemeinlich der stat zu Newnburg, unsere und des richs lieben getruen, oft und dicke getan haben, teglich tun und furbaß zu tund allzit willig und bereit zu sin meinen, und haben in dorumb mit wolbedachtem mute, gutem rat und rechter wissen dise besondere gnad und friheit getan und gegeben, tun und geben in kraft dis briefs und romischer kuniglicher maht vollkommenheit, daz furbaß zwen jarmerkte, einer uf den nechsten sampstag nach sand Martins tag und einer uf den nechsten sampstag nach unsers herren uffart tag, in ir stat zu Newnburg alle jare gehalten werden sollen

und daz die ouch zwen tag vor den itzgenanten sampstegen und zwen tag dornach weren sollen und das ouch ieglicher derselben jarmerkte und alle die lute, die dorzu und davon ziehen und die suchen, alle die gnade, friheit, recht, fride, geleite, schirme, redliche gewonheit, ordnung und herkommen haben und der ouch gebrouchen und geniessen sollen und mogen, der die nechsten jarmerkte, die in den nechsten unsern und des richs und anderen steten umb die vorgeante stat Newnburg gelegen gehalten werden, und der die lute, die dorzu und davon ziehen und die suchen, gebrouchen und geniessen von recht oder gewonheit, von allermenniglich ungehindert, doch unschedlich allen und iglichen steten umb die itzgenante stat Newnburg bi drien milen gelegen an iren jarmerkten. Und wir gebieten ouch dorumb allen und iglichen fursten, geistlichen und werntlichen, grafen, frien, rittern, knechten, amptluten, lantvogten, schultheissen, burgermeistern, reten und gemeinden aller und iglicher stete und dorfer und sust allen andern unsern und des richs undertanen und getruen ernstlich und vestiglich mit diesem brief, daz si die vorgeanten von Newnburg an den vorgeanten jarmerkten, gnaden, friheiten, rechten, geleiten, schirme, ordnun-

gen und herkomen und ouch die kouflute und andere lute, die mit ir habe und koufmanschatz uf dieselben jarmerkt ziehen, furbaßmer nicht hindern noch irren in kein wis, sunder si der geuilich gebrouchen und geniessen und ouch die kouflute und ander lute mitsampt irer habe und koufmanschatz zu und von denselben jarmerkten sicher und ungehindert ziehen lassen und si geleiten und geleitet schaffen, wo des not ist und das an si gemeinlich oder sunderlich begert wirt. Das ist uns von ir ieglichen sunderlich wol zu dank. Mit urkund dies briefs versigelt mit unser kuniglichen maiestat insigel geben zu Costentz nach Crists geburt vierzenhundert jare und dornach in dem XVIII. ¹ jare des nechsten montags nach sand Martins tag, unser riche des hungerischen etc. in dem zweiunddrissigsten und des romischen in dem achten jaren.

Auf dem Falz:
Per dominum G. comitem
de Swartzburg iudicem
curie
Johannes Kirchen.

¹) Es muß XVII heißen

Wahr

*Wieviel Kummer, wieviel Leid
könnt man sich ersparen,
bliebe man zu jeder Zeit
immer nur beim Wahren.*

Helmut Steinbach

Lebe im Heute!

*Lebe im Heute und spüre
Den waltenden Kräften nach,
Die aus der Tiefe aufsteigen!
Neuland ist jede Zeit. –
Zukunft gewinnt nur der Tätige,
Der sich bekennt und sein Sein
Als einen Auftrag begreift,
Unverwechselbar ihm nur gegeben.
Gestern und Heute und Morgen
Sind Inseln des Lebens.
Du aber treibst nun im Strom.
Packer die Steuer, wage
Sicher und still deinen Weg
Von Insel zu Insel! –
Groß ist das Leben und schön
Dem, der es liebt,
Dem, der es wandelt –
Wie der Meister den Ton –
In schaffender Lust aus sich selbst
Täglich aufs neue!*

Hans Bahrs

Zum Tode von Gotthold Friedrich Stäudlin (1758–1796)

Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer

Als J. Rethwisch, der Verfasser des Beitrages „Klio. Eine hochpolitische Zeitschrift in Seelbach“ in der „Lahrer Zeitung“ vom 6. August 1927 darauf verwies, daß für eine wünschenswerte Biographie ihres Herausgebers – des am 15. Oktober 1758 in Stuttgart geborenen Gotthold Friedrich Stäudlin¹⁾ – die „Klio“ eine unentbehrliche Quelle bedeute, wurde diese Anregung leider von niemandem aufgegriffen. Damals besaß Dr. Moritz Schauenburg, Seniorchef des Hauses Schauenburg in Lahr, noch einen vollständigen Band, den er kurz zuvor von dem Kommerzienrat Otto Maurer zum Geschenk erhalten hatte. Offenbar ging er 1945 infolge der Kriegsergebnisse verloren²⁾, und heute stehen uns nur noch die Nummern 12 und 13 sowie eine Beilage zur Nr. 61 zur Verfügung³⁾. Sie umfassen jeweils vier Druckseiten und befinden sich im Museum der Stadt Lahr im Stadtpark.

Für Stäudlin spielte die Herausgabe und das Schicksal dieser Zeitung eine entscheidende Rolle. Die von ihm nach dem Tode von Christian Friedrich Daniel Schubart († 10. 10. 1791) fortgesetzte „Chronik“ war am 27. März 1793 vom Reichshofrat in Wien verboten worden⁴⁾; kein K. K. Postamt durfte sie mehr befördern. Schließlich entzog Herzog Carl Eugen von Württemberg (1744–1793) am 24. April das für die Schubart'sche Chronik gewährte Privilegium, ohne dem Kanzlei-Advokaten Stäudlin angesichts des dadurch für ihn entstehenden finanziellen Verlustes eine erbetene anderweitige Versorgung zu verschaffen. Ihm wurde zu erkennen gegeben, wie es auf sein weiteres Betragen ankommen werde, ob der Herzog ihm wie bisher eine Gnade zu erzeigen sich bewegen sehen werde⁵⁾. Die in Aussicht genommenen lite-

rarischen Projekte kamen nicht zustande: weder die geplante neue Zeitung „Der Erzähler“, die nicht erlaubt wurde, noch eine „der Geschichte und den schönen Redekünsten gewidmete Zeitschrift“, die den Titel „Kalliope“ erhalten sollte. Für eine Mitarbeit an dieser Zeitschrift suchte er auch Schiller zu gewinnen, ungeachtet dessen, daß sich dieser zu der Zeit, da Stäudlins Stern am literarischen Himmel Schwabens noch in hellstem Licht erstrahlte, in jugendlichem Übermut und wohl aus verletzter Eitelkeit nicht ohne Bosheit an ihm gerieben hatte⁶⁾. Während dieser Zeit erhielt er nach Krauß⁷⁾ von der württembergischen Regierung den Rat, das Land zu verlassen, da er als engagierter Jakobiner durchaus auf keine Versorgung hoffen dürfe. Sollte dies zutreffen, müßte es sich um einen wohlwollenden Hinweis gehandelt haben, denn Stäudlin begab sich 1794 nach Nagold, um als Advokat seinen Unterhalt zu verdienen, wobei er zu seinen Klienten auch den Oberamtmann in Alpirsbach zählte. Wenn ihm auch die herzogliche Regierung später bestätigte, daß er es verstanden habe, sich eine starke juristische Praxis zu eigen zu machen, so reichte diese weder für eine sichere Existenz, noch für die Befriedigung der Gläubiger und schon gar nicht für eine Unterstützung der Angehörigen aus, die durch den Tod des Vaters 1793 in eine bittere Notlage versetzt worden waren.

In Nagold erlebte er eine herbe Enttäuschung. Er hatte sich auf das feierliche Versprechen eines Freundes verlassen, ihn „Jahr und Tag bei sich zu behalten“, doch dieser wollte ihn überreden, nach Stuttgart zurückzukehren, da er nur dort mit einem für die Gläubiger ersprießlichen Erfolg als Schriftsteller arbeiten könne.

Aber Stäudlin war nicht geneigt, sich dort mitten unter den lauten Triumph seiner Feinde, das hämische Gelächter seiner Neider und die Beleidigungen seiner Gläubiger zu werfen⁸. Wie tief ihn das Verhalten seines Feundes getroffen hatte, der nun offenbar seine Gastfreundschaft auf einige Wochen begrenzt wissen wollte, kann man aus seiner Reaktion ermesen: „Nein – sagte mir mein blutendes Herz – nein! auch vollends in der Freundschaft so unglücklich zu sein, habe ich gewiß nicht verdient. Ich hatte immer ein von Wohlwollen überströmendes Herz gegen meine Freunde: ich teilte öfters meine kleine Habe mit ihnen; ich kann mich sogar nicht erinnern, jemals einem Freund oder auch nur Bekannten irgendeinen Liebesdienst, der in meinen Kräften lag, versagt zu haben. Und nun muß ich doch, gerade in der traurigsten Lage meines Lebens, dies allzuharte Schicksal in der Freundschaft erfahren“. Im gleichen Brief kündigte er der Schwester Christiane die beabsichtigte Übersiedelung nach Freudenstadt und seinen bevorstehenden Besuch in Stuttgart an, wo er dem Herzog eine Bittschrift überreichen und außerdem versuchen wollte, mit seinen Gläubigern einen Vergleich zu schließen. Zu jenem Zeitpunkt stand das Projekt der „Klio“ anscheinend noch nicht zur Debatte; da er mit den beiden letzten Jahrgängen seines Muselalmanachs genug Schaden gehabt habe, wolle er sich als dauernder Mitarbeiter beim Göttinger Muselalmanach engagieren, schrieb er am 8. August seinem jüngeren Bruder, dem Professor der Theologie Karl Friedrich nach Göttingen. Spruchreif wurde die Herausgabe der „Klio“ anscheinend im November. Aus Freudenstadt berichtete er am 16. November seinem Bruder, daß er wegen dieses wichtigen literarischen Unternehmens von Alpirsbach nach Lahr im Breisgau – damals die übliche Bezeichnung – berufen wurde. In Erinnerung an das Verbot der „Chronik“ suchte er sich politisch abzusichern. Mit Unterstützung des vorderösterreichischen Regierungspräsidenten von Summerau, den er persönlich in Freiburg aufgesucht hatte, und des Grafen von

Lehrbach hoffte er zu erreichen, daß ihm vom kaiserlichen Hof nichts in den Weg gelegt werden würde. In der schon vorliegenden Ankündigung war allerdings nicht Lahr, wohin er anfangs nächsten Jahres übersiedeln wollte, als Druckort genannt, sondern Seelbach. Auch eine bei Hennings im „Genius der Zeit“⁹ angekündigte Schrift „Empfindungen bei der Nachricht von Robespierres Fall und Tod“ verzeichnete als Druckort „Seelbach 1795“, während Stäudlin seinem Bruder schrieb: „Zu Lahr wird gegenwärtig ein kleiner Aufsatz über Robespierre von mir gedruckt, den ich Dir, sobald er fertig ist, zusenden werde – unerachtet ich die Geschichte des Skeptizismus¹⁰ noch nicht zu Gesicht bekommen habe.“

Bald tauchten die ersten Schwierigkeiten auf. Am 24. November beklagte er sich bei seiner Schwester über Machenschaften des Postdirektors Krapp in Offenburg, der ihn und seinen Buchdrucker – Johann Heinrich Geiger¹¹ – veranlaßt habe, den Preis auf 4 fl. festzusetzen, während er jetzt schrieb, daß die Postämter Stuttgart und Rastatt (oder auch nur das erste) erklärten, die Anzeige nicht verbreiten zu können, weil die Zeitung gegen andere zu teuer sei. Sein Buchdrucker hielt dafür, daß der Postdirektor sie geprellt habe, denn die auf 4 fl. gesetzte Anzeige sei bereits in alle Welt gegangen. Anfang Dezember begab er sich nach Lahr, wo er mehrere Freunde hatte und recht gut aufgenommen wurde. Dort erfuhr er, daß seine Base, die „Hofrätin“ Nebenius¹², in Mahlberg wohnte. Mitte Dezember war er immer noch im Ungewissen über den Erfolg der Subskription auf die „Klio“; nur Lotzbeck der Jüngere hatte ihm nach seiner Rückkehr aus der Schweiz versichert, daß sie dort stark wäre. Doch bald nach dem Erscheinen der ersten Nummer, die mit einem Gedicht „An das höchste Wesen. Am ersten Morgen des Jahres 1795“ eröffnet wurde¹³, sah Stäudlin bald klarer, wenn auch nicht hoffnungsvoller: Krapp hatte ihm mitgeteilt, daß er 152 Subskribenten habe; Stäudlin selbst hatte etwa einhundert, insgesamt zu wenig, um von dieser Abonnentenzahl existieren zu kön-

nen. Für die geringe Zahl machte er in einem Brief vom 12. Januar 1795¹⁴ den Postdirektor verantwortlich, den er als einen äußerst verschmitzten, habüchtigen Mann kennen gelernt habe. Neben seiner Zeitung betreibe dieser die Hauptspedition der Karlsruher Zeitung, für deren Verfasser, wie er sicher wisse, die Ankündigung der „Klio“ ein Donnerschlag gewesen sei, so daß er Krapp zu seinem Hauptspediteur erwählte, diesem übertrieben generöse Speditionsbedingungen machte und ihn wohl auch bestach: „Von dem Glanze dieses Goldes geblend, hat Krapp ohne Zweifel die Karlsruher Zeitung überall zu verbreiten sich bemüht und meine Ankündigungen als ein wahrer Verräter unterdrückt. Hiervon überzeugen mich mehrere Nachrichten aus der Rhein- und Schweizergegend.“ In der Tat lief der Karlsruher Verleger Macklot beim Markgrafen gegen alle Konkurrenzprojekte Sturm. Das war jahrelang der Fall, nachdem sich der dynamische Verlagsbuchhändler Johann Gottlieb Müller (Bärstecher) 1781 in Kehl niedergelassen hatte¹⁵. Als der Hofbuchdrucker Johann Jakob Sprinzing und der Postverwalter Kramer in Rastatt wieder eine Zeitung herausbringen wollten, war der

Hinweis in ihrem Gesuch vom 12. Mai 1793 charakteristisch: „Wir sehen zwar leicht voraus, daß der Hofbuchdrucker Macklot in Carlsruhe alles anwenden wird, unsere gemeinnützige Absicht, wenn es möglich wäre, zu verhindern“¹⁶. Als Sprinzing am 19. November 1794 den Markgrafen Karl Friedrich erneut darum bat, ein Wochenblatt drucken und herausgeben zu dürfen, scheiterte er am postwendenden Einspruch des Buchhändlers K. F. Macklot. Und wiederum erhob die für die Karlsruher Zeitung privilegierte Macklotsche Buchhandlung Einspruch gegen das Verlagsprojekt von Johann Friedrich Cotta, die „Europäische Staatenzeitung“, herausgegeben von Dr. Posselt, in Rastatt ab 1. Januar 1795 erscheinen zu lassen¹⁷). Und so war es selbstverständlich, daß auch Geiger mit seinem Unternehmen Schwierigkeiten hatte: „Es wurde dem Buchbinder und Buchdrucker Geiger nicht leicht gemacht, zu seinem Buchverlag noch eine Zeitung herauszugeben. Immer wieder versuchte die Rastatter, Karlsruher und vor allem Wiesbadener Konkurrenz, Geigers Privilegien zur Aufhebung zu bringen, und einmal glückte es dem nassau-usingischen Hofbuchdrucker Frey in

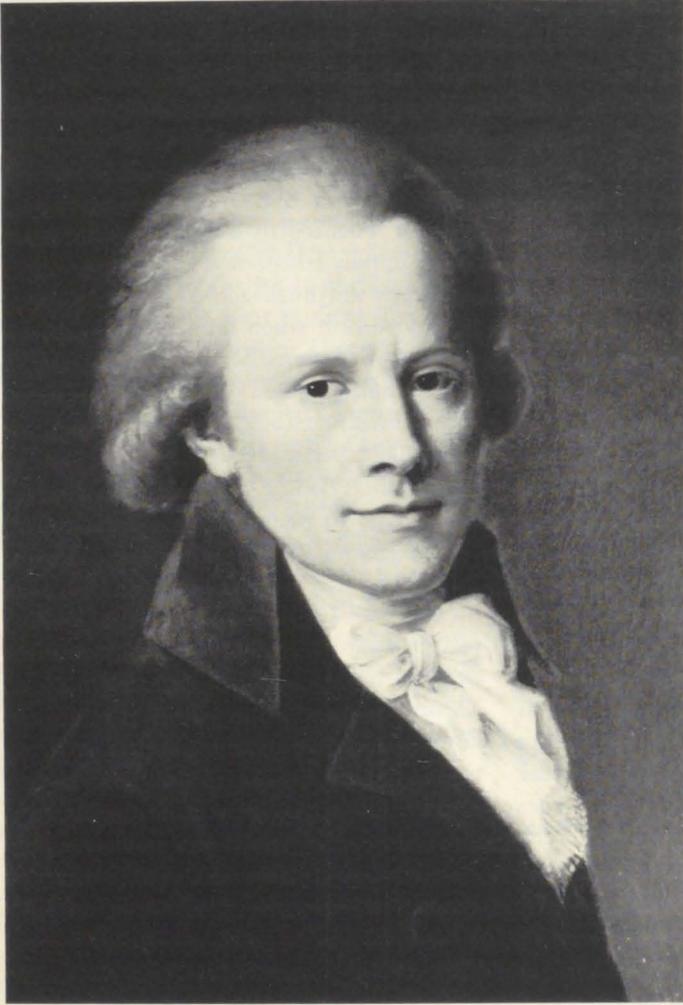
Titelblatt der Zeitschrift „Klio“ vom 12. Januar 1795

K l i o .

Nr. 12.

Seelbach den 27. Jenner 1795.

Mit Hochgräflich Leyen'schem Privilegium.



*Gotthold Friedrich Stäudlin
Ölgemälde von Philipp Friedrich Hetsch (Zuschreibung),
um 1790. Aufnahme Landes-
bildstelle Württemberg nach
dem Original im Schiller-
Nationalmuseum in Marbach
a. N.*

Wiesbaden, die Verlegung der Geigerschen Buchdruckerei von Lahr nach dem nahen Seelbach zu bewirken. So ist der erste erhaltene Jahrgang des ‚Lahrer Wochenblatt‘ aus Seelbach datiert, wo es sechs Monate lang bis zur Rückkehr nach Lahr erschien“¹⁸.

Daß aber die „Klio“ im Januar noch in Lahr gedruckt wurde, geht aus folgender Briefstelle hervor, in der Stäudlin seiner Schwester eine Erkältung schilderte: „Auch mir hat meine angestrengte Tätigkeit in diesen außerordentlich

kalten Tagen nicht wenig unangenehme Gefühle verschafft. In einer der allerkältesten Nächte war ich bis in den Morgen von meinem warmen Zimmer durch den schneidenden Frost öfters in die von Hitze dampfende Buchdruckerei gegangen . . .“ Da Stäudlin in einer Nacht kaum mehrmals nach Seelbach gegangen sein konnte. Der Druck könnte auch noch im März in Lahr erfolgt sein, da er von dort am 23. März in einem Brief an seine Schwester am Schluß vermerkt: „Ich kann nicht mehr. Meine Augen

fallen von selbst zu. Ich habe, da die Post abermals so spät ankam, den größten Teil der Nacht bei der Zeitung durchwacht.“ Mit absoluter Sicherheit läßt sich dies aus dieser Briefstelle nicht beweisen, aber erinnern wir uns, daß auch Stäudlins Schrift über Robespierre Seelbach als Druckort nennt, während sie noch im November 1794 in Lahr im Druck war und wohl im Dezember schon ausgeliefert wurde, da Stäudlin im Brief vom 12. Januar 1795 wegen der Bestätigung des Empfanges mahnte. Zudem hatte er am 16. November 1794 seinem Bruder anvertraut: „Daß das angrenzende Seelbach in der Ankündigung als Druckort genannt ist, ist eine bloße Maske, weil mir der Präsident von Summerau wohlmeinend riet ich sollte Lahr darum nicht als Druckort nennen, weil diese Stadt wegen ihres Freiheitssinnes so sehr verschrien sei.“ Trotz des lebhaften Briefwechsels, den Stäudlin mit den Angehörigen in Stuttgart und seinem Bruder in Göttingen unterhielt, scheint kein Brief mehr vorhanden zu sein, der über die tatsächliche Verlegung der Druckerei Geiger nach dem anfangs fingierten Druckort Seelbach in der Reichsgrafschaft Hohengeroldseck unter dem Landesherrn Graf Philipp von der Leyen Aufschluß geben könnte.

Im Hinblick auf die geringe Abonnentenzahl und den noch anfangs Januar herabgesetzten Preis hatte sich Stäudlin damit abgefunden, das erste Viertel- oder Halbjahr seine Zeitung für ein Spottgeld schreiben zu müssen, doch das Drängen der Gläubiger, die Notlage der Familie in Stuttgart, der er nicht beistehen konnte, und das Verhalten der Verwandtschaft ihr und ihm gegenüber zermürbte ihn allmählich. Da er das Geld für eine Wechselverbindlichkeit nicht aufbrachte, hielt auch seine Schwester Christiane mit Vorwürfen nicht zurück. In seiner Entgegnung vom 17. April auf die Behauptungen seiner Schwester, namenloses Elend und so großen Schaden über die Familie gebracht zu haben, daß er ihn gar nicht mehr wiedergutmachen könne, leugnete er keineswegs, dadurch gefehlt zu haben, daß er einige Schulden auf der Universität machte, daß er im Jahr nicht ein be-

stimmtes Kostgeld zahlte, seinem Vater nicht nur seine Schulden nicht ganz zurückbezahlte, sondern es auch soweit mit der Zerrüttung seiner Finanzen kommen ließ, daß dieser sich für die aufgenommenen Gelder verbürgte. All dies wäre aber nicht geschehen, wenn er dessen Vermögensverhältnisse gekannt und sich nicht damit getröstet hätte, wie er der Mutter noch zu Lebzeiten des Vaters versichert habe, daß er nach dessen Tod auf die Erbschaft verzichten würde. Stäudlin erinnerte seine Schwester an die Umstände, die zu dem Vermögenszerfall führten: „Konntest Du vergessen, daß unser edler Vater so viele Jahre hindurch ohne Besoldung und – bloß von seinem Vermögen heraus lebte? Vergessen, welchen großen Aufwand unserem großmütigen Vater so viele unserer Verwandten, die ihm nun mit diesem infamen Undank lohnen, verursachten? Vergessen, daß wir gegen 30 Jahre einen so enorm hohen Hauszins bezahlten . . . ? Konntest Du vergessen so viele kostspielige Krankheiten und Kuren?“ Hätte Christiane die Verzweiflung ihres Brudes über seine finanzielle Lage, sein Mitgefühl und seine Depressionen ernster genommen, wäre ihr Brief sicherlich milder ausgefallen. Sie hätte auch nicht den schwermütigen Widerhall überhört, als sie ihm im März offenbar mitgeteilt hatte, daß die Schwester Röse im Sterben liege:

*„Du Glückliche! In jenen lichten Höhen
Wirst Du den besten Vater wiedersehen,
Sag ihm, ich werde bald vielleicht,
So vieler Leiden müd, zu ihm hinüber schweben
In jenes eine bessre Leben,
Wo Gott und alle Menschen gern vergeben
Und die Verfolgung schweigt!“*

Kaum drei Wochen später, in diesem Antwortbrief an seine Schwester vom 17. April, klingt erneut die Möglichkeit eines frühen Todes an: „Sollte aber das Schicksal fortfahren, mich so zu verfolgen, und mich (was ich jedoch derzeit zu befürchten gar keine bestimmte Ursache habe) vielleicht gar in ein frühes Grab führen, so wird mich noch in der letzten Stunde des Lebens die Sorge um das Wohl meiner Familie be-

schäftigen; so bleibt mir nichts, als sie Gott und meinem Bruder zu empfehlen“. Die in Klammer gesetzte Einschränkung diente wohl nur zur Beruhigung der Schwester. Daß er bereits ernsthaft erwogen hatte, dem auf ihm lastenden Druck durch Beendigung seines Lebens zu entfliehen, wird aus einer vorhergehenden Briefstelle deutlich, wo er schwört, daß er nicht der Räuber und Verderber seiner Familie sei, welche man aus ihm machen wolle. Wenn er nicht die Wahrheit spräche, würde er sich schon längst „dem Tod als Befreier von allen Qualen in die Arme geworfen haben!“

Aber die „allzuunbändige Wut des Schicksals“ ließ nicht nach, wie er erhofft hatte. Am 24. Mai ließ er das Publikum wissen, daß er sich in seinen Erwartungen getäuscht hatte; die sehr geringe Subskribentenzahl führte er besonders darauf zurück, daß Seelbach als Druckort weniger bekannt sei als Stuttgart und andere Verlagsorte, und daß man sich eben nicht viel Neuheit und Interesse von einer Zeitung aus diesem Ort versprach. Er wies auf die günstige Lage zu Straßburg, Offenburg und Basel hin, die für den Verfasser und die Leser gleich vorteilhaft sei. Die Hauptspedition für die Schweiz, für Frankreich und Italien besorge die Zeitungsspedition in Basel, die in der Nähe des Verlagsortes wohnenden Abonnenten könnten sich an den Verleger J. H. Geiger in Seelbach wenden. Der Appell an das Publikum blieb wirkungslos; in der Nummer 76 vom 30. Juni 1795 teilte er ihm kurz mit: „Da die Anzahl der Abonnenten auf dieses Blatt sich so wenig vermehrt hat, daß die dabei zu bestreitenden Ausgaben die Einnahmen übersteigen, so kündige ich hiermit an, daß die Laufbahn der 'Klio' mit diesem Blatt sich endige“¹⁹.

Am 14. Juli ließ er sich seinem Bruder gegenüber über das ruhmlose Ende eines Unternehmens aus, das nicht nur den größten Teil seiner Zeit und Mühe in Anspruch genommen, sondern dem er auch sein in Alpirsbach und Freudenstadt so sauer verdientes und auch entlehntes Geld aufgeopfert hatte. Dreihundert Abonnenten reichten nur für eine schlechte Bezah-

lung aus, während andere Novellisten, wie er hinzufügte, alles aus anderen Zeitungen wörtlich abdrucken ließen und sich bei mehreren Tausend Exemplaren bereicherten. Er schilderte dem Bruder, mit welchen Schikanen man bei der Zeitungsbeförderung dem Leser den Bezug wegen verspäteter Zustellung verleidete. Seine Lage war katastrophal: „Ohne Vermögen, ohne Unterstützung, ohne Vorschuß – auch ohne Seelenruhe, deren doch ein Schriftsteller, wenn er etwas Erträgliches liefern soll, so sehr bedarf, lebe ich nun in einem fremden Lande, wo es enorm teuer zu leben ist, und man von einem Fremden für alles prompte Bezahlung fordert. Von Nahrungsorgen unaufhörlich niedergedrückt, ist mein Geist keines Schwunges fähig . . .“ In seiner Niedergeschlagenheit tröstete ihn die Anteilnahme seiner Mutter: „Ihre zärtliche Besorgtheit um mich und mein Schicksal hat mich innigst, hat mich bis zu Tränen gerührt, hat mich aufs neue in meinem Entschluß gestärkt, mein Schicksal mit männlicher Standhaftigkeit zu ertragen“. Praktische Hilfe fand er bei seinem Bruder, der ihm im August mit 3 Louisd'or wieder einmal aus einer größeren Verlegenheit half. Der Tod seiner Schwester Rosine hatte ihn zwar tief erschüttert, doch aus seinem Brief vom 18. August an seinen Bruder sprach neuer Lebensmut: er wolle in Gottes Namen noch in Lahr bleiben, wo er redliche Freunde habe, die ihm viel Gutes erwiesen; auch wohne er in einer schönen Gegend, nahe dem Elsaß, dessen Öffnung so lange nicht mehr anstehen könne, und besitze auch einige geistvolle literarische Freunde. All dies seien einladende Umstände für einen Mann, der sich mit literarischen Arbeiten und besonders mit Darstellungen aus der neuesten Weltgeschichte zu beschäftigen und zu äußern entschlossen sei. Er arbeite an Beiträgen für Journale, und erhalte er nun noch einigen Geldvorschuß, so glaube er, sich ganz wohl mit literarischen und den jedoch sehr seltenen advokatischen Arbeiten so lange durchschlagen zu können, bis es zum Frieden komme. Von ihm erhoffte sich Stäudlin eine gelindere Behandlung der Demokraten in

Deutschland oder eine freundliche Aufnahme im Elsaß, wobei er offensichtlich auf einen Sieg der Franzosen setzte. Zu einer neuen Bittschrift an den Herzog Friedrich könne er sich nicht entschließen, da er sich ohne Unterstützung aus angesehenen Familien Stuttgarts angesichts der bei der herzoglichen Familie herrschenden „Vorurteile von Aufruhrgeist und Jakobinismus“ keinen Erfolg verspreche. Eine demütigende Zurückweisung könne er nicht ertragen; sie wäre auch allzu hart für einen Mann, „der seinem Vaterland gewiß keine Schande gemacht, der es auch nicht mit einem treulosen Gedanken verraten hat und so von ihm behandelt wird!“

Zweifellos fühlte sich Stäudlin recht wohl, in dem von ihm erwähnten Freundeskreis, der sich im Hause des Pfarrers Christian Heinrich Müller²⁰ zusammenfand, besaß er doch selbst „einen jovialischen Humor, der seinen Umgang ungemein angenehm machte. Er ergötzte und heiterte ohne Mühe einen ganzen Zirkel durch seine drolligen Einfälle auf, und verscheuchte durch seine poetische Lizenz jeden Zwang und jedes Ermatten der Unterhaltung“²¹. In einem längeren Gedicht „An den Pfarrer M. zu Hugsvier, im Breisgau – im Sommer 1795“²² schilderte er nicht nur die landschaftliche Schönheit:

*„Gewiß, es zauberte Louise
Dein Dörfchen dir zum Paradiese,
Wär' es von der Natur nicht schon dazu gemacht,
Blick' um dich her – mit welcher Herrlichkeit
Hat diese gütige Natur
Nicht überschüttet deine Flur?“*

sondern auch die geistige Welt, in der sich der Freundeskreis bewegte:

*„Wir sprechen dann von nichts den hohen Dingen,
Vom Genius der Franken, der vergnügt,
Dem Adler gleich, mit kühnen Schwingen,
Bis in das Zelt der Flammengöttin dringt,
Und ihrer Strahlen Fülle trinkt!“*

Ende des Jahres bewarb sich Stäudlin dann doch beim Herzog Friedrich Eugen (1795–1797) um eine freie Oberamtmannsstelle, da er möglicherweise einen einflußreichen Fürsprecher gefunden hatte. In einem angeforderten Gutachten für den Geheimrat betonte die Regierung, Stäudlin habe sich als Dichter beim Publikum nicht geringe Achtung erworben. Als Jurist habe er zwar keine ausgezeichneten Kenntnisse verraten, sich aber dennoch eine starke juristische Praxis zu eigen zu machen gewußt. Hinsichtlich seiner früher gezeigten politischen Gesinnung urteile die Regierung wohlwollend, „daß er, wie mehrere an Energie reiche Köpfe, durch den Strom der neueren Zeiten und Meinungen hingerissen worden sei, nun aber aufrichtig bekenne gefehlt zu haben; daß es an Härte grenzen würde, wenn er bei seiner Reue zur Verzweiflung überlassen und nicht wieder in die Lage gesetzt würde, bei seinen trefflichen Naturgaben dem Vaterlande in einer angemessenen Sphäre nützliche Dienste zu leisten; daß im Jahre 1793 wegen dessen Versorgung bei künftiger schicklichen Gelegenheit in Hinsicht auf seinen – nun verstorbenen – verdienten Vater in einem Anbringen ein Beisatz gemacht und es in Wahrheit gegründet sei, daß die Regierung ihn aus Gelegenheit der vakanten Stelle eines Advocati ordinarii mit in Vorschlag gebracht habe, und daß endlich bei seinem im Ausland erlittenen Elend und dem Mißlingen seines neuen Plans einer Zeitschrift 'Klio' sich mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen lasse, daß seine Reue ernstlich gemeint sei“. Doch diesem vielversprechenden Teil des Gutachtens entsprach leider nicht der anschließende Vorschlag, der Herzog solle ihm zwar nicht „in seinem Gesuch um Konferierung einer der gegenwärtigen vakanten Oberamteien“ willfahren, ihm jedoch huldreich versichern, „daß, wenn er sich wieder in seinem Heimwesen einfinden und durch sein Betragen und seine Geschäfte als ein würdiger und brauchbarer Mann auszeichnen würde, Höchstdieselbe nach den Verhältnissen seines Benehmens bei irgendeiner schicklichen Gelegenheit zu einer Versorgung Rücksicht auf

ihn zu nehmen und in diesem Fall seine bisherigen Verirrungen als nicht geschehen anzusehen gnädigst geruhen würden“. Zwar schloß sich der Geheimrat diesem Vorschlag an, der Stäudlin keine Stellung, aber immerhin ein kreditförderndes Dokument verschafft hätte, aber der Herzog verfügte am 28. Dezember 1795:

„Da Höchstdieselbe den Supplikanten gegenwärtig gar nicht und überhaupt nicht eher anzustellen gesonnen sind, als bis er sich durch sein Betragen und seine Geschäfte als ein würdiger und brauchbarer Mann legitimiert und erst dadurch einen Anspruch auf eine Bedienstung erworben haben wird, so ist ihm hierunter auf sein obiges Gesuch das Nötige zur Nachachtung zu erkennen zu geben. Da übrigens Sere-
nissimus unter den Kompetenten um eine erledigte Stelle jederzeit nur den würdigsten nach Ihrer Überzeugung wählen, so wird sich wohl derselbe vorzüglich durch sein Benehmen und Geschicklichkeit auszuzeichnen haben, ehe er sich gegründete Hoffnungen machen kann, von Höchstdemselben mit einer Bedienstung benadigt zu werden.“²³

Man darf annehmen, daß Stäudlin diese fürstliche Lektion hart getroffen hat. Er war zwar freiheitlich gesinnt, glaubte an die Ideale der französischen Revolution und an eine zukunfts-trächtige Entwicklung des mit ihr angebrochenen neuen Zeitalters, war aber doch weit davon entfernt, revolutionäre Bewegungen publizistisch entfachen zu wollen. J. Rethwisch, dem noch die ganze „Klio“ vorlag, bescheinigte ihm, daß er von einem „glühenden deutschen Patriotismus“ beseelt und von Abscheu vor den Greueln der französischen Schreckensmänner erfüllt sei. Der Tod des schändlich mißhandelten Dauphin am 8. Juni im Temple habe Stäudlin erneut die Gelegenheit geboten, sich als warmherziger Menschenfreund zu zeigen und seinen Abscheu vor den Jakobinern, diesen „blutdürstigen Vaterlandsfeinden“ zu bekunden. Schließlich hatte Stäudlin zuletzt seine Schrift über Robespierre herausgebracht, die sicherlich auf der Linie lag, die er in der „Klio“ verfolgte; in seinem dichterisch-historischen

Gemälde „Der Genius des Jahres 1793“, das 1794 erschien²⁴, sah Wohlwill „vielleicht die glänzendste Verherrlichung, welche den Girondisten in Deutschland zu Teil geworden“, und „während das Bild der Charlotten Corday als das einer verkörperten Heldin und Märtyrerin erscheint, werden Ausdrücke ingrimigen Zorns und grenzenloser Verachtung wider die Schreckensmänner geschleudert“²⁵. Das Gedicht „Auf die Vereinigung der Bürger von Lahr“, das sich auf den Prozeß der Lahrer Bürgerschaft gegen ihren Fürsten bezog, in der Beilage zur Nummer 61 (24. Mai 1795) hätte ihm als politisches Alibi für seine loyale Gesinnung dienen können. So lautet ein Vers:

*„Nun, so naht mit frohen Herzensschlägen,
Naht euch Bürger! Eures Fürsten Thron!
Bringt die Hand der Seinigen entgegen,
Ernst und zärtlich, wie ein edler Sohn!“*

In einem weiteren propagiert er eine politische Harmonie zwischen Fürst und Bürger:

*„Gebt ein großes Beispiel Teuts Geschlechter!
Eilt zum Bunde, der des Vaters Wohl
Und der Kinder – der des Fürsten Rechte
Und des Bürgers schön vereinen soll!“*

Die Botschaft zum neuen Jahr aus Stuttgart war wenig dazu geeignet, das Gemüt Stäudlins aufzuheitern, der am 9. Dezember 1795 den in Kehl stationierten Freund Hauptmann Philipp Ludwig Maximilian von Becke verlor²⁶. Er gedachte seiner in einem Gedicht „Dem Schatten meines Freundes, des Hauptmanns Ludwig von Becke“, das 1796 in dem von August Hennings in Altona herausgegebenen liberalen Journal „Der Genius der Zeit“ mit folgender Anmerkung erschien²⁷:

„Dieser nach Geist und Herz vortreffliche junge Offizier, dessen Andenken in den Herzen aller Rechtschaffenen zu leben verdient, sollte im Dezember vorigen Jahres eine Anzahl Franzosen von Kehl nach Straßburg überschiffen. Das Schiff, worinne sie fuhren, ward vom Sturm ergriffen und mit so fürchterlicher Ge-

walt an einen Pfeiler der Rheinbrücke geschleudert, daß es in Trümmer borst und Becke mit den meisten, die auf dem Schiffe waren, unrettbar untersank. Nur wenige retteten durch Schwimmen ihr Leben. Becke ward im eigentlichen Sinne des Worts aus dem Schoße des Glücks und der Ehre hinweggerissen, und fand im Tode eben so allgemeines Bedauern, als Liebe im Leben. Zu Kehl verkündet bereits ein Grabmonument, das ihm seine Waffenbrüder setzen ließen, seinen ehrenvollen Tod mit der Inschrift: Er starb den Pflichtentod.“

Das Schicksal seines Freundes ging ihm sehr nahe:

*„Heut’, o Muse! reiche mir die Leier
zu dem dumpfen Laut der Elegie!
Bang, wie eines Sterbenden Gestöhne,
Schallet melancholischer, als nie!“*

Stäudlin war mit ihm und seiner Frau im Frühjahr 1795 in Kehl beisammen gewesen:

*„Dachtest du, als jüngst im Lenzgesäusel
Wir so froh an ihrer Seit’, herab
Von der Feste hochgetürmten Hügeln,
Sahn im Rheine sich die Sonne spiegeln,
Dachtest du: der Strom wird einst mein Grab?“*

Mit Ph. L. M. von Becke diente auch sein älterer Bruder Johann Karl Xaver, Hauptmann und Kommandant des herzoglichen Artillerie-Corps, in Kehl²⁸; er war offenbar Zeuge des Dramas, das sich bei dem Transport französischer Kriegsgefangener abspielte:

*„Er ist Freund, wie wenige auf Erden!
Er ist Gatte! Er soll Vater werden!
Schöne sein, du fürchterlicher Rhein!
Doch umsonst! Schon hast du ihn begraben –
Und mit der Verzweiflung starrem Blick
Flehst die Bruderliebe dort vergebens
Am Gestad’ um Rettung seines Lebens!
Nur als Leichnam gibst du ihn zurück.“*

Als die französischen Truppen in der Frühe des 24. Juni 1796 unter dem General Moreau Kehl eroberten, dessen Befestigungen von dem schwäbischen Infanterie-Regiment Wolfegg

und den Kanonieren des schwäbischen Korps unter der Leitung von Artillerie-Hauptmann v. Becke angelegt worden waren²⁹, hielt sich die Kirchhof-Redoute unter dem tapferen Hauptmann von Becke am längsten³⁰.

Erstaunlich sind die freundschaftlichen Beziehungen, die Stäudlin auch zu den Offizieren des Kreisregiments Wolfegg hatte. Als Ende Mai sich der Auditor des Regiments aus gekränktem Ehrgefühl und Schuldennot eine Kugel durch den Kopf jagte, erhielt er von einem Freund sofort Nachricht und den Rat, sich um diese Stelle zu bewerben. Er bekannte seinem Bruder gegenüber, daß es ihm nicht um die Stelle selbst ginge, sondern in Erwartung einer baldigen Beendigung des Krieges um die rechtlichen Ansprüche auf eine Zivilstelle. Das schwäbische Korps war unter dem Feldzeugmeister von Stain in einem Abschnitt von Ichenheim bis Freistett verteilt, mit einer Reserve in Kork und Willstät. Stäudlin machte sich sofort auf den Weg zu den Dienststellen in Ichenheim, Kork u.s.w. Der Obrist des Regiments Wolfegg nahm ihn nicht nur freundlich auf, sondern stellte ihm auch ein gutes Zeugnis aus und befürwortete ausdrücklich seine Bewerbung beim Generalkommando, da ihm dessen Rechtschaffenheit und Geschicklichkeit überhaupt und besonders in Kriminalsachen wohl bekannt seien. Beim Generalkommando stieß er auf die gleiche freundliche Aufnahme. Trotz allem erhielt er die Stelle nicht; wahrscheinlich deshalb, weil sie bei diesem meist aus Katholiken bestehendem Regiment seit langem immer mit einem Katholiken besetzt wurde. Sein Bericht darüber an seinen Bruder in einem ausführlichen Brief vom 6. Juni 1796 läßt die tiefe Niedergeschlagenheit vermissen, die man eigentlich nach dem neuen Fehlschlag seiner Bemühungen erwarten müßte. Aber offenbar stand die Freude im Vordergrund, daß ihm der Bruder wieder einmal finanziell bei „einer der drückendsten Ungelegenheiten“ seines Lebens unter die Arme gegriffen hatte. In dieser Hochstimmung will er ihm „lebenslänglich“ für diesen Liebesdienst danken und allen Ratschlägen folgen. Er pflich-

tete dessen Vorwurf bei, daß er Kleinmut und Schwäche gezeigt habe, als er ihm von der „Selbstbefreiung“ von seinem Leide (in irgend-einer Form) schrieb, wie er ja auch im Jahr zuvor seiner Schwester gegenüber die Andeutung vom „Tod als Befreier von allen Qualen“ gemacht hatte. Doch wird aus seiner Schilderung des Gemütszustandes, in welcher er den Brief geschrieben hatte, ganz klar, daß er sich jederzeit bei entsprechendem Anlaß wiederholen konnte: „Bruder! ich bin seit diesem Zeitpunkt fest überzeugt, daß es Anfälle von Melancholie gibt, die der Mensch teils kaum, teils gar nicht zu überwinden im Stande ist. In einem solchen Zustand war ich“. Tränen flossen ihm stromweise aus den Augen, eine nie gefühlte Bangigkeit beklemmte seine Brust; er verzweifelte an seiner Ehre, seiner Ruhe, seinem Glück, an sich selbst. Ohne das tiefe Gefühl der Kindes- und Geschwisterliebe, so bekannte er, wäre er vielleicht verloren gewesen. „Der Himmel bewahre mich vor der Wiederholung solcher Anfälle, die unstreitig auf physische Ursachen, auf der seit einiger Zeit bei mir Wurzel fassenden Hypochondrie beruhen.“ Er nahm sich vor, künftig auch alle moralischen Ursachen, die solche Anfälle herbeiführen könnten, noch mehr als bisher zu vermeiden.

Er gestand dem Bruder zu, daß er seit geraumer Zeit schriftstellerisch hätte mehr Geld verdienen können, wenn er weniger Verdrossenheit und mehr Gemütsruhe in sich gefühlt hätte: „Ich habe mich schon sorgfältig geprüft, und ich habe immer gefunden, daß ich einer von denjenigen schwachen Menschen bin, welchen die Nahrungssorgen mehr Blei als andern an die Flügel des Geistes hängen.“ Wenn er zur Entschuldigung unproduktiver Perioden ins Feld führte, daß er öfters halbe Tage auf seinem Zimmer zugebracht habe, bedrückt von der Sorge, wie er seinen Kosthern, seinen Schuster usw. bezahlen könne, so wirft das ein bezeichnendes Licht auf die damalige Situation eines Großteils der literarischen Intelligenz. Stäudlin hatte sich schon als Redakteur der „Klio“ nicht vom Ertrag seiner literarischen und publizisti-

schen Arbeiten allein ernähren können. Seinem Bruder, der ihm stets mit Rat und Tat zur Seite stand, erklärte er einmal: „Du sagst auch in Deinem letzten Briefe, ich hätte neben der Klio noch manches andere arbeiten können. Freilich konnte ich das und freilich habe ich es auch fleißig getan – wie hätte ich denn sonst bei der Kleinigkeit, die einem vom Zeitungshonorar zu meinem Unterhalt übrig blieb und bei den ungeheueren teuren Zeiten ich fortbringen können? Allein diese meine Nebenarbeiten konnten eben nicht gerade literarisch sein, weil ich immer nur nach der nächsten besten juristischen Arbeit, die sogleich bezahlt wurde, greifen mußte!“ Auch jetzt war er noch gezwungen, jene Arbeiten in Angriff zu nehmen, die ihm sofort Geld brachten. Doch konnte er dem Bruder berichten, daß es ihm durch seine Unterstützung und der von Freunden gelungen sei, endlich so viel Geld zusammenzubringen, um das Papier für eine Ausgabe seiner Gedichte kaufen zu können, die zur Michaelismesse erscheinen sollte. Als Kupfer sollte ein Bildnis beigegeben werden, das in Kehl gestochen wurde. Eine Anzeige wegen der Subskription auf die Gedichte war bereits am 14. Februar 1796 in der „Schwäbischen Chronik“ erschienen³¹, doch kam die Sammlung nicht mehr heraus.

Offenbar gab es aber auch in seiner Lebenshaltung noch einen Spielraum, den man einengen konnte: „Was Du von der Notwendigkeit einer strengen Einschränkung sagst, ist allerdings Wahrheit, und ich leugne nicht, daß mich der Despotismus der Gewohnheit zu schwach gemacht hat, um dieses immer und unter allen Umständen genau zu beobachten.“ Er versicherte dem Bruder, daß er sich im ganzen zur Verschwendung hüte. Seit er in Lahr sei, habe er – von Einladungen eines Freundes abgesehen – beinahe nur zu Nacht gespeist. Ohne solche Einschränkungen könne man auch angesichts der schamlosen Preise für das Essen nicht auskommen. Im übrigen habe er jetzt sogar morgens seinen Kaffee aufgegeben.

Seine Lage verbesserte sich auch in den nächsten Wochen nicht. Eine Verwendung bei dem zwei-

ten Zeitungsunternehmen von Geiger, dem „Lahrer Wochenblatt“, das 1796 anlief, kam wohl von vornherein nicht in Frage, da die Zeitung in Wirklichkeit noch über Jahrzehnte hinweg, „ein bescheiden Blättlein“ war³².

Am 4. August 1796 schrieb er seiner Mutter: „Was mich betrifft, so bin ich noch immer wohl – falls man anders das Wohlsein nennen kann, wenn einem unaufhörlichen Gram über eine ganze Reihe fehlgeschlagener Hoffnungen, über drückende Armut und über trübe Aussichten in der Zukunft, an der Seele nagt. Sie selbst können sich leicht denken, daß ich gegenwärtig mich in einer sehr traurigen Lage befinde, daß ich Mangel an allem leide; denn noch aber trage ich immer mein Schicksal mit aller Standhaftigkeit, die in mir ist.“

Aber über eine große Standhaftigkeit verfügte er nicht mehr. Die von ihm versuchte Anpassung an die politischen Verhältnisse mit seiner Bittschrift an den Herzog Ende 1795 war mißglückt; der Herzog mit seinem „Fürstenhaß“ hatte ihn kalt zurückgewiesen; eine Anstellung im Staatsdienst schien nahezu ausgeschlossen. Ein Besuch in Straßburg Anfang September 1796 zerstörte die an ihn geknüpften Hoffnungen. Am 11. September schrieb er seinen Abschiedsbrief:

„Endlich nach einem langen, hartnäckigem Kampfe mit meinem widrigen Schicksal unterliege ich demselben. Wenn Sie, verehrungswürdige Frau Tante! dieses Blatt erhalten, so bin ich nicht mehr, und habe meine vielen, verdienten und unverdienten Leiden im Rheinstrom begraben. Ich überlasse es Ihrer bekannten Klugheit, dieses meiner zärtlich geliebten Mutter auf eine schonende und vorsichtige Art beizubringen – ich beschwöre Sie, diese gute Mutter, die mich so innig liebte, nach Ihren besten Kräften zu trösten! Sagen Sie Ihr, daß mein Leben ja schon längst nichts als der stete Gegenstand eines ärgernden (?) Kammers für sie gewesen sei, und daß sie ja nunmehr nicht mehr um ihren unglücklichen Sohn bekümmert sein dürfte, der endlich seine Versorgung, welche sie ihm so

sehnlich in all ihren Briefen wünschte, im – Grab gefunden hat!

Sagen Sie ihr, daß sie keine Tränen um einen Mann vergießen solle, der – ja aufgehört hat, unglücklich zu sein; daß sie mir die Ruhe, die ich so lange vergebens auf dieser Welt suchte, gönnen solle! Sagen Sie ihr, daß ich ganz gewiß glaube und hoffe, Sie da wieder zu sehen, wohin mir mein getreuer Vater vorangegangen ist! Trösten Sie auch meine guten, lieben Geschwister! Ach! um ihrer und meiner l. Mutter allein willen blieb ich so lange an mein freudloses Dasein gefesselt und würde dieses Schicksal auch noch länger fortgeschleppt haben, wenn mich nicht die Übermacht meines Mißgeschicks endlich übermannt hätte! Sagen Sie den Meinigen, daß ich ihnen alle Kränkungen, so sie durch mich erlitten, mit Tränen abbitte – daß ich Ihnen für alle Beweise Ihrer Liebe von ganzem Herzen danke, – daß ich unter den heißesten Wünschen für ihr Wohl in den Tod gehe!

Sagen Sie besonders auch meinem Bruder zu Göttingen noch ein letztes herzliches Lebewohl! Sagen Sie ihm, daß ich ihn mit dem letzten Laut meines Mundes beschwöre, den Meinigen nur dasjenige zu sagen, das ich Ihnen leider! nicht sagen konnte. Sagen Sie ihm, daß es ja ein herrliches, beneidenswertes Los sei, die Wonne, der Segen, der Stolz derjenigen zu sein, welche die Bande des Blutes an uns knüpfen. Und nun empfangen auch Sie noch meinen innigsten Dank für alle Güte, so ich von Ihnen genoß. Möchten doch Sie – möchten alle meine Freunde – möchte mein ganzes, geliebtes Vaterland glücklich sein und bald ein neues Alter der Menschheit erleben!“

Gotthold Staudlin

In seinem Nachruf schrieb Ludwig Schubart³³: „Schon eine Tirade in der letzten Ankündigung seiner Gedichte: 'Wer weiß, ob ich nicht bald schlafen gehe, als Ihr alle glaubt?' ließ eine traurige Verstimmung seiner Seele befürchten. Man maß sie aber der gewöhnlichen dichterischen Wandellaune bei. Jetzt war die Teilnahme und Wehmut, die diese Botschaft in Stuttgart unter

seinen Freunden und Bekannten hervorbrachte, allgemein. Besonders überraschte sie den Schreiber dieses Beitrags mit Entsetzen; und es wird ihm stets unbegreiflich bleiben, wie ein Mann von 36 Jahren, voll Kraft, Gesundheit und Hoffnung, ausgerüstet vor Tausenden mit herrlichen Gaben, in einem Lande, wonach er sich so lange schon sehnte; ein Mann, der sich seinem Vaterlande bereits ehrenvoll bekannt gemacht hatte, der sich einer angesehenen Verwandtschaft und so vieler edlen Freunde zu erfreuen hatte, in der Mitte seiner Laufbahn, wo man immer bessere, immer reifere Produkte von seiner Muse erwartet, – an sich selbst weibisch verzweifeln konnte!“

Wenngleich heute noch Lexika und Aufsätze den 17. September als Todestag nennen, so hat doch schon Wohlwill³⁴ festgestellt: „Ob Stäudlin am selben Tag, an welchem er die letzten Zeilen an die Schwester seiner Mutter schrieb, seinen Tod gefunden oder einige Tage später, ist bis jetzt nicht festgestellt worden. Gewöhnlich wird nach dem Vorgange des Intelligenzblattes der allgemeinen Jenaischen Literatur-Zeitung vom 21. Dezember 1796 der 17. September 1796 als der Todestag angegeben.“ Ihm folgten Rudolf Krauß und andere, zuletzt Werner Volke, die sich ebenfalls nicht festlegten. Dank der Hilfe von Edmond Ponsing vom Stadtarchiv Straßburg ist es nun gelungen, etwas mehr Licht in die bisher m. W. unbekanntten Umstände des Todes von Stäudlin zu bringen. In zwei Dingen kann ich die bisherigen Annahmen berichtigen: zum einen steht fest, daß er nicht am 17. September gestorben ist, zum anderen, daß er sich nicht im Rhein, wie seit der Meldung in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung vom 21. Dezember 1796 angenommen wurde, sondern in der Ill ertränkt hat.

Die Eintragung im Sterberegister des Standesamtes lautet³⁵:

Ce jourd'hui premier jour Complementaire l'an quatre de la République française une et indivisible vu par moi, Jean Ehrenholtz officier muni-

cipal de la Commune de Strasbourg, Département du Bas-Rhin, élu pour rediger les actes destinés à constater l'Etat civil des Citoyens, l'extrait du procès-verbal de la levée de cadavre, dressé par Jean Gerold, Juge de paix du premier arrondissement de cette Commune, le vingt-neuf fructidor dernier, qui constate, que sur l'avis donné au dit Juge de paix, par André Fleischbein, Pêcheur, qu'il auroit appercu flotter sur l'eau proche la Montagne verte un cadavre, lequel après l'avoir pêché, il auroit déposé sur le bord au Wasserzoll, près les ponts couverts de cette Commune, il s'y est transporté, accompagné des Citoyens, Jean Jacques Stempel et Jean Daniel Stoeber, des assesseurs, et Charles Ferdinand Schoenling, Chirurgien à ce requis, ils y ont trouvé le cadavre en question lequel d'après les renseignements pris par le dit Juge-de-paix, a été reconnu pour être celui de N. Stäudlin, agé d'environ Trente-Six ans, professeur à Stuttgart dans le duché de Württemberg, lequel pendant lex deux jours qu'il sejourne en cette Commune, étoit attaqué de melancolie. De la Déclaration du Chirurgien, qu'a visité le dit cadavre, il appert qu'il n'a remarqué aucunes blessures sur le dit cadavre, et qu'il paroit, qu'il est resté dans l'eau pendant les vingt quatre heure, de dont j'ai redigé le présent acte, que j'ai signé, fait en la Maison Commune de Strasbourg, les jour, mois, et an, ci deplus s.

Jean Ehrenholtz, off. public

1258.

Stäudlin
agé d'en-
viron
36 ans

1. Arrond.

Das Protokoll über die Auffindung der Leiche wurde also bereits am 15. September 1796 von Jean Gerold, dem Friedensrichter des 1. Arrondissements, verfaßt. An diesem Tag sah der Fischer André Fleischbein nahe bei dem „Grünenberg“ eine Leiche in der Ill treiben, die er

herauszog und am Wasserzoll bei den Gedeckten Brücken an das Ufer legte. Nachforschungen des Friedensrichters ergaben, daß es sich um Stäudlin handelte, der während der zwei Tage, die er sich in Straßburg aufhielt, von Melancholie befallen wurde. Der untersuchende Chirurg konnte keinerlei andere Verletzungen feststellen. Nach seinem Befund hatte die Leiche anscheinend 24 Stunden im Wasser gelegen. Der Tod könnte demnach spätestens am 14. September erfolgt sein. Der Protokollauszug vermerkt keine Uhrzeit, doch darf man annehmen, daß die Leiche am Tag gesichtet wurde, wo sie noch erkannt wurde. Wenn man weiter davon ausgeht, daß sich Stäudlin nicht am helllichten Tag in die Ill stürzte, sondern abends oder nachts, so käme der 13. September in Frage. Dabei ist aber nicht auszuschließen, daß Stäudlin schon früher den Tod suchte. Nach den Ermittlungen des Friedensrichters müßte man den fraglichen Zeitraum noch weiter eingengen: hielt sich Stäudlin zwei Tage in Straßburg auf, so wird der 11. September vermutlich der 2. Tag gewesen sein, nachdem sich seine Hoffnungen wahrscheinlich zerschlagen hatten. Hat er noch in der Nacht den Tod gesucht oder erst am nächsten Tag? In Stuttgart hatte man Schubart erzählt: „Stäudlin sei von Lahr mit Empfehlungsschreiben nach Straßburg gegangen; habe da die Aufnahme und die Menschen nicht gefunden, die er sich versprochen; sei immer sträker in Geldmangel, in Schulden und in Melancholie versunken, und habe sich eines Abends in einem Anstoß von Verzweiflung – in den Rhein gestürzt, da er eben ein Gedicht ‚an die Manen seines Freundes Becke‘ vollendet hatte, welcher kurz vorher im Rhein ertrunken war.“ Nun wissen wir, daß Becke schon im Dezember 1795 ertrunken war, aber das Gedicht erschien – makabres Zusammentreffen? – im Todesmonat Stäudlins. An der Schilderung könnte vielleicht der Zeitpunkt „eines Abends“ stimmen, und schließlich könnte auch an der Bemerkung bei Meusel³⁶ etwas dran sein: „Zuletzt entwichte er aus einem Gasthof, ohne zu bezahlen, und sprang zu

Straßburg aus Verzweiflung in den Rhein.“ Das könnte das Gasthaus „Zum Grünenberg“ gewesen sein, das während des 18. und 19. Jahrhunderts ein beliebtes Ausflugsziel vor den Toren der Stadt war und dem heutigen Vorort (Montagne-Verte) seinen Namen gegeben hat³⁷.

Wenn Hermann Fischer in der Allgemeinen Deutschen Biographie³⁸ etwas arrogant vermerkt, daß Stäudlin „nicht zu frühe für seinen Ruhm“ gestorben sei, „denn seine literarische Bedeutung, eng umschränkt und in einer älteren Zeit wurzeln, hätte durch weitere Werke nicht höher gehoben werden können“, so ließe sich cum grano salis dazu bemerken, was Herman Grimm in seinen „Vorlesungen“ von Goethe sagte³⁹: „Wäre er bei der Kanonade von Valmy durch eine Kugel vom Pferde gerissen oder sonstwie damals hinweggenommen worden, so würden seine besten Freunde vielleicht, wie bei Lord Byron, geurteilt haben, es sei sein Verlust zwar zu bedauern, für seinen dichterischen Ruhm aber habe er das Nötige geleistet und man zweifele, ob Größeres noch zu erwarten gewesen wäre.“

Anmerkungen

¹ Vgl. dazu die biographische Studie von Werner Volke, Gotthold Friedrich Stäudlin. Advokat, Dichter und Publizist. In: Lebensbilder aus Schwaben und Franken. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, hrsg. von Robert-Uhland, 13. Band. 1977, 114–143. Über die „Klio“: Emil Ell, Seelbach sechs Monate lang Verlagsort des „Klio“. In: Geroldsecker Land 20 (1978). Neuen Impuls erhielt die Stäudlin-Forschung durch die Doktorandin Gudrun Roll, Zeuthen (DDR), deren Dissertation über Stäudlin von Prof. Dr. Mieth, Leipzig, betreut wird.

² Nach frdl. Mitt. des Verlages Moritz Schauenburg in Lahr.

³ Für die Überlassung von Kopien bedanke ich mich beim Kultur- und Pressamt der Stadt Lahr (Dr. Mayer). Weitere Nummern konnten bisher nicht ermittelt werden; auch die vierjährige Suche von Frau Roll über die Fernleihe in den Bibliotheken verschiedener europäischer Bibliotheken war erfolglos. – Vorgänge über die „Klio“ finden sich weder im Hessischen Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden, Hessischen Staatsarchiv in

Darmstadt noch im Fürstl. von der Leyen'schen Archiv in Waal (frdl. Mitt. von ORR a. D. Nebinger). – Neben der „Klio“ von Stäudlin erschien 1795–1796 die gleichnamige „Klio. Eine Monatszeitschrift für die französische Zeitgeschichte“. Hrsg. von Peter Paul Usteri in Leipzig, fortgesetzt unter dem Titel „Neue Klio“, 1796–1798, hrsg. von Ludwig Ferdinand Huber.

⁴ A. Wohlwill, *Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben*, Hamburg 1875, S. 85 Anm. 93.

⁵ Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 8 Bü. 371 Nr. 454.

⁶ Zu dem Streit zwischen Schiller und Stäudlin: Paul Böckmann, *Hymnische Dichtung im Umkreis Hölderlins. Eine Anthologie*, Tübingen 1963, S. 318: „Seine Leistung blieb überschattet durch das harte Urteil des jungen Schiller, der einseitig und ungerecht die ersten Versuche des gleichaltrigen Schwaben beurteilte, ohne auf dessen eigene Voraussetzungen und Absichten viel zu achten, ähnlich wie später bei der Kritik an Bürger“.

⁷ Rudolf Krauß, *Zu Gotthold Stäudlins Ausgang*. In: *Württ. Vierteljahreshefte f. Landesgeschichte*, NF XIV, 1905, S. 82 f.

⁸ Nagold, 15. Juli 1794 an seine Schwester Christiane. Alle in diesem Beitrag zitierten Briefe sind im Bestand der Universitätsbibliothek Tübingen, der ich für die Kopien des Fasz. Md 787 a Nachtr. danke.

⁹ Wohlwill, a. a. O. 87 Anm. 96. Schrift konnte nicht ermittelt werden.

¹⁰ Karl Friedrich Stäudlin, *Geschichte und Geist des Skepticismus*, Leipzig 1794, 2 Bde. (Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. 4. Aufl., 16. Bd., Altenburg 1863 – Frdl. Hinweis von Dr. A. Brauer, Börsenverein des dt. Buchhandels, Frankfurt).

¹¹ Dazu: Herbert Wiedemann, *Es begann mit Basler Zwiebelfischen*. In: *Geroldsecker Land* 12 (1969/70).

¹² Luise Wilhelmine Hämmerlin war die Frau des markgräfl. bad. Hofrates und Amtmannes Johann Wilhelm Nebenius (Albert Köbele und Klaus Siefert, *Ortssippenbuch Mahlberg-Orschweier, Grafenhäusen bei Lahr*, 1977).

¹³ J. Rethwisch, *Klio. Eine hochpolitische Zeitschrift in Seelbach*. In: *Lahrer Zeitung* v. 6. 8. 1927.

¹⁴ Der Brief wurde von Stäudlin versehentlich noch vom 12. 1. 1794 datiert, gehört aber inhaltlich in das Jahr 1795.

¹⁵ Erwin Dittler, *Johann Gottlieb Müller (Bärstecher)*. Verlagsbuchhändler im Zeitalter der Aufklärung. In: *Die Ortenau* 52 (1972), S. 193, 206, 208, 215. – Zu ihm stand der Buchbinder Geiger, Lahr, mindestens schon Anfang 1786 in Geschäftsverbindung. Bei ihm war nach dem „Oberrheinischen Hin-kenden Both“ (J. G. Müller, Kehl) 1/1786 der bei

Müller gedruckte Badensche gemeinnützige Hof- und Staatskalender für das Jahr 1786 erhältlich.

¹⁶ Engelbert Strobel, *Aus der Geschichte der Hofbuchdruckerei Rastatt 1717–1860*. In: *Landkreis Rastatt – Heimatbuch* 4/77, S. 127.

¹⁷ Emil Vierneisel, Ernst Ludwig Posselt (1763–1804). In: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins*, hrsg. von der Bad. Hist. Kommission, NF 52, Karlsruhe 1939, S. 448.

¹⁸ Wilhelm Sandfuchs, *Die ersten Zeitungen der Ortenau (1763–1817)*. In: *Die Ortenau* 26 (1939), S. 24.

¹⁹ Rethwisch a. a. O.

²⁰ Geb. am 19. Juni 1760 als Sohn des Georg Jakob Müller, Superintendent in Lahr. Die „Gedichte von Ch. H. Müller“ (Hrsg. Christian Ludwig Fecht) kamen 1838 in Augsburg heraus. Er gedenkt noch 1823 Stäudlins in einem Gedicht: „Warum glänzt Stäudlein, den noch jeder kennt, – Im Tempelhof der Themis auf den Listen – Berühmter und gefeierter Juristen?“ (Rethwisch a. a. O.)

²¹ S–t. (Ludwig Schubart), *Andenken an den Dichter Stäudlin*. In: *Der neue Teutsche Merkur*, 8. Stück, August 1797, S. 303.

²² *Vermischte Gedichte der Geschwister Gottlieb Friedrich, Doctor Carl Friedrich, Gotthold Friedrich und Charlotte Stäudlin* – herausgegeben von einem Freunde der Familie. Erstes Bändchen – Stuttgart 1827, S. 190–200.

²³ Krauß a. a. O. 83 f.

²⁴ *Der Genius der Zeit*. Ein Journal herausgegeben von August Hennings. Dritter Band. September bis December 1794. Altona. S. 402 bis 413, 567 bis 600. 1972 Kraus Reprint. Nendeln/Liechtenstein.

²⁵ Wohlwill a. a. O. 32.

²⁶ geb. 22. Januar 1769 als Sohn des Hauptmanns Johann Daniel v. Becke in Ludwigsburg (Taufregister Bd. 3 S. 382). Nach frdl. Mitt. des Hauptstaatsarchivs Stuttgart (Dr. Weber) v. 15. 11. 1977 trat er nach Abgang von der Hohen Karlsschule am 7. Oktober 1786 in die berittene herzogl. Artillerie Garde Legion (später Artillerie Corps) ein, welcher sein Vater, ein gebürtiger Straßburger, als Obrist-Wachtmeister (†1801) vorstand. Dort diente er als Leutnant und später als Hauptmann. Bestand: D 64, Stammlisten Bd. 3 (Bl. 21–23).

²⁷ Den Hinweis darauf verdanke ich Frau Gudrun Roll, Zeuthen, vom 26. Nov. 1976.

²⁸ Eintritt in die Artillerie Garde Legion am 2. April 1786. Beide Brüder begleiteten stets denselben Dienstgrad.

²⁹ *Bad. Militär-Almanach* V, 1858, S. 51

³⁰ ebd., S. 68.

³¹ Frdl. Hinweis von Uwe Jens Wandel, Tübingen.

³² Wiedemann a. a. O. 63.

³³ L. Schubart a. a. O. 302 ff.

³⁴ Wohlwill a. a. O. 88 Anm. 100.

³⁵ Stadtarchiv Straßburg. D. 223. fol. 107. – 1. Zusatztag im Jahre IV = 17. September 1796. Anfertigung des Protokollauszuges für das Sterberegister durch den Standesbeamten Jean Ehrlenholtz. 29. Fructidor = 15. September 1796. Protokoll des Friedensrichters Jean Gerold nach den Aussagen des Fischers André Fleischbein. (Datierung in unserer Zeitrechnung nach Herrn E. Ponsing, 20. Okt. 1976).

³⁶ J. G. Meusel, Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller, Band 13, S. 275.

³⁷ Frdl. Mitt. von Herrn Ponsing, Stadtarchiv Straßburg.

³⁸ Allgemeine Deutsche Biographie, Band 35, S. 516.

³⁹ Zit. bei Egon Friedell, Aufklärung und Revolution. Aus: Kulturgeschichte der Neuzeit. dtv 1961, S. 237.

Ungleich

*Manche Menschen haben kleine,
vielzu viele haben
große Sorgen.
Es gibt wenige, die haben keine,
doch selbst die
verschieben sie auf morgen.*

Helmut Steinbach

Der Tod erst löst . . .

*Auch wenn wir nicht um Ziel und Zukunft wissen,
wir müssen folgen unserm Ruf und gehn,
uns anvertrauend auch den Finsternissen
wie Blinde, die im Dunkeln alles sehn,*

*und stille sein wie vor der Geige Weise,
die sich aus fernem Fenster innig schenkt,
wie eine Frucht, die lautlos wächst, so leise
wenn auch die Süße fast die Schale sprengt.*

*Der Tod erst löst die schweren Hüllen,
und reifer Kern von Leben überquillt –
was weiß der Wachsende von dem Erfüllen,
das dann die Träne und die Trauer stillt!*

Otto Gillen

Vom Schusterschemel auf den philosophischen Lehrstuhl in Freiburg

Zum 100. Todestag des Philosophen Jakob Sengler am 5. November 1978 in Freiburg

Hermann Ehret, Freiburg

Am 5. November 1878 starb der große Freiburger Philosoph Jakob Sengler, der als einer der ersten Vertreter des *Una-sancta-Gedankens* gilt, Schellingschüler in München war (noch der letzte Freundesbrief Schellings im Jahre 1854 ging an Jakob Sengler); er hatte von 1842 bis zu seinem Tode den philosophischen Lehrstuhl in Freiburg inne. Seinem Gedenken, seinem Leben und Schaffen und hierin vor allen Dingen seinem den inneren Frieden erstrebenden Wirken, soll der folgende Artikel gewidmet sein.

Jakob Sengler wurde am 11. September 1799 in Heusenstamm bei Frankfurt am Main geboren; er gehört so ziemlich zu den vergessenen Philosophen, obwohl er zu den ganz großen Geistern gerechnet werden muß und seinerzeit eine allgemein bekannte Persönlichkeit war. Die Hochflut des Materialismus ließ aber manche bedeutende Persönlichkeit vergessen, deren Wirken man jetzt erst wieder zu würdigen beginnt, nachdem die Erfolge der Naturwissenschaften und Technik in ihren Endwirkungen sich doch nicht als so problemlos, wie man anfangs dachte, erwiesen haben.

Am 1. November 1878 ließ Sengler sich mit 79 Jahren pensionieren, er wollte noch drei große, wichtige philosophische Werke herausbringen, deren Manuskripte zum größten Teil schon viele Jahre fertig zum Druck vorlagen. Wegen seiner großen Vorlesungstätigkeit, für die er sich gewissenhaft vorbereitete, war er nicht zur Herausgabe der Bücher gekommen. Da ereilte ihn am 5. November der tödliche Schlag, anscheinend aus voller Gesundheit. Die Manu-

skripte sind leider nicht ganz vollständig mehr erhalten. Doch kennt man ihren Titel und ungefähren Inhalt ziemlich gut, da sein Schüler und Geistesfreund, der Chemiker Ludwig Weis aus Darmstadt, wie schicksalsbestimmt im Oktober drei Wochen bei ihm weilte und Sengler ihm dabei alle seine Pläne ausführlich mitteilte. Weis berichtete dann in der „Zeitschrift für Philosophie“, die Sengler mit seinem großen Geistesfreund, dem Philosophen Immanuel Hermann Fichte (1796–1879), im Jahre 1837 gegründet hatte, in einem sehr ehrenden, 48 Seiten langen Nachruf (Band 74 und 75, 1879) über das Leben und die Werke von Jakob Sengler. Aus diesem Nachruf und aus den Werken, auch aus persönlichen Mitteilungen der direkten Nachkommen, sei nun dieses so bedeutungsvolle Leben geschildert. – Zunächst sei noch ein allgemeiner Hinweis auf die Zeit und auf die Problemlage, in der Sengler mit seinem Wirken und dementsprechend mit seinen Werken stand, gegeben. Man braucht nur die Titel der drei letzten großen Werke Senglers genau ansehen, sie etwas bedenken, und weiß dann gleich, welcher Geistesart Sengler ist. Die Titel lauten: 1. Das Außersichselbstkommen, die Selbstentfremdung des Menschen durch die Naturwissenschaft. 2. Die Erhebung des Menschen durch (umfassende) Erkenntnislehre zu einem christlichen Selbst-, Welt- und Gottesbegriff. 3. Der in der Welt sich offenbarende Gott (mit besonderer Berücksichtigung naturwissenschaftlicher Fragen). Ohne Polemik wird in diesen Werken das organisch gestufte Geisteswissen des Menschen dargestellt, an dem sich die Dinge messen, nicht

umgekehrt wie in der Naturwissenschaft, wo man von den Erscheinungen ausgeht und das Ziel unbestimmt läßt, ja meist überhaupt im Zweifel ist, ob ein bewußt geistig-sittliches Ziel erreichbar ist.

Auch alle früheren Werke (Wesen und Bedeutung der spekulativen Philosophie und Theologie, 2 Teile 1834, 1837; Die Krisis in der Weltgeschichte 1843; Die Idee Gottes, 3 Teile 1845, 1847, 1852; Erkenntnislehre 1858, Goethes Faust 1873; außerdem zahlreiche Artikel in Zeitschriften) steuern auch auf dieses Ziel zu, nämlich die Einheit von Natur und Geist wiederzufinden, d. h. die Einheit zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, die in ihrer Entwicklung zuletzt zu solchen Trennungen geführt haben.

In allen Büchern Senglers werden die zeitgenössischen Anschauungen der Natur- und Geisteswissenschaften scharf gemustert und analysiert; es wird aber nicht bei der Analyse stehen geblieben, sondern zur Synthese, zu einer christlichen Erkenntnislehre fortgeschritten, welche die getrennten Pole wieder wohlbe gründet vereinigt. Dasselbe taten die anderen großen Vertreter dieser synthetischen Geistesrichtung, die man Spätidealismus oder auch spekulativen bzw. ethischen Theismus nennt. Zu ihnen rechnet man (neben vielen anderen) Franz Baader 1765–1841 als Vorläufer, dann I. P. V. Troxler 1780–1866, I. H. Fichte 1796–1879, M. Carriere 1817–1895, A. Smetana 1814–1851, A. Cieszkowski 1814–1894. Diese großen Geister standen im scharfen Gegensatz zu jeder nur formalen und bloß quantitativen Naturwissenschaft; auch wiesen sie eine nur erkenntnistheoretische und pragmatische Auffassung der Philosophie noch viel schärfer ab, weil dies nur Teil- und Materialbetrachtung sei und die eigentlichen Probleme gar nicht berühre. Nach dem Ersten Weltkrieg wiesen zwei Forscher auf die große Bedeutung dieser Geistesrichtung hin, der Tübinger Philosoph K. Tr. Österreich in dem an den Universitäten üblichen großen Lehrbuch der Philosophie von Überweg-Heinze; der betreffende Abschnitt

war 1924 von Österreich völlig neu gestaltet worden: „Die Bedeutung dieser Denkergruppe ist bisher nicht erkannt worden. Und doch fand in ihr der eigentliche Fortschritt der Philosophie statt“ (Bd. IV, S. 232), – und der Hamburger Philosoph und Theologe K. Leese in seinem Buch: Philosophie und Theologie im Spätidealismus, 1929, S. 5: „Der Spätidealismus ist in Tiefe und Weite seiner Problemstellungen wie Problemlösungen bisher unerkannt geblieben. Er erschließt Einsichten, die in neuer kritischer Durchdenkung gegen Ritschl und Karl Barth wiedergewonnen werden müssen“. – Leider blieben diese Rufe ungehört. Hätte man sie ernst genommen, es wäre der Welt viel Leid erspart geblieben. –

Wie vollzog sich nun der ganz eigenartige Lebenslauf von Jakob Sengler? Aus ärmlichen Verhältnissen in der Frankfurter Gegend stammend, fiel er dem sehr einsichtigen und wohlwollenden Geistlichen Orth in Frankfurt dadurch auf, daß Sengler schon in früher Jugend Predigten und Reden ausgezeichnet wiedergeben konnte. Er sorgte für eine kostenlose Schuhmacherlehre, die bis zur Gesellenprüfung und dann Wanderung bis nach Straßburg führte. Noch im späten Alter trug er eine goldene Uhr, die er sich von seinem ersten Verdienst angeschafft hatte, auch sohlte er bis ins hohe Alter seine Schuhe selbst. Nach Frankfurt zurückgekehrt, sorgten andere Freunde für seine weitere Ausbildung, daß er zunächst die lateinische Schrift lernte. Nach 2½ Jahren war er schon so weit gefördert, daß er in die Sekunda des Gymnasiums aufgenommen werden konnte. Nach weiteren drei Jahren wurde er mit den besten Zeugnissen (1824) für die Universität entlassen. Seine Abiturientenrede handelte über die Vaterlandsliebe.

Er studierte nun drei Jahre lang katholische Theologie in Tübingen, gewann nach Abschluß des Studiums die ersten Preise für zwei von der Fakultät gestellte Preisaufgaben, eine homiletische und eine kritisch-exegetische. Nun erteilte er an verschiedenen Instituten Religionsunterricht, verfaßte eine bei Katholiken und Prote-

Prof. Dr. Jakob Sengler,
1799–1878
gemalt von seiner Tochter



stanten Aufsehen erregende Schrift: „Über den Plan zu einem neuen Katechismus“.

Doch drängte es ihn weiter zu tieferer Ausbildung. Schelling in München zog ihn an. Er wurde dessen Lieblingsschüler, wie es seinerzeit in Jena zu Anfang des Jahrhunderts der später so berühmte schweizerische Philosoph Ignaz Paul Vital Troxler auch geworden war.

Über Schelling wurden beide eng befreundet, ebenso die später auch so berühmten Freiburger, der Arzt und Philosoph Anton Werber und der Theologe Franz Anton Staudenmaier¹). In München begann für Sengler „die herrlichste Zeit meines Lebens“; er hörte bei den großen Geistern Franz Baader, G. H. Schubert, Oken, Thiersch, Görres, Ast. Tiefe Freundschaft ver-

band ihn mit dem Kabbalah-Forscher Molitor in Frankfurt.

1830 wurde ihm die Redaktion der neugegründeten „Kirchenzeitung für das katholische Deutschland“ übertragen, die er allgemeinverständlich, doch auch wiederum sehr philosophisch führte. Um objektiv zu sein, wählte er zur Hälfte seiner Mitarbeiter Protestanten. So finden sich darunter die Namen von I. H. Fichte, dem Leipziger Philosophen und theologischen Ehrendoktor Chr. H. Weiße, dem Philosophen C. Ph. Fischer und von vielen andern. Hier waren schon Entwicklungen angebahnt, die heute erst zu den Reformbestrebungen in den Kirchen führten.

1831 wurde Sengler Professor der katholischen Theologie in Marburg, obwohl er kein Geistlicher war. Unter ehrenrunden Umständen erhielt er 1832 die Doktorwürde honoris causa, im selben Jahre wurde er zum Professor der Philosophie in Marburg ernannt. 1842 erhielt er den Ruf nach Freiburg, wo er eine umfassende Vorlesungstätigkeit entfaltete, die Vorlesungen waren von Hörern aller Kreise besucht.

1868 baute er als erstes Haus an der neuen Straße bei der Kronenbrücke sein Heim, ein Wohn- und ein Gästehaus, an dessen Pforte sein Lebensmotto in großen goldenen Lettern stand: *Per aspera ad astra!* (Durch Schwierigkeiten zu den Sternen!). Zahlreiche berühmte Gäste haben dieses Haus besucht. Es wurde erwogen, die neue Straße Senglerstraße zu nennen, aber Sengler wehrte energisch ab, Goethe, den er so verehrte – er hat ja ein Buch über Goethes Faust geschrieben –, gehöre der Vorzug. So wurde die neue Straße Goethestraße genannt. Heute gehört das Haus der evangelischen Landeskirche, was eigentlich ganz gut zu den ökumenischen Bestrebungen Senglers paßt; vielleicht nennt man einmal dieses Haus Sengler-Haus und bringt eine Tafel an, was den historischen Sinn stärken würde. Ebenso könnte man die Inschrift wieder erneuern, die bis zum Umbau groß über der Eingangstüre in der Goethestraße stand.

Der Schriftsteller Berthold Auerbach schrieb zum Tode Senglers der trauernden Witwe: „Jeder, der in das jugendlich strahlende Auge sah, empfand den Anblick und den Anhauch des Reinsten, Höchsten. Lebte ja die liebevolle Denkerseele stets für das Reine, Freie, Ewige“. Der Biograph Weis fährt an dieser Stelle fort: „So erging es auch mir, als ich mit ihm 1871 zusammentraf. Unmittelbar war ich versetzt in eine Welt der Ideale, die sich erweiterte, je länger wir zusammen waren. Sein Manuskript zu Goethes Faust war damals fertig, seine Herausgabe lag ihm im Sinn. . . . Unvergesslich werden mir sein die gesprächsreichen Spaziergänge in der herrlichen Umgebung von Freiburg mit dem jugendfrischen, geistig und körperlich unermüdeten Manne, der mir durch seine rastlosen Pläne, durch seinen Drang „zum höchsten Dasein fortzustreben“, durch die Kühnheit, mit der er nur das gelten lassen wollte, was die Tatkraft des vernünftig und ideal denkenden Ich begründet hatte, selbst wie ein Faust erschien. Und wir dürfen sagen, was er am Ende seiner Schrift als Ziele von Fausts praktischer Tätigkeit diesseits und jenseits hinstellt, das sind Senglers, dieses deutschen Denkers Ziele und Ideale selbst gewesen. . . . Anregend in der Unterhaltung überhaupt, war er wie wenige Menschen eine allgemein hochgeschätzte und beliebte Persönlichkeit. Daher kam es denn auch, daß sein Haus, in dem er der beste Gatte und Vater war, viel aufgesucht wurde, und stets ward es mit gewinnendster Gastlichkeit geöffnet“. Weis schließt: „Und wir leben in der Gewißheit, daß Senglers System getrost sein Gericht erwarten darf; dieses System des Mannes, der jene Wahrsprüche nicht nur hatte, sondern auch an sich selbst zur Tat machte: *Per aspera ad astra!* Freiheit in der Wahrheit, in Christo“. Liest man die Werke Senglers, die in gar nicht schwer verständlicher Sprache geschrieben sind, so findet man sehr viele Hinweise darauf, was kommen wird, wenn man die umfassende wissenschaftliche Geisteszucht nicht ergreifen würde, wie sie der ethische Theismus ausgebildet hatte. Es finden sich aber auch erhebende

Geistesausblicke auf die Vereinigung aller bisher isolierten Richtungen, wenn man die gegebenen universalen Gesichtspunkte realisieren wollte.

Heute sehen wir viel mehr als damals, welche Schwierigkeiten die bloße Entwicklung von Fachwissenschaften mit sich bringt und schon mit sich gebracht hat. Vielleicht sind wir jetzt dadurch geneigter, auf Männer zu hören, die vor dem Zerfall der Wissenschaft in Einzelwissenschaften nicht nur auf die damit verbundenen Gefahren hingewiesen haben, sondern auch Methoden entwickelten, wie der Mensch und die Menschheit gemeinsam sich höher entwickeln könnten. Zu diesen gehört Jakob Sengler an erster Stelle. Schon aus Gründen echter und

gesunder Heimatliebe sollte man sein Gedächtnis hier besonders pflegen, damit sein Werk ein wirksamer Heilfaktor werde im Kampf gegen Vernichtungstendenzen aller Art in heutiger Zeit.

Anmerkung

¹⁾ Troxler schrieb am 14. September 1846 an Varnhagen: „Prof. Sengler in Freiburg, einer der Tüchtigsten, die sektenfrei nach Höherem streben, ein Freund des jüngeren Fichte“. – In Freiburg gab es damals eine große Troxler-Verehrerschaft; die Universitätsbibliothek ist demgemäß gut mit Troxler-Büchern versehen. – Troxler erhielt 1830 einen einstimmigen Ruf nach Freiburg, I. H. Fichte desgleichen 1833; leider zerschlug sich beides.

Halbwüchsiger Knabe

*Nicht Kind mehr ganz und noch nicht Mann. –
Wer das nicht litt, der weiß es nicht zu sagen.
Er muß die Bürde seiner Jahre tragen,
Doch ihre Würde weigert man.*

*Er spricht Vokabeln, die nicht sein,
Und liebt es, seine Seele zu verbergen.
Er zöge gern zu unbekanntem Bergen
Und suchte dort allein zu sein.*

*Der Körper reckt sich wie ein Baum.
Die Stimme bricht, sie klingt wie fernes Grollen.
Und doch, er möchte unbeschwert noch tollern,
Und schon verfliegt der Knabentraum. –*

*Dann wieder lockt ihn sein Zuhause:
Der Mutter Wort, des Vaters still' Gebärde.
Er wurzelt tief in seiner Heimerde,
Und doch zieht seine Sehnsucht aus.*

*Einst wird er Mann sein ganz und gar,
Und alles Knabenhafte wird vergehen.
Dann wird ein neues Wegstück vor ihm stehen.
Nur Mutter weiß noch, wie der Knabe war.*

Hans Bahrs

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Dr. Peter Assion

Schwaighofstraße 13, 7800 Freiburg

Dr. Helmut Bender

In den Weihermatten 1, 7800 Freiburg

Albert Bissinger,

Landsknechtstraße 11, 7800 Freiburg

Hermann Brommer

Stockbrunnenstraße 4, 7801 Merdingen

Dr. Erwin Dittler

Offenburger Straße 4, 7640 Kehl-16

Hermann Ebret

Eschholzstraße 82, 7800 Freiburg

Richard Gäng

Jensenstraße 3, 7800 Freiburg

Dr. Otto Gillen

Erlenweg 2, 7500 Karlsruhe 51

Dr. Franz Laubenberger

Kirchenhölzle 2, 7800 Freiburg

Willy Leygraf

Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1

Dr. E. Müller

Am Homberg 8, 7891 Ettikon

Josef Müller

August-Bebel-Straße 40, 7500 Karlsruhe

Dr. Julius Schwoerer

Bayernstraße 6, 7800 Freiburg

Prof. Dr. Gerhard Storz

Eugen-Hegel-Weg 4, 7250 Leonberg

Winfried Studer

Rathausplatz 1, 7844 Neuenburg

Gerhard Umminger

Wiesenstraße 106, 7830 Emmendingen

Heinz Barth – Maler, Grafiker und Bildhauer

Die Stadt Karlsruhe übernahm sein künstlerisches Erbe

Otto Gillen, Karlsruhe

In einem Festakt wurden durch die Stadt Karlsruhe die zahlreichen Kunstwerke übernommen, die der 1965 in seiner Heimat verstorbene Maler und Bildhauer Heinz Barth hinterlassen hat. Sie sollen wegen ihrer hohen künstlerischen Qualität der Nachwelt erhalten werden.

Heinz Barth war ein Frühvollendeter. Er hat in einem kurzen Künstlerleben – im Alter von 37 Jahren ist er in Grünwettersbach bei Karlsruhe gestorben – ein imposantes Werk geschaffen,

ein Werk von erstaunlicher Vielfalt, Fülle und Vollendung. Das war nur durch eine totale Hingabe an seine klar erkannte Aufgabe möglich, durch das Wissen um die hohe Verantwortung des Künstlers, das ihn nie verlassen hat. Zeitweise lebte er wie ein Asket, er verzichtete auf die üblichen Annehmlichkeiten des Lebens, um seinen Auftrag mit aller Konsequenz zu erfüllen. Er hat alles daran gesetzt, immer das Beste, das Bestmögliche zu schaffen. Wenn eine

Dorfstraße in der Julisonne, Holzschnitt

Heinz Barth





Heinz Barth, Selbstbildnis

Holzchnitt

Arbeit nach seinem selbstkritischen Urteil nicht der hohen Erwartung entsprach, vernichtete er sie. Das erklärt auch, warum er sich des verschiedensten Materials bediente, das er jeweils nach kurzer Zeit handwerklich vollendet beherrschte.

Schon sein Werdegang ist auffallend geradlinig. Er tut sich, wie man oft bei außergewöhnlichen Naturen feststellen kann, als höhere Führung kund. In diesem Sinne ist es zu verstehen, daß eine Krankheit ihn daran hinderte, den zunächst angestrebten Beruf des Sportlehrers auszuüben. Statt dessen führte es ihn geradewegs zur Kunst. Kein Zufall war es auch, daß an der Karlsruher Kunstakademie die stärkste Anregung ihm von Erich Heckel kam, von einem der genialsten aller Künstler der Akademie. Auch Nolde hatte ihn fasziniert, ein Künstler, der immer mehr als der bedeutendste unseres Jahrhunderts erkannt wird.

Der deutsche Expressionismus vor dem Ersten Weltkrieg bleibt vermutlich die stärkste schöpferische Potenz der Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts. Aber Heinz Barth, von innerer Unruhe zu höchsten Leistungen angetrieben, blieb dabei nicht stehen, wie er auch nicht in Karlsruhe bleiben konnte. Weitere Stationen seiner Lehr- und Wanderjahre waren Nürnberg, München und Berlin, wo er auch zwei Jahre lang als freier Künstler tätig war. Sein Suchen nach der letztgültigen Form ist kein Experimentieren, es ist einfach die Sehnsucht nach dem Vollkommenen. Ausgegangen war Barth, wie jeder ehrliche Künstler, der nicht von Anfang an bluffen will, vom Naturstudium und vom Realismus, er suchte dann im Impressionismus und Expressionismus das breite Feld der

Möglichkeiten ab, bis zur Abstraktion, um die große, seinen Bildvisionen gemäße Gestalt zu finden. Dabei entdeckte er auch die selbständige Ausdruckskraft der Farbe, mit der er starke Wirkungen erzielte.

Stil ist ihm nicht Selbstzweck, sondern Mittel, das innere Bild mit dem äußeren in vollen Einklang zu bringen. Um die Fülle seiner Gesichte zu bannen, weitete er seinen Schaffensbereich auch auf die Grafik aus, in der er bleibende Werte schuf, und auf die Monumental-Kunst. Beispiele sind das Sgraffito an der heimatlichen Friedhofskapelle sowie Glasfenster in Berlin und in der evangelischen Kirche in Grünwettersbach. Seine bildhauerischen Arbeiten haben die gleiche künstlerische Überzeugungskraft wie seine Malerei. Eindrucksstarkes Beispiel ist das Ostkreuz auf dem Friedhof. Als ich vor Jahren plötzlich davor stand, war ich tief angerührt von diesem Erinnerungsmal, das um so wichtiger und notwendiger ist, als der Wohlstandsbürger nicht mehr gern an die furchtbare Zeit der Vertreibung erinnert werden will.

Während man die Kunst in den Großstädten der Welt vermarktet, wird in Grünwettersbach das Erbe eines ideal gesinnten Künstlers, eines Menschen der Stille, aufbewahrt. Es wird aber nicht wie in einem Mausoleum eingesargt, es soll vielmehr den Menschen zugänglich bleiben und vor allem der Jugend in wechselnden Ausstellungen immer wieder vor Augen geführt werden. So wird es über die Gegenwart hinaus wirken.

Es gibt eine Stufe der Kunst, die über den Wechsel von Moden und Meinungen hinausgewachsen ist ins Bleibende. Dazu zählt das Werk Heinz Barths.

**Mitglieder,
werbt neue Mitglieder!**

**Stiftet Mitgliedschaften
als Geschenk!**



Ziel für 1979:

**Jedes Mitglied wirbt
ein neues Mitglied**

Meister des Aquarells

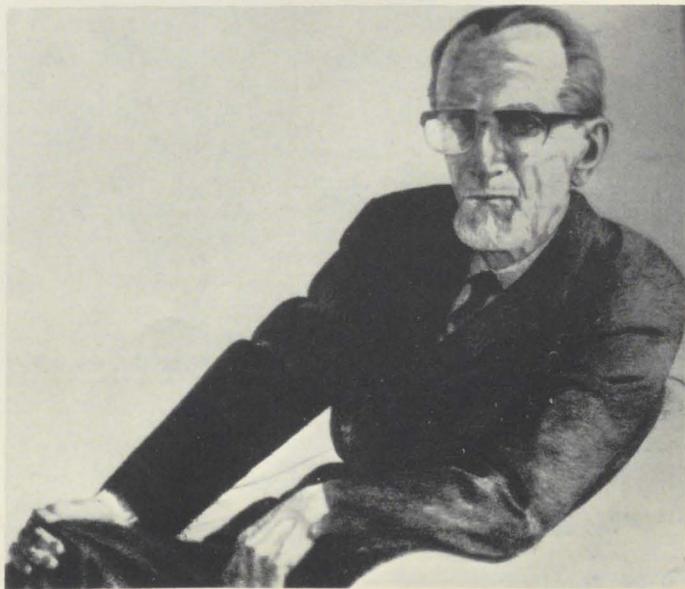
Zum 85. Geburtstag des Malers und Zeichners Karl Schäffer

Otto Gillen, Karlsruhe

Karl Schäffer, 1893 in Metz geboren und in den Kunstanschauungen der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg aufgewachsen, würde wie die meisten seiner Kollegen der Vergessenheit anheim gefallen sein, wenn er nicht . . . ja, es muß schon etwas Besonderes sein, was ihn aus der Menge seiner malenden Zeitgenossen heraushebt. Die lebendige Frische seiner Farben ist es, der hauchzarte Zauber seiner Aquarelle, die seiner Kunst über allen Wandel der Stile bleibende Bedeutung gesichert haben. Er hat eine eigene Technik entwickelt, ohne Weiß und Deckfarben, und zugleich einen persönlichen Stil. Das erfordert zunächst eine bestimmte Einstellung zur Natur. Nur der erlebende Künstler, der sich ansprechen, anrühren lassen kann von den Wundern der Schöpfung, vermag die Dinge so ins Bild zu setzen, daß er den ur-

sprünglichen Glanz, die poetische Wärme, das Unfaßbare in Duft und Farben dem Betrachter lebendig vermittelt. Das unterscheidet unseren Künstler von seinen realistisch malenden Zeitgenossen, die es häufig in der Form zur Perfektion brachten, deren Blumen aber nicht leuchten, und deren Gesichter nicht atmen.

Karl Schäffer begann seine Studien an der Kunstschule in Straßburg, wo es vor dem Ersten Weltkrieg genau so wenig Aufbruch in ein tieferes Schauen gab wie an den anderen deutschen Akademien. Nach dem Kriege setzte er seine Studien in Münster und in München fort, wo immerhin Julius Dietz und Dr. Preetorius zu seinen Lehrern zählten. Seit 1928 lebte er 32 Jahre lang in Köln, in der ersten Zeit als Gebrauchsgrafiker und dann als freier Künstler, bis er sich 1961 in Rastatt niederließ, wo seine



*Karl Schäffer, Selbstbildnis
Pinselzeichnung*



Damenbildnis, Aquarell (90/65 cm)

Karl Schäffer

Eltern seit 1919, dem Jahr ihrer Ausweisung aus Metz, gelebt hatten.

Die gediegene Ausbildung, die weniger auf phantastische Einfälle als auf zeichnerische Qualität ausgerichtet war, gab unserem Künstler die handwerkliche Grundlage für das Schaffen seines ganzen Lebens. Das kam ihm vor allem beim Porträt zugute. Die Einmaligkeit seiner großformatigen Bildnisse liegt in der Klarheit der Form, die jeweils der Individualität, dem Unverwechselbaren der Persönlichkeit gerecht wurde, zum anderen an der lockeren Lebendigkeit, die seine Porträts von der konventionellen, der Farbfotografie benachbarten Auffassung ganz wesentlich unterscheidet. Letztlich sind das Unwägbarkeiten, die sich nicht in Worten aussagen lassen. Man spürt ein-

fach, daß hier die Seele des Dargestellten intuitiv erfaßt ist, so erfaßt, daß man seine Ausstrahlung fühlt, den Ernst oder das Lächeln, den Schatten und das innere Licht.

Zu erwähnen sind neben den Bildnissen und Blumenstücken noch die zahlreichen Landschaften Schäffers. Er hat auf vielen Reisen den Wind der Ferne erfahren, den herben Geruch der Küsten und Meere, den Wechsel von Tag und Nacht und den unaufhörlichen Jahrmarkt der Menschen. Das alles hat er in seinen Aquarellen festgehalten, soweit sich eine vorüberhuchende Färbung des Himmels, ein Schimmern des Lichts an südlichen Gestaden und der Duft der Fremde überhaupt festhalten lassen. Die in große Tiefen reichenden Kompositionen haben die weiche Modulation eines Leuchtens, vor

Schloß Favorite, Aquarell

Karl Schäffer



dem man still wird. Etwas von dieser andächtigen Stille atmet aus den Aquarellen, die – wie könnte es anders sein – viele Freunde gefunden

haben; sie werden wie eine Kostbarkeit angesehen, deren Wert mit materiellen Maßen nicht zu messen ist.

Hinweis zu dem Aufsatz

„Unbekannte Briefe des Reichsfreiherrn Joseph v. Laßberg an Friedrich Carl Freiherrn v. u. z. Brenken“

von Volker Schupp, Freiburg, in Heft 3/1978, Seite 397:

Wegen eines technischen Versehens sind die Verweise im obigen Beitrag nicht ausgefüllt worden. Wir bitten dies zu entschuldigen.

Die Schriftleitung

Bernhard Lamey 85 Jahre alt

Josef Müller, Karlsruhe

Am 4. 11. 1939 schiffte sich Bernhard Lamey auf dem Überseedampfer „Steuben“ zusammen mit 2000 anderen Umsiedlern von Lettland nach Deutschland ein. An der letzten Kontrollstelle reichte er dem diensttuenden Beamten seinen Paß. Der schlug ihn auf, las und sagte: „Jus ari, Lamey kungs?“ (Auch Sie, Herr Lamey; das – dem Namen nachgestellte – lettische kungs ist über ahd. kuning mit unserem „König“ verwandt).

Der auf diese Weise Verabschiedete war allerdings keiner der nach Hitlers und Stalins Abmachung umzusiedelnden Balten, die jahrhundertlang im Ostseeraum gesessen hatten und deutsch geblieben waren, wiewohl sie sich staatsrechtlich nie so nennen konnten. Lamey war 1921 zum ersten Mal ins Baltikum gekommen und zwar als Korrespondent der DENA (Deutsche Nachrichten-Agentur), die ihn gegen Ende des Jahres 1920 zur russisch-polnischen Friedenskonferenz entsandte. Aus den paar Wochen, die er bleiben sollte, wurden 19 Jahre, die er als Berichterstatter für angesehene deutsche und ausländische Zeitungen in Riga verbrachte – nach 1933 in der Hauptsache für skandinavische Blätter, nachdem der aufrechte Demokrat aus dem „Reichsverband der Deutschen Presse“ ausgeschlossen worden war und sogar Schreibverbot erhalten hatte.

Was den weiten Bogen von den baltischen Staaten bis in unsere Heimat schlägt, ist die Tatsache, daß der Verfasser wertvoller Erinnerungen aus den Ländern der „hellen Nächte“ nicht nur unser Landsmann ist, sondern auch einen Namen von gut badischem Klang trägt: wenn auch kein direkter Nachfahr, stammt er doch aus einem Zweig der Familie, welche den Rechtslehrer und Politiker, den liberalen Minister und Reformers August Lamey (1816–1896) hervor gebracht hat. Wie dieser wurde auch Bernhard

Lamey (am 21. 3. 1894) in Karlsruhe geboren, wo sein Vater Professor am Goethe-Gymnasium war, bis er an die Lehrerinnenbildungsanstalt in Freiburg berufen wurde, wo der Autor das Rotteck-Gymnasium besuchte und wo er zusammen mit seiner aus Estland stammenden Gattin seinen Lebensabend verbringt.

Der Verfasser hätte kein Badener sein müssen, wenn es ihn nicht bald nach seiner Ankunft in Riga gedrängt hätte, in der Lettgallischen Vorstadt auf dem Friedhof neben der St. Franziskuskirche das Grab eines Landsmannes aufzusuchen, nämlich das des Komponisten der Romantik Conradin Kreutzer, der 1780 in der Thalmühle bei Meßkirch geboren worden war und nach langen Wanderjahren 1849 als Theaterkapellmeister in Riga starb. Lamey fand das Grab keineswegs verwahrlost, sondern nach seinem Bericht „liebevoll gehegt und gepflegt“: die deutschstämmigen Sangesbrüder in Riga hatten das Andenken des Meisters des Männerchores in Ehren gehalten – keine Überraschung für den, der die Musikliebe der Balten kannte und ihr Bestreben, alles das zu erhalten und zu pflegen, was sie mit ihrem fernen Herkunftsland verband. B. Lamey hat in seinen Erinnerungen diesem Erlebnis ein eigenes Kapitel gewidmet: „Ein einsames Grab“. Wer es wohl jetzt pflegt?

Aber nicht nur wegen dieses badischen Einschubs verdienen die Erinnerungen Lameys auch in seiner Heimat gelesen zu werden. Als er zu Beginn der zwanziger Jahre nach Riga ging, gab ihm der führende Kopf der „Ostler“ im Auswärtigen Amt, der Diplomat Frhr. v. Maltzan, einen offiziellen Auftrag mit: unserer Außenpolitik war an der Unabhängigkeit und Neutralität der jungen baltischen Staaten gelegen – das AA wünschte gute Beziehungen zu ihnen und eine bessere Information der Öffent-

lichkeit über Nordosteuropa, weshalb Lamey als erster deutscher Journalist dorthin entsandt wurde. Der Absolvent der Universität Leipzig (Germanistik, Anglistik, Publizistik) hat diese Aufgabe in hervorragender Weise erfüllt – auch nach 1933, weil es auch danach in Deutschland und erst recht in Nordeuropa Stellen und Gremien gab, denen an einer ungeschminkten Berichterstattung gelegen war und die sich nicht um das Schreibverbot kümmerten (nebenbei hielten sie damit den Verfasser und Vater mehrerer Kinder im fremden Land wirtschaftlich über Wasser).

Nach der Zwangsumsiedlung im Herbst 1939 fand Lamey bei der Firma Robert Bosch in Stuttgart Beschäftigung. Nach Kriegsende veranlaßten Heuss und Bäuerle seine Übernahme in das Kultusministerium Baden-Württemberg unter seiner Berufung an die neu aufzubauende Akademie für Lehrerfortbildung auf der Comburg, deren Leiter er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1960 war. Im Ruhestand war er noch drei Jahre für einen Verlag tätig. In einem langen und an Erlebnissen reichen Leben hat er zahlreiche Bücher und Schriften über Osteuropa verfaßt, aber auch Romane, Novellen und Jugendbücher geschrieben – zuletzt (als einen

Teil seiner Memoiren) den „Katzenkönig von Riga“, der trotz des Anekdoten verheißenden Titels mehr ist als eine Sammlung von „Pratchen“, wiewohl auch deren Liebhaber bei der Vertrautheit des Verfassers mit den Verhältnissen in Riga und in Lettland auf ihre Kosten kommen. Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als um die von einem vorurteilslosen Süddeutschen miterlebte Geschichte der baltischen Staaten in der kurzen Zeit ihrer Selbständigkeit, bis sie durch die unselige Politik Hitlers unter sowjetische Herrschaft kamen. Es unterstreicht die Bedeutung des Werkes eines Landsmannes, der im März ds. Js. 85 Jahre alt wird, daß eine amerikanische Ausgabe seiner Erinnerungen in lettischer Sprache bevorsteht, da in den USA, in Kanada und anderswo in der Neuen Welt viele Angehörige des lettischen Volkes leben, das zum Spielball der Mächte zwischen Ost und West geworden ist.

Bernhard Lamey: Der Katzenkönig von Riga und andere Erinnerungen eines Auslandskorrespondenten. Baltische Erinnerungen und Biographien Band 3. Verlag Harro v. Hirschheydt in Hannover-Döhren, 157 S., DM 30,-.

Buchbesprechungen

Neuerscheinungen im Verlag Rombach, Freiburg im Breisgau

Hermann Kopf: „Christoph Anton Graf von Schauenburg 1717–1787“

Dr. Hermann Kopf legt mit dieser Veröffentlichung eine Arbeit vor, die durch wissenschaftliche Gründlichkeit gekennzeichnet ist. Anhand des Schicksals dieses breisgauischen Kreishauptmanns entsteht ein beeindruckendes Zeitgemälde jener spannungsgeladenen vorderösterreichischen Zeit im Breisgau. Schauenburg wurde von Maria Theresia zum breisgauischen Kreishauptmann bestellt, und man knüpfte große Hoffnungen an seine Amtsführung. Sein Hauptauftrag war die Reform des herrschenden Steuersystems. Dabei traf er auf den erbitterten Widerstand der Ritterschaft unter der Führung des Freiherrn Ferdinand Sebastian v. Sickingen und des Grafen Friedrich Fridolin v. Kageneck. Die Amtszeit Schauenburgs ist von diesem Kampf gekennzeichnet, der ihn an der Ausübung der vollen Macht hinderte. Die Ritterschaft nutzte die gesellschaftlichen Verstrickungen und persönlichen Verfehlungen Schauenburgs, der ein schillernder Charakter war, mit außergewöhnlicher Diplomatie aus und erreichte schließlich dessen Verbannung aus Freiburg. Schauenburg starb im Exil. Dr. Kopf zeigt in beeindruckender Weise das Schicksal eines Mannes auf, der zerrieben wurde zwischen eigener Schuld, der Staatsmacht Wiens und der hartnäckigen Gegnerschaft seiner auf ihre althergebrachten Rechte pochenden Standesgenossen.

Hermann Kopf „Christoph Anton Graf von Schauenburg 1717–1787“ Aufstieg und Sturz des breisgauischen Kreishauptmanns, 200 Seiten mit 11 Abbildungen, broschiert 14,80 DM

Martin Walser: Heimatlob. Ein Bodenseebuch. Mit Bildern von André Ficus. Verlag Robert Geßler, Friedrichshafen 1978, DM 29,80

Martin Walser hat ein Heimatbuch geschrieben. Es war vor sechs Jahren, als er in einem Interview einmal kundtat, er wolle ab seinem 50. Lebensjahr nur noch für Hiesiges da sein. Heimatschriftsteller sei ein Ehrentitel. Hat er also jetzt, 52-jährig, sein Versprechen eingelöst?

Er hat ein Heimatbuch, ein Bodenseebuch geschrieben, und nicht nur ein solches, in dem das Heimat-

gold erst herausgesiebt werden muß, nein, offener kanns gar nicht zu Tage treten: Heimatlob. Allein schon der Titel ist eine Reverenz an die namenlose Schar der dichtend in die ewigen Heimatgründe eingegangenen Oberlehrer, Archivare, Flurnamensammler und Ortschronisten. Heimatlob – ein Bildband mit Aquarellen, die wiederum nichts anderes als diesen Bodensee im Blick haben. André Ficus hat den Bodensee auf einige Japanpapier-Augenblicke gebracht und sich damit als Vertreter guten alten Malens erwiesen. Heimatlob – ein regelrechtes Büchergeschenk, aus dem Friedrichshafener Gessler Verlag – also nicht einmal auf der schnellen Suhrkamp-Schiene ins Marktrennen geschickt. Heimatlob, ich will zeigen, daß dieses schmale Buch aus dem kleinen Verlag mit den schönen Bildern und dem etwas altfränkischen Titel ein Stück aus der Mitte seines Autors ist, aus der Herzmitte, wie man sagen könnte, wenn man den Ton dieses Heimatlobs aufnehmen will. Dieses Buch ist so viel oder so wenig ein Heimatbuch, wie die anderen Walserbücher auch. Natürlich ist es zunächst die Reaktion auf eine Gegend, die Frucht eines lebenslänglichen Umganges mit Bodensee, mit Bodenseegeschichte, Bodenseemensch, Bodenseenatur. In 17 Abschnitten – Prosa wie Lyrik – begegnet der Leser einer Kompetenz, der einfach nichts streitig zu machen ist, es sei denn ihr Hiersein. „Dieser im Süden des Nordens gelegene See besteht auf nichts“, heißt es einmal. „Wenn Junitage durch die Blätterkronen brausen und die Wasseroberfläche in Gefunkel zerspringt, tut der See mittelmäßig. Von Spätherbst bis Vorfrühling führen ihn Stürme weißgrün vor; da spielt er Fjord. Dieser See spielt alles nur. Identität gedeiht hier schwach.“ Man merkt's sofort: Die Bodenseenatur ist ein Denkanreiz, das Klimatheater ein Identitätsnachweis. Nicht anders ergeht es der Bodenseegeschichte. Das sind für Walser alles Stationen auf dem riskanten Weg zur Demokratie. Geschichte als Seufzersammlung heißt ein Kapitel und ein anderes ‚Jedem seinen See‘. Da scheint eine alte Initiative Walsers durch, die ihm vor einigen Jahren viel Spott und wenig Verständnis eingebracht hatte. Er wollte seinerzeit in einer öffentlichen Anzeigenaktion Uferbesitzer zum Öffnen ihrer Seeufergrundstücke einladen und selbst mit gutem Beispiel vorangehen. Die Flüchtlingsgesellschaft der hemmungslosen Alleskäufer hat ihm das nicht honoriert. „Flüchtlingsgegend“, sagt Walser, „sind wir seit langem“. Und er zählt auf, wer sich alles im Laufe der Zeit an den Bodenseeufern niedergelassen hat: „Verbitterte Professoren aus Berlin. Melancholische Fabrikanten

aus Reutlingen. Kaffeehändler, die großwahn- sinnig aus den Kolonien zurückkehrten. Jugendstilbefal- lene Frauen, die sich in Worpsswede nicht durchsetzen konnten. Pensionierte Marineärzte, die ihre Frauen lebenslänglich vertröstet hatten. Sängerinnen, denen in München alle Felle weggeschwommen waren. Adelige Offiziere, denen man in der Welt das Kinn weggeschossen hatte. In Berlin verhöhnte Lyriker. Erfinder, die sich dem Lärm, den ihre Erfindungen in der Welt machten, entzogen. Dichter, die glaubten, das gehöre zu ihrem Beruf. Resignierte Homosexuelle. Pädagogen, die darauf warteten, daß man sie in Stuttgart vermissen werde. Von Großdeutschland angewiderte Intellektuelle.“ Ich zitiere diese Passage freilich nur ihres satirischen Effekts wegen. Das Zentrum von Walsers Heimatbuch liegt nicht in solchen artistischen Rundschlägen, der rote Faden, und zu- gleich das Unterpfand für den hymnischen Stil vieler Passagen ist das Lob einer großen Bodenseegestalt, das Walser hier anstimmt. Gelobt wird – „Sursum corda“ – Heinrich Seuse, der Konstanzer Mystiker zu Beginn des 14. Jahrhunderts. Walser sagt: „Der Ausbund und Inbegriff der Gegend“. Das ist ein kräftig Wort. Und dieses Wort legitimiert sich durch nichts anderes als die Sympathie seines Urhebers. Ja natür- lich: Sympathie. Das Mitleiden an der Leidenskunst des heimischen Mystikers. „Ihm geriet alles schön“, schreibt Walser. „Das Schlimmste wurde ihm zum Schönsten. Er hat seine Leiden, die mutwillig erzeug- ten und die noch viel schlimmeren, die von seiner Zeit und Gesellschaft ihm zugefügten, mit einer anmutigen Zustimmung beantwortet. Er hat sein Leben zum Seelenromanstoff gemacht und das ihm zugefügte so dargestellt, als sei alles, Schlag nach Schlag, sein, des mönchischen Schriftstellers Seuse wunderbarer Lebens- und Läuterungsplan, der da erfüllt werde. Ich halte ihn für einen Inbegriff und Ausbund des Hiesigen, weil seine Version des mittelalterlichen Entpersönlichungsprojekts so radikal und doch so unfanatisch verläuft. Er hat sich schön verstellt. Anmutig verstellt. Er hat gewissermaßen gesungen vor Schmerz. Er hat sich graziös gefügt ... Und das sei, behaupte ich, auch recht gegendmäßig: Man bietet hier herum einer Gemeinheit, die sich sowieso alles herausnehmen würde, kurz bevor sie sich selber setzt noch einen Platz an. Man unterwirft sich dem Sieger, als hätte man nie etwas anderes im Sinn gehabt ...“ Als einer, der nicht vom Bodensee stammt, kann ich die ausbundhafte Gegendmäßigkeit solchen Empfindens nicht bestätigen und nicht verneinen. Aber weil ich mir eine derartige Sympathie auch in anderen Breitengraden vorstellen kann, frage ich mich, wie man dazu kommt, zu behaupten, dies oder das sei der Inbegriff einer Gegend. Es muß wohl so sein, da nimmt einer teil, nimmt sehr tief teil, und hat die Chance, diese Teilnahme nicht nur auf den Gleichlauf einiger

Seelenfrequenzen zu beschränken, sondern kann die Gemeinsamkeit einer erfahrenen Natur miteinbringen. Und vielleicht heißt ‚Ausbund und Inbegriff‘ eben, daß Martin Walser die Sache auf SEINEN Punkt gebracht hat, den der Verstellung, der Ironie, so wie er das mit Robert Walser auch schon getan hatte. Er zitiert Schleiermacher, der in seiner Platonüber- setzung *Eironeia* mit ‚Verstellung‘ übersetzt hat. Seuse hat sich schön verstellt, und Walsers Schreiben kommt aus nichts anderem als Verstellung, diesem Zwang, einer Negativität zu antworten. In einem Aufsatz an anderer Stelle schrieb Walser vor einiger Zeit: „Gott ist genau jene Identität, die sich jeder Mangelhafte, jeder Unterdrückte wünscht. Also die Zusammenfassung dessen, was dem Unterdrückten fehlt. Gott ist aber auch ein Fiktionsheld, der beweist, daß Menschen auf Existenzbedingungen nicht direkt antworten können. Unsere ungeheure Lage ist nicht direkt auszudrücken. Jeder Versuch, direkt zu sagen, wie es ist, würde zu einer Scheinpositivität führen. Im durch Erfahrung trainierten Schein, in der Fiktion kann das Ungeheure einer menschlichen Situation zum Ausdruck kommen!“ So spannen sich da also zwischen Überlingen und Konstanz die Blut- und Rosen-Bande einer „Theologia negativa“. Und es entsteht ein neues Heimatbuch.

Matthias Spranger

Aloys Schreiber: Badisches Volksleben – Das Großherzogtum Baden in 12 malerischen Darstellungen von Meichelt, Nilson, Volmar und Volz. Mit einem Kommentar von Lutz Röhrich. Verlag Herder, Freiburg – Basel – Wien. 80 S. mit 12 vierfarbigen und 27 Schwarzweißabbildungen. 36 × 28,5 cm, Leinen in Schuber (mit aufgeklebtem Farbbild), DM 78,-.

Selbst wer von diesem im Original handkolorierten Aquatinta (erschieden in der „Herder’schen Kunst und Buchhandlung“ 1820–1827 unter dem Titel „Trachten Volksfeste und Charakteristische Beschäftigungen im Großherzogthum Baden in XII malerischen Darstellungen und mit historisch-topographischen Notizen begleitet von Aloys Schreiber Großherzoglich Badischem Hofrath in Carlsruhe“) noch ein Original exemplar besitzt (das auf Auktionen selten und evtl. gerade noch dreistellig gehandelt wird), sollte die gelungene Neuausgabe ihres zweiten Teiles wegen erwerben. Was den ersten Teil, die Faksimileausgabe angeht, so läßt sie auch angesichts neuester Techniken keine Wünsche offen, Druck und Bildra- sterung halten auch dem kritischen Blick des Fachmanns stand. Reizvoll hat es Schreiber verstanden, das Volkskundliche und Gewerbliche mit dem Topographischen zu koppeln, die einzelnen Blätter sind bekannt genug durch anderweitige, oft kleinforma-

tige und nicht kolorierte Reproduktionen (u. a. hat sich auch der „Heunisch“ in Holzstichübertragungen ihrer angenommen); die Themen: „Das Innere einer Hauensteiner Wohnung. / Glasmacherei bei Neustadt. / Uhrenmacherei bei Neustadt . . . / Hochzeit im Kirchzarter Thal. / Das Strohflechten auf dem Schwarzwald. / Das Holzflößen bei Wolfach. / Der Hammeltanz in Hornberg. / Der Hahntanz in der Baar. / Die Hanfbereitung bei Lahr. / Weinlese bei Müllheim. / Die Rheingoldwäscherei. / Der Holzäpfeltanz [in Dossenheim an der Bergstraße]“. – Es war ein guter Einfall, den Freiburger Ordinarius für Volkskunde gewissermaßen zu einer Fortführung solcher Thematik zu engagieren, unter dem Titel „Badisches Volksleben um 1820 und anderthalb Jahrhunderte danach“ findet so der zweite Teil des Bandes statt (vielleicht das einzig Bedauerliche, daß man diesen Teil nicht paginiert hat). Zunächst gibt es zwei einführende Seiten über Schreiber selbst, den man zwar in der Literaturwissenschaft nicht zu Unrecht als einen „Viel-Schreiber“ bezeichnet hat – doch das, was er topographisch, als Reiseschriftsteller und Historiograph geleistet, verdient in heutiger Zeit, nicht nur wieder gedruckt, sondern auch gelesen zu werden. Danach bietet Röhrich eine grundsätzliche Betrachtung bzw. eine Vergleichssicht des badischen Volkslebens von damals und heute: selbst Kritisches wird hier durchaus zurecht gesagt. Es folgen historische Exkurse über die einzelnen Themen, hübsch mit zeitgenössischen Illustrationen versehen und aufgelockert (was beim dreispaltigen Satz auch für das Auge bzw. den Leser wohltuend); zudem hat man sich nicht gescheut, auch moderne Aufnahmen (etwa aus der Wolfacher Dorotheenhütte Glasproduktion anno 1978) mithineinzustellen. Aufschlußreich u. a. der Beitrag „Kleidung und Wohnen“ sowie „Lokale Feste und Volkstänze“ und „Hochzeitsbräuche“. Da der Autor aus dem Vollen schöpfen konnte, gelang es ihm, sich auf Typisches und damit Symptomatisches zu beschränken. Wertvoll die angeschlossene Bibliographie „Quellen und Darstellungen“, die sowohl den Kenner als auch den Liebhaber bequem weiterführt. So gesehen, gibt dieses Oeuvre eine mehrschichtige Dokumentation des Vergangenen wie des Gegenwärtigen, es bereichert und bietet Genuß in einem.

Dr. Helmut Bender

Freiburg. Leben in einer liebenswerten Stadt . . .

Mit Fotos von Manfred Richter und Text-Beiträgen von Wolfgang Fiek, Horst Breuer/Kristina Schellinski, Heinz Pfeiffer, Reinhard Lessner, Lothar Unfried und Isolde Doelfs. Verlag Karl Schillinger, Freiburg im Breisgau 1978. 148 S. (mit zahlreichen, z. T. farbigen Abb.), geb. DM 16,50.

„ . . . die Schwarzwaldhauptstadt stellt sich . . . in Text und Bild vor . . .“, leitet Freiburgs OB Dr. Eugen Keidel diesen vom Verlag in gewohnter Weise unbedingt hübsch (und einmalig preiswert!) aufgemachten Band vor: „Die Freiburger Bürger wissen das vielfältige Angebot ihrer Großstadt zu schätzen und loben vor allem, daß Freiburg sich dennoch Atmosphäre, Gemütlichkeit und Überschaubarkeit bewahrt hat.“ Danach setzen die Beiträge bzw. Beiträger derart spontan ein, daß es gar keines Inhaltsverzeichnisses bedarf (?). Fiek faßt „Die Bedeutung der Stadt Freiburg“ auf wenigen Seiten zusammen, Einwohnern und Besuchern will er darin gleicherweise gerecht werden. Dieser, wie alle Beiträge (und auch das Geleitwort) wurden von Sally Eichler ins Englische und von Joseph Hittinger ins Französische übertragen. „Das unverwechselbare, liebenswerte, romantische Freiburg“ stellen Horst Breuer und Kristina Schellinski im Anschluß daran in einem Essay vor. Zwischen den Texten finden sich allemal attraktive Bilderbogen eingeschaltet, deren Ergänzung hier und da auch Textabbildungen vorstellen. „Aus der Geschichte der Stadt“ plaudert Heinz Pfeiffer geschickt konzentriert, was auf knapp 4 Seiten ja kaum anders stattfinden könnte. Es folgt Reinhard Lessner mit „Die Freiburger – ihr Lebensstil, ihre Feste“, worin u. a. auch der 850-Jubiläums-Feier gebührend gedacht wird (schade, daß man den Katholikentag hier nicht mehr eingemeinden konnte, doch eben dieser dürfte mit ein Grund gewesen sein, den Band inszeniert zu haben). „Freiburgs Ausstrahlung auf sein Umland“ behandelt Lothar Unfried (die Leerseite 104 hätte umbruchmäßig durchaus noch eine Abbildung vertragen). Und zum Abschluß Isolde Doelfs mit ihrem Beitrag „Die Umgebung der Stadt Freiburg“: daß Geschichtliches hier miteinbezogen wurde, darf besonders hervorgehoben werden. – Wenngleich der vielfach berechtigte Wunsch nach einem umfassenden Freiburg-Buch (etwa im Stil des alten Seyfarth, „Unser Freiburg und seine Umgebung“, 1914) nach wie vor offenbleiben muß, befriedigt der hier vorgelegte Band insbesondere auf Grund seiner gelungenen Symbiose von Text und Bild und Preiswürdigkeit doch sehr, und man möchte den Journalisten-Herausgebern und dem Verlag in gleicher Weise dankbar sein und sein Kompliment machen.

Dr. Helmut Bender

Freiburg – seine Sehenswürdigkeiten. Ein Führer durch Geschichte, Kunst und Kultur von **Walter Vetter** – mit 60 Fotos von Willy Pragher und Walter Vetter. Freiburg: Rombach 1978. 202 S. Linson DM 25.–.

Grundsätzlich muß man als Freiburger jedem neuer-scheinenden Freiburg-Band günstig gesonnen sein und Wohlwollen entgegenbringen. Die ihrer Lage und ihrem in mannigfaltiger Weise Gebotenen zu-folge anspruchsvolle Stadt hat einen Band mehr, der sie zu schildern und zu beschreiben sucht – zu gern hätte man es freilich dahinaus formuliert: ist mit ein-em weitem Band bereichert worden. Aber da fällt es dem Rezensenten bereits schwer – Bereicherung will doch unbedingt positiv verstanden sein. Für den Vier-telhunderter, den man beim Kauf vorliegenden Ban-des zu entrichten hat, ist man aber leider nicht ganz positiv bedient worden. Die Aufmachung, zwar durchaus handlich, gibt sich als eine Art gebundenes Taschenbuch wenig attraktiv. Um indes zunächst beim Positiven zu verweilen: baugeschichtliche Fak-ten, Episoden und Dreingaben, das sind da und dort erfreuliche Dinge, die der Verf. gewiß aus der Fülle seines Wissens bzw. detaillierter Kenntnisse hinein-zustreuen wußte. In diesem Zusammenhang taucht allerdings auch schon die grundsätzliche Frage auf: wurde der Titel richtig gewählt? Oder überdeckt er nur eine Reihe von Kompromissen, die in diesem Band stattfinden? „Baedekers Freiburg“ (4. Aufl. 1976) oder Ingeborg Krummer-Schroths „Kunst in Freiburg“ (1961) haben es da leichter, eindeutiger ge-habt. Obschon dem Verf. an Übersichtlichkeit und leichter Benutzbarkeit gelegen (wie er auch in seiner „Einleitung“ betont), dürfte der Einheimische und erst recht der Fremde in der gebotenen Systematik sich nicht ohne weiteres zurechtfinden. Einen ge-schichtlichen Abriß hätte man so evtl. lieber in Form von Annalen o. ä. gesehen. Was soll man mit Sätzen „Eine rühmliche Rolle spielten die Freiburger anläß-lich der Badischen Revolution 1848–1849“? Ebenso-gut hätte man sie unruhlich nennen können. . . . Und der Anschlußsatz: „Auch die Zeit bis zum Zweiten Weltkrieg brachte außer der Erreichung von 100 000 Einwohnern im Jahr 1933 keine bedeutenden wirt-schaftlichen Entwicklungen. . .“ – was soll’s, was bringt’s? Weder Universitätsgründung noch die Zä-sur des 27. Novembers 1944 finden sich indes berück-sichtigt. – Noch häufiger aber geht es um die Diktion, um die passende bzw. nicht passende Wahl von Wör-tern und Ausdrücken. Hier nur einige wenige Bei-spiele: „Neben dem Dattler ist das Restaurant Greif-feneggschlößle nicht nur gastronomisch interessant [wegen häufigen Besitzerwechsels?], es ist mit einem wehmütigen Kapitel der Freiburger Stadtgeschichte verbunden. . . . Als der Regierungspräsident [Greiffenegg] 1807 auf seinem im Empirestil erbau-ten Schloßchen starb, sank mit ihm ein treuer Diener Habsburgs ins Grab. . .“ (alles richtig, aber die Wahl der Worte?). Immer wieder fehlt es an gut durchkom-ponierten Ausdrucksäquivalenten, so z. B.: „Über den 1970 geschaffenen Karlssteg gehend, die kühne

und elegante Konstruktion einer Schweizer Firma, erblickt man links am Schloßberggrund das chemische Untersuchungsamt“. Dazu: weshalb Partizip Prä-sens? weshalb kühn und nicht nur elegant? welche Schweizer Firma, wenn schon so präzisiert? zudem: das chemische Untersuchungsamt ja dort bereits pas-sé. . . Oder: „Vor dem Haupteingang [der Universi-tät] sitzen in fast stoischer Gelassenheit. . . Homer und Aristoteles. . .“ (fast?). Oder: „Gegenüber der Maria-Hilf-Kirche steht die bescheidene Maria-Hilf-Kapellé, als Sakralraum für die Arbeiterhäuser der Rislerschen Knopffabrik, 1884/85 romantisch im Sinne des Strengen Historismus erbaut“. Allenfalls „schräg gegenüber“, und weshalb „Sakralraum“, und weshalb großgeschriebener Strenger Historis-mus? Oder: „Eröffnet wurde die kräftig gegliederte Schule [gemeint die Emil-Thoma-Schule] im Jahre 1915“. Das klingt schon nach unfreiwilligem Humor. Oder: „Kein Geringerer als Gregorius Reisch war ei-ner ihrer Prioren“. Das klingt doch sehr rhetorisch. Oder: „Dieses Bauwerk [gemeint das alte Lehrerse-minar und jetzige Collège Turenne] ist der großartige Abgesang des Späthistorismus in Freiburg“. Das klingt schon fast nach Getöse. Unangenehm berührt es einen auch, wenn der Verf. mit seinem kunst- und baugeschichtlichen Vokabular gar zu sehr um sich wirt; und wenn man schon Begriffe wie „Dritter Ba-rock“ u. ä. häufig benutzt, dann hätte man sich ent-sprechende Wortklärungen zusammenfassend ge-wünscht. Etliche Allgemeinplätze aber hätte man sich schenken können, etwa „Wer den Aufstieg scheut, der kann vom Stadtgarten aus die Seilbahn zum Schloßbergrestaurant. . . benutzen“. Seltsam auch manche Zumutungen, etwa: „Wer sich ein Bild von der früheren Ausstattung und dem Raumerlebnis der Freiburger Jesuitenkirche machen will, dem sei ein Besuch der Jesuitenkirche in Solothurn empfohlen“ (für Autofahrer allerdings ein Katzensprung?). Auch allzu subjektive Wert- bzw. Vorurteile an Neuem und Unklarheiten haben sich dann und wann eingeschli-chen, so etwa ist einmal von der Herderner und der Zähringer Kirche die Rede: „Der beherrschend am Berghang stehende Kirchenbau. . .“ (welcher von beiden gemeint?). Erwähnenswert leider auch die zahlreichen Druckfehler, die nach Schnellschuß rie-chen, obschon es doch gar nicht so sehr mit der Publi-kation dieses Werkes geeilt hätte, etwa „angeleget“ statt angelegt, oder „Institute“ statt Institute, mas-siv vertauschte Zeilen (S. 24). Des weiteren gibt es auch Wiederholungen und Unrichtigkeiten, Entstellun-gen, die letztlich mitunter dem Stil des Verf. anzu-kreiden sein dürften, etwa: „Gravierendstes Beispiel ist der Wiederaufbau des Freiburger Stadttheaters. . . eine unbestritten herausragende Tat des damaligen Oberbürgermeisters Dr. Wolfgang Hoffmann, der als Klaviervirtuose eigenhändig den Wiederaufbau er-

spielte“ – da hätte selbst Karajan nicht genügt, solches zu finanzieren! Sätze, die einem zu denken oder besser zu schaffen machen, sind dann auch solche wie „Der Turm der Jesuiten-Universitätskirche wurde zum optischen Bezugspunkt und erhielt dadurch eine Funktion, für die er ursprünglich nicht konzipiert war“. Verklausulierungen machen sich zudem in einem solchen Kunst- und Reiseführer im Handtaschenformat nicht gut: „An der Kirche St. Ursula beginnt die Rathausgasse, von Westen her gesehen, oder sie endet, wenn man von Osten, von der Kaiser-Joseph-Straße oder vom Rathausplatz in Richtung Hauptbahnhof geht“. Ein Stadtplan mit Herausstellung der behandelten oder doch der wichtigeren Gebäulichkeiten wäre so dringend erforderlich gewesen. Weshalb vieles so sehr gestelzt (etwa: „Das Hauptgebäude der infanteristischen Belegung, die Karlskaserne... der schon dem Klassizismus zugewandte Bau...“): Überhaupt, Vorhandenes ist mit Gewesenem zu sehr, und damit oft zu unübersichtlich, vermengt. Voraussetzungen, die einer Erklärung bedürften. Dazu Werturteile, über die man streiten könnte, etwa: „Das imponierende rote Gebäude... (gemeint der Herderverlag, der keineswegs jedermann äußerlich und innerlich noch imponieren dürfte). Banales spielt dann und wann mit herein, etwa: „Man vergesse nicht, bei der etwas unterhalb der Ruine gelegenen Burgwirtschaft den Schlüssel für den Bergfried zu erbitten“. Unbeholfenheit im Ausdruck auf Schritt und Tritt: so wird die Dreisam von Brücken „überwunden“. Und die Bilder? Unterschiedlich, doch meist recht herkömmlich. Auch Amateurfotografie, etwa Bild 8 „Münsterskulpturen“; unscharf, etwa „Im reizvollen Colombipark steht das charmante Colombischloße“ (!). Alles in allem: eine Freiburg-Buch-Chance, keinesfalls voll wahrgenommen, in manchem verpaßt, wenn nicht verpatzt. Dr. H. B.

Ulrich Müller „Die Wutachtalbahn – Strategische Umgebungsbahn („Sauschwänzlebahn“), 106 Seiten, 36 Abbildungen, zahlreiche Zeichnungen und Dokumente. Preis DM 19,80

Das im Ferrovial-Verlag Inzlingen erschienene Buch von Ulrich Müller über die Geschichte der Wutachtalbahn ist nicht nur für Eisenbahnfreunde interessant, es ist es in gleichem Maße für die vielen Freunde der Landschaft, durch die diese bemerkenswerte Bahn führt. Dadurch, daß der Verfasser diese Landschaft vorstellt, die geologischen Verhältnisse in die Darstellung einbezieht und die Linienführung, die durch diese Verhältnisse und die Forderung der Militärs an eine strategische Bahn bestimmt wird, aufzeigt, wird erst die großartige Leistung erkennbar, die

beim Bau dieser Bahn vor allem zwischen Weizen und Zollhaus-Blumberg vollbracht wurde. Zwischen der östlichen Schwarzwaldabdachung und dem Randen führt diese Bahn entlang der deutsch-schweizer Grenze über gewaltige Viadukte, durch zahlreiche Kehren und Tunnels durch eine malerische Landschaft, bei der das Naturphänomen Wutachschlucht eine besondere Stellung einnimmt.

Der Autor schildert ausführlich die Anfänge des Großherzoglich Badischen Staatseisenbahnwesens, die Schwierigkeiten, Anschlüsse an das Eisenbahnnetz der Nachbarländer, besonders der Schweiz, zu gewinnen. So wurde auch die Wutachtalbahn 1869 ursprünglich in Verbindung mit der Schwarzwaldbahn als große Magistrale des internationalen Nord-Süd-Verkehrs geplant. Die Ausführung verzögerte sich durch den Krieg von 1870/71, der aber andererseits die Wichtigkeit eines ausgebauten Eisenbahnnetzes für einen schnellen Truppentransport klar erkennen ließ. Deshalb erhielt der Bau der Wutachtalbahn neuen Anstoß durch den Ausbau des Militäreisenbahnwesens, denn je gespannter das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich wurde, desto intensiver setzte eine umfassende Überprüfung der Eisenbahnen auf ihre militärische Verwendbarkeit ein. Da die Wutachtalbahn als strategische Bahn für wichtig und wesentlich gehalten wurde, konnte 1887 mit dem Bau begonnen werden. Schon 1890 war die „strategische Bahn Weizen-Immendingen“ von 4000 Arbeitern nach Überwindung großer Schwierigkeiten, welche den Bau und die Errichtung der grandiosen Tunnels und Viadukte erschwerten, vollendet. Natürlich konnten die strategischen Bahnen bei der ungeahnten Entwicklung des motorisierten Verkehrswesens die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllen, was besonders der 2. Weltkrieg bewies. Unvermeidlich begann die Stilllegungsphase, bis schließlich 1976 der Mittelabschnitt Weizen-Zollhaus-Blumberg in einen Dornröschenschlaf versank und als unbefahrbar galt. Der Nordabschnitt bis Hintschingen und der Südabschnitt bis Oberlauchringen wurden durch Omnibusbetrieb versorgt. Die Erkenntnis, daß das an hochinteressanten Bauwerken reiche und durch eine romantische Gegend führende Kernstück der Wutachtalbahn Weizen-Zollhaus-Blumberg nicht nur für die Bewohner der umliegenden Dörfer sondern besonders für den Tourismus von besonderer Anziehungskraft ist, ließ aus der strategischen Bahn die Museumsbahn Wutachtal werden. Seit dem Jahr 1977 verkehren wieder Dampfzüge auf der wieder in einen sicheren Zustand versetzten Strecke. Von Mai bis Oktober 1977 vertrauten sich rund 20000 Fahrgäste der Museumsbahn an. Die Wiederinbetriebnahme und damit die vorläufige Erhaltung des Baudenkmals Wutachtalbahn hat sich damit als gerechtfertigt erwiesen. L. Vögely

Hans Konrad Schneider, s' Oberland – Zwischen Schwarzwald, Jura und Vogesen. Karlsruhe: Braun 1978. Großoktav, 120 S., großteils Abb., z. T. farbig. Geb. DM 39,-.

„Aus dem Badischen Oberland“ betitelt sich 1907 eine „Festschrift der 15. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ – und kein Geringerer als Johann Peter Hebel hat diesen Begriff in der Literatur ja eingeführt und daran festgehalten. Oberland im Gegensatz bzw. in Ergänzung zum Unterland: wie der Regierungspräsident Dr. Person in seiner launigen Ansprache anlässlich der offiziellen Vorstellung des Bandes darauf hinwies, haben die Schwaben wie die Badener ihr Ober- und Unterland – und damit hat's Baden-Württemberg freilich auch – Doch der Untertitel verrät uns mehr übers Oberland anno 1978: damit möchte man die klassische Beschränkung aufs Markgräflerland, auf den oberen Breisgau und was mehr fallen lassen oder doch „grenzüberschreitend“ erweitern – die Regio hat fasziniert, sie umgreift gewissermaßen das Oberelemannische und schließt das Mittelerelemannische mit ein – demnach Freiburg und Breisach, Colmar und Mülhausen, und „Basel, die königliche Stadt“ nicht zu vergessen! Georg Richter, der verantwortliche Lektor, nennt den Autor in seiner Vorrede einen „engagierten ‚Oberländer‘“ (H. K. Sch. „ist nicht nur in diesem Raum geboren . . . er hat auch durch seine vielen öffentlichen Funktionen [als Beamter des südbadischen Regierungspräsidiums] Einblick und Urteilsvermögen genug, um die besondere Situation dieser Dreiländerecke . . . gründlich und mit auflockernden Details darstellen zu können“).

Es geht Verf. und Bd. primär ums Topographische und damit ums Kulturhistorische wie Idyllische dieses „beglücktesten Winkels der Erde“ (bzw. lt. J. Bader „eines der beglücktesten Winkel . . .“); der Verlag hat's aufgegriffen und seiner Reihe „Regionen am Oberrhein“ (nach der Darstellung der Ortenau) einverleibt.

Eine Hymne in Prosa, die Kurzkapitel à la „Landschaft im Widerschein verklärter Begegnung / Konturen des Rheintals“ usw. Ein „Historisches Skelett“ gibt sich knapp, durfte indes nicht fehlen. „Europäische Erwartungen“ werden ebenso diskutiert wie „Liebe reicht über alle Grenzen“, immer wieder erfreut man sich der Belesenheit des Autors: in knappen Daten und symptomatischen Beispielen weiß er die Situationen zu geben und auch die Probleme darzustellen (etwa „Erniedrigte Natur“: die zivilisatorische Notdurft, die auch diese landschaftlich und kulturell hochwertige Region nicht verschonte, wie schon ein Reinhold Schneider und ein Heinrich Weis betroffen konstatieren mußten – der Tribut an die Technik, unvermeidlich da und dort und überall). Folgt „Bild-

teil I“ mit insgesamt gelungenen Aufnahmen, zweisprachig kurz kommentiert, gekonnt schwarzweiß, zuvor hatte es einige Farbtafeln mit elsässischer und Markgräfler Tracht, mit Tapetendruck und Basler Fasnacht gegeben. Danach ein speziellerer Textteil, u. a. „Mit Hebels Augen / Gottgeliebtes Freiburg / Mülhausen, Vorort der wirtschaftlichen Entwicklung / Der Weltruf der Kleinstadt – Colmar und die Isenheimer Vision / Breisach, die Stadt auf der Höhe / Burgen, Schlösser, Klöster, Kirchen, Städte, Dörfer“. Das klingt nach Merian, instinktiv ins Moderne übertragen: „Manch freundlicher Ort . . .“. „Alemannisches und Alemannen“ durften nicht fehlen. „Nur angedeutet: Keller und Küche“. Der Bd. (auch Bildteil II) gibt vieles trotz oder gerade wegen seiner Gedrängtheit, die Aufnahmen imponieren; alles in allem eine Sache für Liebhaber von einem Liebhaber; und was den Preis betrifft, so hat er – leider – auch etwas Liebhaberhaftes: er wird's, dahinaus gesehen, nicht leicht haben, neben dem andern zu rangieren – aber bestehen kann er und wird er mit seiner Substanz zurecht: sehen und lesen lassen darf er sich allemal –
Dr. Helmut Bender

Über dem tieferen Schlaf – Bilder und Gedanken zu einem alten Friedhof. Gesehen, geschrieben und zusammengestellt von **Ingeborg Inhoffen**. Freiburg: Schillinger 1978. 105 S., mit zahlreichen, z. Tl. farbigen Abb. Leinen DM 28,-.

Der hier vorgelegte vorzüglich ausgestattete Band möchte in keinerlei Konkurrenz mit den beiden Bänden über den Freiburger Alten Friedhof (H. Reich, 1948; J. Dorneich, 1967) treten, wie auch über dem Impressum auf der Titelseite vermerkt wurde. Die Herausgeberin möchte vielmehr auf ihre spezifische Weise „aufzeigen, was ich bei meinen unzähligen Gängen durch diesen alten Garten sah und was sich gedanklich damit verbunden hat. . .“. Eine Idylle wird so gesehen: es werden landschaftliche und grabdenkmälerinspierte fotografische Aufnahmen wiedergegeben, die statt mit Direktkommentaren mit jeweiligen Dichterworten versehen sind. Lyrik-Anthologiecharakter, was hier in unaufdringlicher Art und ohne „Mißbrauch“ geboten. Ein reiches Buch, so gesehen. Meist neuere deutsche Dichter kommen zu Wort, viel Trakl und Rilke, aber auch die Domin und die Kaschnitz und die Ricarda Huch, vereinzelt Älteres à la Rückert, Novalis. Gewiß alles in allem eine Möglichkeit, diese Insel vergangener Tage und Zeiten uns Gegenwärtigen zu verlebendigen. Ein substanzreicher Band, ohne daß es viel oder gar zu viel Worte gibt. Die Zitierungen sind in der Regel gut gelungen, das muß auch der Fachmann, der Germanist, bestätigen. „Quellennachweise der Gedichte in der Reihenfolge dieses Bandes“ beschließen das Ganze, an und

für sich könnte man es hier bedauern, keine genaueren Stellenbelege zu erfahren (man möchte manches kompletter kennen). Aber die Andeutung kann auch Kunst sein . . .

Dr. Helmut Bender

Neuerscheinung

Mir hond no gnueg am Aalte ! Neue Alemannische Gedichte. Manfred Bosch; 90 Seiten (Selbstverlag des Verfassers, 8081 Grunertshofen, Dorfstraße 19), 6,50 DM

Bei der seit einiger Zeit wieder verstärkt beachteten Mundartliteratur wird man zumindest zwei Richtungen zu unterscheiden haben: Die eine, die Mundart dazu benutzt, um nostalgische Sehnsüchte an eine angeblich „heile“ Vergangenheit zu wecken, die aus dem Dialekt eine geradezu exotische Angelegenheit von angeblich hintersinnigen, neunmalklugen und quasi-philosophischen „Originalen“ macht und die andere Richtung, die Mundart als Sprache des Alltags, als eine selbstverständliche Ausdrucksform von Empfindungen und Erfahrungen ansieht. Manfred Bosch, der jetzt seinen zweiten Gedichtband vorgelegt hat, gehört zu denen, die es mit dem Dialekt ernst (und genau) nehmen, die ihn nicht seiner All-Täglichkeit berauben und die eine künstliche Verfremdung vermeiden.

Seine Gedichte – in der alemannischen Mundart des Bodenseeraumes geschrieben – arbeiten nicht auf eine möglichst originelle, auf amüsierendes Schmunzeln abzielende Wirkung hin; deshalb hinterlassen sie beim Leser Spuren: Aha-Erlebnisse, Nachdenklichkeit, Überdenken des Gelesenen. Sie hören sich fast ausschließlich so an, als seien sie Gesprächssetzen, Bemerkungen, spontane Reaktionen in bestimmten Situationen, die von einem aufmerksamen Chronisten penibel protokolliert sind. So gesehen sind Bosch's Gedichte auch ein Appell an die Leser zum aufmerksamen Zuhören bei seinen Mitmenschen, zu einem Zuhören freilich, das sensibel genug ist, um auf Zwischentöne zu achten.

Er läßt vor allem die zu Wort kommen, die zu eigener literarischer Artikulierung keine Gelegenheit haben. Dies geschieht auf den ersten Blick meist völlig undramatisch, jedoch nicht ohne Wirkung und Nachdenklichkeit zu erzeugen, wie die folgenden beiden Gedichtzeilen – um nur ein Beispiel zu nennen – zeigen: „Mama magscht mi wider? / Wenn d wider brav bisch un machsch wa n i sag“.

Damit vermehren sich unsere Informationen über den Alltag, die Arbeit, das Zusammenleben von jung und alt, über offene und schwelende Konflikte in der Gesellschaft, das Selbstbewußtsein, die Sehnsüchte aber auch die Leiden derer, die sich in seinen Gedichten wiedererkennen.

Werner Frasch

Die Zähringerstädte. – Veröffentlichung zum „Zähringer-Jubiläum“ – Herausgeber Stadt Villingen-Schwenningen 1978. XII + 120 S., mit Abb., Gr.Okt., kartoniert.

Erfreulich, aber auch klug hat man seitens Villingen-Schwenningens gehandelt, wenn man „die alte Zähringerstadt Villingen“ nicht absolut in den Mittelpunkt dieser Festschrift rückte, denn das eigentliche Gründungsdatum Villingens ist nun einmal urkundenmäßig nicht exakt auszumachen (vgl. „Zeittafel Villingen: 6./7. Jh. Alemannischer Hofverband Villingen (Dorf) – 817 erste schriftliche Erwähnung Villingens in einer Urkunde Kaiser Ludwig[s] des Frommen – 999 Kaiser Otto III. verleiht dem Grafen Berthold [welchem B.?] für dessen Ort Villingen das Markt-, Münz- und Zollrecht sowie den Gerichtsban – Um 1100 Gründung der Stadt durch die Herzöge von Zähringen – 1090 ‚villa Phlingen ad a. 1090‘; später ‚civitas‘, ‚castrum‘, ‚oppidum‘ genannt . . .“). Daß diesbezüglich Axiome erhalten müssen, hat nicht zuletzt Prof. K. S. Bader in seiner Laudatio akzeptiert, wobei er logischerweise die Villingen Stadtgründung vor die Freiburger (1120) setzte, weil ja die Zähringer ihre Besitznahme von Osten her aufgerollt hätten . . .

Wie dem auch sei, wir haben in vorliegender Broschüre ein handliches Bändchen, eine Zusammenfassung der schweizerischen und bundesdeutschen Zähringerstädte. Erst die Schweizerstädte Bern / Burgdorf / Fribourg / Murten / Rheinfelden / Thun, danach die deutschen Städte Bräunlingen / Freiburg / Kenzingen / Kirchheim / Neuenburg / Offenburg (?) / Rottweil (?) / Villingen / Weilheim sowie das Kloster St. Peter. Manche Beiträge finden sich gezeichnet, andere scheinen übernommen worden zu sein; das Bildmaterial gibt sich wechselweise mit alten Stichen und modernen Aufnahmen, auch finden sich dann und wann Pläne und Skizzen; durchgängig hat es auch Zeittafeln (Freiburg allerdings weist keine solche auf, hingegen hat das kleine Bräunlingen eine zweiseitige, die allerdings der Hornungschen Chronik entnommen werden konnte, und Murten gar eine sieben-seitige). – Daß die hübsch aufgemachte Broschur Kompendiencharakter hat, darf man ihr nicht verübeln: in der Zusammenfassung liegt hier der Verdienst, und Quellenforschung hätte eine breitere Öffentlichkeit wohl weniger angesprochen. Und daß die Diktion, um nicht zu sagen, die jeweilige (Hoch)Wertigkeit der einzelnen Stadttex-te grundverschieden, mag denjenigen, der eine solche Gesamtsicht haben möchte, auch nicht stören. Einigermaßen verwirrend könnten nur die Äußerungen in der „Vorbemerkung“ aufgenommen werden, denenzufolge eine „Hereinnahme“ des Dorfes Zähringen zwar angekündigt, aber nicht vollzogen wird. Daher der Rezensent ergänzend und

ganz bescheiden auf seinen Aufsatz „Zähringen – Dorf – Burg – Vorort – Stadtteil“ (im „Freiburger Almanach 1978“) hinweisen möchte.

Dr. Helmut Bender

Hermann Brommer, Haslach im Kinzigtal. München u. Zürich (Schnell & Steiner) 1978, 24 S., mit Abb., teils farbig. DM 2,-

Erst auf S. 2 erfährt man den genauen Titel der Broschüre: „Pfarrkirche St. Arbogast Haslach im Kinzigtal 215 m ü. d. M. Ortenaukreis / Mittelbaden Erzbistum Freiburg Patrozinium 21. Juli“. Das mag für manchen zunächst eine Enttäuschung sein, hatte er doch geglaubt, mehr vom alten Kinzigstädtchen samt seinen übrigen Baudenkmalern und samt seinem Hansjakob zu erfahren, andererseits versöhnt die exakte Beschreibung sowie die chronologisch detaillierte Baugeschichte samt den beigegebenen Abbildungen auch wieder. Man fühlt sich vom Fachmann geführt und mit der beigegebenen Literatur auch weitergeführt: die „Sonderstellung“ dieser Kirche (besonders durch den insgesamt gelungenen Kompromißumbau 1906/07 aufgrund der Grieshaberschen Stiftungen) innerhalb der Erzdiözese Freiburg findet sich in der Tat gerechtfertigt und eingehend und eingängig gewürdigt.

Dr. Helmut Bender

Baden-Baden damals – Alte Photographien erzählen ein Stück Stadtgeschichte – 1860–1910. Text und Zusammenstellung Margot Fuss. Konstanz: Stadler 1978. 136 S., Großformat, mit zahlreichen Abb. DM 36,-

Der Oberbürgermeister Dr. Walter Carlein hatte am 10. November zur Vorstellung des Bandes in den Spiegelsaal des Baden-Badener Kurhauses eingeladen. Eine Vernissage, der man sich, wenn man persönlich dazu aufgefordert, nicht versagen mochte. Doch zunächst zur Vorgeschichte: Die Ausstellung alter Photographien, wie sie die Stadt Baden-Baden im Sommer 1977 veranstaltet hatte, faszinierte den Rezensenten derart, daß man die Idee haben mußte, ihr mittels Buchgestaltung und entsprechender Auswahl einen bleibenden Wert zu verschaffen. Denn hierbei handelte es sich nicht um alte Photographien schlechthin, aus denen man auch einen schon Mode gewordenen Photoband nostalgischer Prägung inszenieren konnte – vielmehr bewirken zwei Faktoren das Außergewöhnliche dieser Ausstellung bzw. dieses Bandes: einmal die Tatsache, daß das Baden-Baden des 19. Jahrhunderts nicht nur ein Stück Herz des Großherzogtums, sondern der (eleganten) Welt geworden,

und zum andern, daß es eben dadurch eine erlauchte Versammlung von Persönlichkeiten aus Politik und Kunst vorstellte, das seinerseits wiederum eine Reihe berühmt gewordener Photographen geradezu magnetisch anzog, was freilich nicht heißen will, es hätte an städtebaulichen und landschaftlichen Motiven irgend gefehlt. So entstand hierbei eine gerade für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts einmalige Dokumentation: gleich gültig in ihren zeitgenössischen, historischen, kulturgeschichtlichen wie künstlerischen und idyllischen Aussagen. Eigentlich hätte dies der Verlag, der dem Band große Sorgfalt und bemerkenswerte Gestaltung angedeihen ließ, auf den Klappen des Umschlages bemerken sollen. Die Herausgeberin, langjährig mit den topographischen Reizen dieses Locus amoenus vertraut, hat dem eigentlichen Bildteil einen chronologisch und nach Schwerpunkten skizzierten Essay vorangestellt: „... wo Historiker verstummen“ – dort setzt die schon klassisch gewordene Photographie die Dokumentation der Maler und Zeichner, der Stecher und Lithographen geschickt fort. Was im folgenden in faktenreich kommentierten Reproduktionen gegeben wird (von einer Übersicht über „Die Baden-Badener Photographen“ ergänzt), gibt nicht nur den Einheimischen viel, bereichert vielmehr auch die gesamtbadische und überhaupt die einschlägige Literatur.

Dr. Helmut Bender

In Karlsruhe ist nicht nur die Residenz... Landschaftsbildband aus dem Theiß-Verlag, Stuttgart, erschienen; 188 Seiten mit 119 teils vierfarbigen Tafeln, Großformat, Leinen; DM 49,-

Man kann nun keineswegs mehr sagen, daß Karlsruhe eine „unbeschriebene“ Stadt wäre. Es liegt genügend Buchmaterial auf, das die einstmalige Residenz von gestern bis heute allumfassend beschreibt. Neben dem Städtebildband aus dem Bauer Verlag, Karlsruhe, ist dieser Tage ein großer Textbildband erschienen, der die badische Landschaft rund um Karlsruhe zwischen Kraichgau, Albtal und Rhein beschreibt. Der einheimische Fotograf Peter Fuchs war überall und zu jeder Jahreszeit unterwegs, um Impressionen über die Stadt und die Gemeinden des Landkreises einzufangen. In einem aneinandergereihten „Bildband“ kann man nun durchblättern, was dem Betrachter durch das Objekt der Kamera wichtig war, ein Porträt des Landkreises aufzustellen. Es sind „brandneue“ Aufnahmen darunter, die den letzten Stand der Dinge und der Ausbauverhältnisse der Ortschaften zeigen. So dürfte dieser Bildband ein authentisches Zeugnis sein, das über viele Jahre hinweg Gültigkeit besitzt. Von Seite 29 bis zur Seite 147 reihen sich Bilder an Bilder, eine gutdurchdachte Schau, die allerdings, wenn man eine Landschaft in Gesamt-

konzeption von Kreis und Gemeinden, von Wirtschaft und Kultur, von Natur und Kunst vorstellt, etwas „langatmig“ wirkt und so auf die Dauer das Auge ermüdet. Es hat sich gezeigt, daß der Betrachter neben dem Beschauen auch mal gerne eine Erklärung haben möchte, eine im Wort gestaltete Impression über diese Gemeinde oder jenen Landschaftsausschnitt. Den Text stellte Staatsarchivdirektor Hans Georg Zier zusammen. So ist von der Sache her die Beschreibung bestens fundiert und fest in der Geschichte verankert. Von der Frühzeit über die fränkische Landnahme, das Mittelalter, die Klöster und großen Herren, die Fehden und den Bauernkrieg, die Religionswirren und die steten Kriege führt die im einleitenden Text gegebene Begleitung hin zur Gründung von Karlsruhe, der Residenz der Markgrafen und Großherzoge um beim Jahr 1914 vorläufig zu enden.

Es schließt sich ein Gang durch die Natur an, durch die Waldungen am Ufer des Rheins, der Hardt und des Schwarzwaldes, um dann sich den einzelnen Gebieten zuzuwenden, dem Bruhrain, dem Pfingzgau, dem Kraichgau. Daß dieser Landschaftsausschnitt im deutschen Südwesten auch Kulturland ist, das beweisen die nächsten Abschnitte, in denen von Burgen und Schlössern, der Kunst in der ehemaligen „Landeshauptstadt Badens“ und jener draußen in den Gemeinden die Rede ist. Eingehend belehrt auf 27 Seiten, folgen nun die einem Panoptikum gleichenden Bilder, die den „Beschauer“ vom Karlsruher Schloßplatz hinausgeleiten, 19 Bilder lang, durch Karlsruhe und Durlach, um dann über Ettlingen und seine Stadtteile einzuschwenken in das Albtal und seine Höhenorte, den südlichen Teil des Landkreises mit Rheinstetten und den Altrheinarmen besuchend, so daß dann in einem großen Bogen der nördliche Teil des alten und neuen Landkreisesgebietes vorgestellt werden kann, einträchtig beisammen mal „alt“ mal „neu“, so im Falle des fachwerkgeschmückten Rathauses von Leopoldshafen und der neuen, im lichten Gelb erstrahlenden Fassade des Schlosses Stutensee. Überhaupt die Detailaufnahmen sind als sehr gelungen zu bezeichnen, so die Eremitage der Markgräfin Augusta Sybilla in Waghäusel und das Gnadenbild der dortigen Wallfahrtskirche. Bruchsal wartet mit einem reichen Programm des Bestaunens auf, der großartigen Barockkirche St. Peter, dem Spargelmarkt, dem Schloß, das in Schwarzweißaufnahmen ebenso besticht wie in Farbe. Unbekannter Kraichgau, so könnte die folgende Bildauswahl überschrieben werden, die hinübergeleitet zu den in die Hügelwellen eingebetteten Ortschaften dieser Senke zwischen Schwarzwald und Odenwald, zu den Schlössern von Menzingen, Gochsheim und Flehingen, der Ravensburg als östlichem Pfeiler in der Kreiskarte, nachdem ja Eppingen ausgegliedert und an Württem-

berg angeschlossen worden ist. Bretten ist Metropole dieser Landschaft, eine geschichtsträchtige Stadt. Schließlich geht es wieder westwärts Karlsruhe zu, über das Schloß der Grafen Douglas in Gondelsheim, die Fachwerkhäuser von Neibshem und Wössingen nach Söllingen und Weingarten, wo die Bildreise ausklingt. Nicht der Text. Denn jetzt folgen biographische Notizen zu den einzelnen Städten und Gemeinden, beginnend mit einer Übersicht des Stadtkreises Karlsruhe, sehr grundlegend dargestellt, allein 10 Seiten, einschließlich der neuangegliederten Landgemeinden, nunmehr Stadtteile. Im Landkreis Karlsruhe erfahren wir Wissenswertes aus Vergangenheit und Gegenwart der einzelnen Ortschaften von Bad Schönborn und Bretten bis Zaisenhausen. Vielleicht wäre eine Seite noch anzufügen gewesen, die einen statistischen Überblick über die Gesamtzahl der Gemeinden, deren Gemarkungsflächen und Einwohner vermittelt hätte. Solche notwendigen Anhängsel gehören auch dazu, will der Lesende und Betrachtende informiert werden. Im ganzen läßt sich der stattliche Band sehen und gut einordnen in die allgemeine Literatur der Landschaft und der Kreise im Bundesland Baden-Württemberg. Man wünscht, daß sich viele mit diesem Band anfreunden mögen. Es gibt derzeit kein besseres Standardwerk über Stadt und Landkreis Karlsruhe. . . . -bi-

Gert Zang (Hrsg.): Provinzialisierung einer Region. Zur Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft in der Provinz. Frankfurt: Syndicat 1978, 539 Seiten, DM 48,-.

Heimat, formulierte Martin Walser einmal, sei der schönste Name für Zurückgebliebenheit. In der Tat haben Region und Heimat die von ihnen ausgehende Faszination weitgehend ihrem Charakter als Residuum zu verdanken. Aber vor einem Jahrzehnt, als Martin Walser seine Feststellung traf, war noch zu wenig bekannt, wie nahe Fortschritt und Zerstörung beieinander liegen. Diese seltsame Dialektik moderner Industriegesellschaften begründet heute eine ganz andere Lesart des Walserschen Befunds: Zurückgebliebenheit bedeutet da auch „zurückgeblieben“ im Zerstören von Landschaft, in der Zerstörung historischer Strukturen, „zurückgeblieben“ in der Zentralisierung und Anonymisierung menschlicher Gemeinschaften.

Neben dieser heute ganz anders einzuschätzenden, also nur scheinbaren Zurückgebliebenheit gibt es freilich auch eine reale. Was es mit ihr auf sich hat, wie sie historisch entstanden ist, dies rückt mehr und mehr in die Aufmerksamkeitszone der historischen Sozialwissenschaften. An der Universität Konstanz hat sich –

unter anfänglicher Leitung von Prof. Martin Broszat – seit 1972 eine Gruppe junger Wissenschaftler des Fachbereichs Geschichte mit den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen in der Provinz beschäftigt, insbesondere mit den historischen und wirtschaftlichen Bedingungen und Grundlagen ihrer Entstehung, der ungleichzeitigen und unterschiedlichen innerstaatlichen Entwicklung also. Als erstes umfassendes publizistisches Ergebnis dieser Forschungen ist jetzt der erste von zwei voluminösen Bänden erschienen, der das Problem der Provinzialisierung am Beispiel des westlichen Bodenseegebietes mit der „Untermetropole“ Konstanz darstellt. Unter Provinzialisierung verstehen die Autoren dabei „einen eigentümlichen historischen Prozeß, der in Deutschland erst im Laufe des 19. Jahrhunderts die uns geläufige Form angenommen hat“. Es geht also weniger um das traditionelle Gefälle zwischen Stadt und Land in den verschiedenen Lebensbereichen als um die ganz neue und qualitativ andere Dimension ihres gegenseitigen Verhältnisses, wie es erst durch die Prozesse der Industrialisierung und die Herausbildung des Bürgertums entstand. Damit sind die zeitlichen Dimensionen der Materialsichtung auf das 19. Jahrhundert festgelegt und hier wieder insbesondere auf die Zeit zwischen 1860 und 1880, d. h. auf die Zeit „vom Beginn der neuen, liberalen Ära in Baden bis hin zum konservativen Umschlag dieser Politik gegen Ende der 70er Jahre“. Anhand welcher beispielhaft ausgesuchter Sachverhalte der Provinzialisierungsprozeß dargestellt wird, davon vermittelt ein kleiner Überblick über die einzelnen Beiträge den besten Eindruck:

Nach einer Einleitung des Herausgebers zum Problem innerstaatlich ungleicher Entwicklung untersucht W. Hein die wirtschaftliche Basis der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung der Konstanzer Region (S. 31–133); der bei der südbadischen Rohstoffabhängigkeit sehr wichtigen Verkehrsentwicklung widmet sich H. Siefken (135–181); D. Bellmann untersucht das Scheitern eines regional eigenständigen liberalistischen Entwicklungskonzepts im Seekreis (183–265); Die Konstanzer Kreisselbstverwaltung (1865–1878) sowie die Bedeutung der Auseinandersetzung um die Stiftungsverwaltung in Konstanz für die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der lokalen Gesellschaft untersucht Herausgeber G. Zang (265–305 bzw. 307–373); W. Trapp stellt die Durchsetzung des Schulzwangs als eine Voraussetzung der Massendisziplinierung und -qualifikation dar (375–433); V. Wunderlich widmet sich den Defiziten der kommunalpolitischen Konzeption in der Arbeiterbewegung vor 1914 (435–463) und abschließend entwickelt der Herausgeber unter dem Titel „Subjektive Reflexionen über ein Projekt und seine organisatorische, methodische und inhaltliche Entwicklung“

Überlegungen zu einer kritischen Regionalgeschichtsschreibung für das 19. und 20. Jahrhundert (465–538).

Die Beiträge zeigen gemeinsam, daß dem Prozeß der Provinzialisierung eine Dynamik innewohnt, die das einmal entstandene Gefälle zwischen Metropole und Region – zumindest im untersuchten Zeitraum – ständig wachsen läßt. Plausibel ist dies etwa für den Wirtschaftssektor, sobald die hohe Investitionen voraussetzende Verkehrserschließung – wie in Nordbaden – einmal industrielle Großraum-Standorte erschlossen hat; aber wenn gegen Ende der 70er Jahre die Konstanzer Kreisselbstverwaltung zur Bedeutungslosigkeit absinkt, ist zu erkennen, daß dem wirtschaftlichen Gefälle auch eines im Bezug auf die politische Autonomie entspricht. Dabei wäre eine dauerhafte und politisch vermögende „Kreisselbstverwaltung als Ausdruck der Forderung nach regionaler Autonomie“ (Zang) ja gerade Voraussetzung gewesen für die ökonomische Entwicklung und die Bewältigung der damit verbundenen Aufgabenstellungen. Verloren wurde der Kampf der Konstanzer Liberalen gegen das Schicksal, Provinz zu sein, also in erster Linie gegen das liberale Bürgertum in den badischen Metropolen. Die innerstaatlich ungleiche Entwicklung ist so zwar eine notwendige Folge der kapitalistischen Entwicklung – doch „wie sich eine spezielle Region entwickelte, hing in starkem Maß vom spezifischen Kräfteverhältnis der Klassen bzw. vom Ausgang der spezifischen Klassenauseinandersetzungen ab“ (Zang). Wie D. Bellmanns Beitrag über den Liberalismus im Seekreis darlegt, war die relative Schwäche der Liberalen durch Besonderheiten der Konstanzer Situation bedingt. Einmal gab es ein reiches Stiftungswesen unter kirchlicher Verwaltung, das die gewerbliche Produktion von der Marktkonkurrenz relativ unabhängig machte; dadurch wurde das Interesse an badischen Wirtschaftsfragen gemindert, dasjenige an liberalen politischen Lösungen beschränkt. Zudem wurde das Bürgerrecht denkbar restriktiv gehandhabt, d. h. im Sinne einer sozialen Homogenität traditionell kleingewerblicher Schichten; hinzu kamen Hindernisse bei der rationelleren Verwertung der Arbeitskraft – so waren z. B. die stadsässigen Handwerker und Tagelöhner selbst bei Arbeitslosigkeit vielfach nicht zur Aufnahme von Industriearbeit bereit. „Die fehlende politische Macht (der Liberalen) behinderte ein ökonomisches Erstarken, die fehlende ökonomische Stärke verzögerte die Übernahme der politischen Macht“ (Zang); als dem liberalen Bürgertum der Ausbruch aus diesem Teufelskreis endlich gelang, war es zu spät für ein wirksames Gegensteuern gegen die in den badischen Zentralen längst erfolgte Weichenstellung, wodurch die Konstanzer Region zur Provinz bestimmt wurde. Das vielleicht überraschendste an den einzelnen Dar-

stellungen aber ist die uns heute außerordentlich anmutende Schärfe der Auseinandersetzungen, hauptsächlich zwischen den beiden lokalen Fronten, und dies selbst noch bei den scheinbar unbedeutendsten Sachfragen. Die Presse jener Zeit war voll von aggressiven und ironischen, sarkastischen und zynischen Invektiven, und erst als in den 70er Jahren eine breite konservative Wendung bis in die Reihen des fortschrittlich-liberalen Bürgertums vordrang, entstand im Konstanzer Raum das, was „uns gemeinhin als Provinz vertraut ist: Stillstand, Mangel an Kontroversen, Ruhe in der Politik wie in der Gesellschaft: die gegenseitigen Schärfen in den Presseauseinandersetzungen werden deutlich zurückgeschraubt und die Gemeinderatswahlen vollziehen sich fast nur noch unter Ausschluß der Öffentlichkeit (. . .) Das uns heute so geläufige Gleichsetzen von Provinz und konservativ-rückschrittlich erhält erst in dieser Zeit seine volle Bedeutung und Wahrheit. Jenes konservative Honoratioerentum, das so typisch für die Provinz ist, nimmt hier seinen Anfang“ (Zang). Die dieser eigentlichen Provinzialisierung vorausgegangenen Debatten jedoch, die durch sie verursachten politischen Konstellationen und Frontenbildungen lassen sich durch alle Beiträge und thematischen Erörterungen anschaulich verfolgen, weil sie zur eigentlichen Materialbasis dieses Bandes wurden und sich darüberhinaus in einem methodisch vielfältigen und stringenten inneren systematischen Erklärungszusammenhang in ihrer politischen Interessendimension erschließen. Dies verleiht diesem Band eine einzigartige Vertiefung eines negativen Kreislaufes, der die Gegenwartswirklichkeit mitbestimmt und somit von einiger Bedeutung ist für die Perspektive eines neuen, an den demokratischen Traditionen orientierten Regionalismus.

Manfred Bosch

Otto und Willy Bickel: Bauerbach, vom Reichsdorf zum Brettener Stadtteil, mit Beiträgen von Franz Müller † und Dr. Ludwig Böer, Herausgegeben im Auftrag der Stadt Bretten, 467 S. mit zahlreichen Bildern und Karten, Druck: Buch- und Offsetdruckerei Esser, Bretten, 1978, Verlag: Stadtverwaltung Bretten, Preis 25,- DM.

Das Ortsbuch ist das Ergebnis jahrelanger, umfangreicher und mühevoller Forschungsarbeiten und ist rechtzeitig zur 1200-Jahresfeier der Ortschaft erschienen. Es ist gegliedert in XX Kapitel mit Unterabschnitten. Einleitend sind Lage, Charakter und Klima der Landschaft, in die das Dorf eingebettet ist, behandelt. Dann folgen Streifzüge durch die Ur- und Frühgeschichte des Kraichgaus, orientiert an den Bodenfunden jener Zeit, ebenso über die alemannisch-fränkische Epoche bis zur Karolingerzeit, aus der die er-

sten schriftlichen Urkunden im berühmten Kodex des Klosters Lorsch bei Bensheim überliefert sind, in denen Bauerbach am 26. 4. 1778 erstmals erwähnt wird. Die folgenden Kapitel setzen sich mit den politischen und religiösen Verhältnissen, den klösterlichen und adeligen Grundherren und Inhabern der Vogteirechte über das Dorf auseinander. In Bauerbach hatte das Kloster Hirsau umfangreichen Besitz und im 11. Jahrh. tauchte hier ein Landadeliger auf, der sich nach seinem Wohnsitz mit einer kleinen Burg „von Burbach“ (Bauerbach) nennt. Es erhebt sich die Frage, wie dieses Adelsgeschlecht zu Besitz und Rechten in und am Dorf gekommen ist, die sich annähernd mit denen des Klosters Lorsch vergleichen lassen und auf welche Art Bauerbach zum Unterschied von den meisten Orten der Umgegend Reichsdorf geworden und geblieben ist, obwohl sich in dem Dorf kein Königsgut nachweisen läßt. Zahlreiche Streitigkeiten zwischen den Inhabern der vom König bzw. Kaiser an verschiedenen Rittergeschlechter verpfändeten Vogteirechte mit dem Kloster Hirsau und auch nach dem Verkauf von Dorf und Vogtei an das Speyerer Domkapitel mit diesem eröffnen sonst kaum mögliche Einblicke in die Verhältnisse der damaligen Zeit.

Die Ereignisse während des Bauernkrieges werden nach bisher unbekanntem Quellen behandelt. In Bauerbach wurden die Burg und das Pfarrhaus des Domkapitels durch Flehinger und Gochsheimer Auführer und gewissermaßen im Gegenzug das Schloß in Gochsheim durch einen Bauerbacher Haufen teilweise geplündert. Hierzu ist anzumerken, daß der Amtmann in Gochsheim 1525 dem Bauernhaufen unter „Pfaff Eisenhut“ den Vorschlag machte, den evangelischen Pfarrer in Gochsheim, der die „helle Wahrheit predige“, zu beschirmen und seinen Herrn, den Grafen Wilhelm von Eberstein samt Familie, in ihre Bruderschaft aufzunehmen. Der Gochsheimer Amtmann war damals Ritter Erpf Ulrich von Flehingen, den die Bauern als „ein gut Mann“ bezeichneten; der genannte Pfarrer hieß Wurm.

Daß auch die Reformation in einem Dorf, dessen Bürger sich ständig gegen steigende Forderungen und Übergriffe der Machthaber zu wehren mußten, zunächst viele Anhänger hatte, kann nicht überraschen, ebenso daß auch die Wiedertäufer in beachtlicher Zahl vertreten waren. Unter der absoluten geistlichen Herrschaft des Domkapitels zu Speyer, das sich hier einen eigenen vom Fürstbischof unabhängigen Staat aufgebaut hatte, war nach einigen Jahrzehnten die katholische Einheit wieder hergestellt worden.

Die fruchtbaren, z. T. trostlosen Zeiten vor, während und nach dem 30jährigen Krieg werden aus reichem Quellenmaterial in anschaulicher Weise geschildert. Für das dörfliche Leben vor der Übergang des seit 1463 von der Kurpfalz ausgeübten Schirmrechts an das Domkapitel im Jahre 1709 ein einschneidendes

Ereignis, das nach einigen Jahren zu handgreiflichen Auseinandersetzungen mit Bewaffneten des Domkapitels führte. Auch die Neuerungen anlässlich der Eingliederung des Dorfes in das Kurfürstentum Baden durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 machten den Bauerbachern nicht geringe Sorgen, noch mehr die Lasten und Opfer der Napoleonischen Kriege, die eingehend beleuchtet werden, bis hin zu der Unruhe, welche die badische Revolution 1848/49 in das Dorf brachte und den Auswirkungen der Kriegsjahre von 1866 und 1870/71.

Besondere Kapitel sind der dörflichen Verwaltung mit ihren Organen und Amtsinhabern, der Einführung der neuen Maße und Gewichte, dem Geldwesen, dem Gemeindesiegel, den herrschaftlichen Lasten und Abgaben, ferner der Gemarkungsbeschreibung, den ehemaligen herrschaftlichen Besitzverhältnissen, den Flurnamen und schließlich den Kirchen- und Schulgeschichten mit Verzeichnissen der Pfarrer und Lehrer gewidmet. Hervorzuheben ist die Bevölkerungs- und Familiengeschichte, die besonders gründlich unter Ausnutzung aller verfügbaren Quellen bearbeitet ist. Mit der Offenlegung der zahlreichen Zuwanderer und Auswanderer bildet sie eine reiche Fundgrube für die Familienforschung, die Demographie, die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und andere Wissensgebiete.

Darstellungen der örtlichen Auswirkungen der beiden Weltkriege und ihrer Opfer, geraffte Angaben über die Zeit nach dem Zusammenbruch 1945 und Kurzgeschichten der verschiedenen Vereine runden das historische Bild des bis Ende Januar 1972 selbständigen Dorfes ab.

Ein Einwohnerverzeichnis, Quellen- und Literaturangaben sowie ausführliche Sach-, Orts- und Personenregister beschließen das für die jetzigen und früheren Einwohner des Stadtteils sowie für den Kraichgau und seine Heimat- und Familienforscher gleichermaßen wertvolle Ortsbuch.

R. Herzer, 78 Freiburg i. Brg.

Rainer Christlein: Die Alamannen – Archäologie eines lebendigen Volkes. Stuttgart u. Aalen: Theiss 1978. Großformat, 180 S. + 110 z. Tl. farb. Abb. auf Kunstdr. Leinen, in Schuber DM 85.–.

Ein solcher Band war vom Thema her eigentlich längst fällig; daß er im Verlag der „Römer in Baden-Württemberg“ in solch nicht nur aufwendiger, sondern gediegen-wissenschaftlicher Gestaltung erscheinen konnte, soll von vornherein sehr positiv gewertet werden. Nicht nur an „die Schönheit unserer Bodenfunde versucht das Buch seine Leser und Betrachter heranzuführen“ (aus dem „Nachwort“): mit

diesem Werk schließt sich thematisch und methodisch eine Lücke, die von keiner früheren Publikation hätte ausgefüllt werden können. Über die zahlreichen Fundstellen „des frühen Mittelalters im alamannischen Raum“ orientiert bereits die Vorsatzkarte. Das reicht vom Elsaß bis ins Niederbayrische und vom Main bis tief in den Alpenvorraum, mit Schwerpunkten am mittleren Neckar und an der Brenz. Und es bewährt sich, den alemannischen Stamm einmal vorwiegend vom Archäologischen her zu erfassen. Anderes (wie Herkommen und Sprache) ergibt sich daraus in geradezu organischer Weise. So schließen Kapitel wie „Anfänge und Grenzen alamannischer Besiedlung an Rhein und Donau“, „Das Bild der Siedlungen“, „Grab und Friedhof“, „Tracht und Bewaffnung...“ bzw. „Tracht und Schmuck...“, „Gesellschaft und Wirtschaft...“, „Glaube und Aberglaube“ stets sinn- und aufbaugemäß an. In der „Zusammenfassung“ werden auch die offen gebliebenen Fragen sachlich aufgezeigt. In alphabetischer Folge reihen sich sodann die bedeutenderen Fundstellen, teilweise mit Planskizzen versehen. Eine Literaturauswahl gibt sich übersichtlich gegliedert. Was sodann das Bildmaterial (von Karl Natter und Irene Nägele) angeht, so ist dieses gleich anschaulich und prägnant, symptomatisch und ungemein ansprechend, ja monumental wiedergegeben. Der Band verlohnt so vom Thema wie von der Ausführung her.

Dr. Helmut Bender

Treffpunkt am Ursprung der Donau – **Donaueschingen** – Gesehen von Kurt Grill, beschrieben von Georg Goerlipp, Josef Häusler, Wolfgang Hilpert, Lorenz Honold, Leo Noll und (!) Max Rieple. Freiburg: Schillinger 1978, 121 S., tlw. (farb.) Bildtafeln, kart. mit farb. Überzug, DM 26.–.

Es macht sich hübsch, daß der Schillinger-Verlag seine beliebte und bewährte südbadische Städtebandreihe fortsetzt. Auch der neue Band gibt sich in geradezu bibliophil aufgemachter Ausstattung: was zunächst ins Auge fällt, sind die durchgängig guten, ja imposanten und öfters farbigem Bildtafeln. Bürgermeister Dr. Everke meint dazu in einem Vorwort: „Gibt es ein Foto oder ein Schlagwort, das die Stadt erfassen könnte? Sie muß beschrieben werden...“. Was im folgenden von mehreren zuständigen Leuten auch realisiert wird: „Donaueschingen und seine Stadtteile“ (höchst nötig nach den verschiedenen Eingemeindungen), „Stadtentwicklung der neuen Zeit“, „Donaueschingen und das Haus Fürstenberg“ (man hätte sich hier einiges wohl breiter gewünscht: gewiß das lohnendste Thema, schon deshalb muß man den Band eigentlich besitzen bzw. zumindest drin gelesen haben), „Wir machten allezeit etwas Besonderes“

(Plauderei des altbewährten Donaueschinger Landschafts- und Reiseschriftstellers), „Donaueschinger Musiktage – Linien, Fakten, Namen“ (diesmal nicht von Rieple, obschon dieser seinerzeit mitaktivierte und auch bei deren Neugründung maßgeblich beteiligt gewesen), zu guter Letzt alsdann „Donaueschinger – Brauchtum und Feste“ sowie „Umgeben von den herben Schönheiten der Baar“ (was man nicht missen möchte – missen tät man allenfalls eine weiterführende Auswahlbiographie, indes man auf Register u. ä. in der Struktur dieser Bände verzichten kann). Hübsch macht sich schließlich das Vorsatzblatt mit der Wiedergabe einer alten Stadtansicht: fürwahr, hier ließ sich und läßt sich leben und lesen.

Dr. Helmut Bender

Eugen A. Meier, Rund um den Baselstab – Band 3: Markgräflerland/Sundgau. Mit einem Vorwort von Regierungsrat Dr. Edmund Wyß. Basel: Birkhäuser Verlag 1978. Großformat, 320 S., mit 381 teils farbigen Abb. Leinen, Subskriptionspr. (bis Ende 1978) DM 78,-, danach DM 92,-.

Wenn man das Sprichwort „Unterm Krummstab ist gut leben“ dahinaus abwandelt: „Unterm Krummstab ist gut Bücher machen“ – hat man dem Nagel auf den Kopf getroffen – will heißen: nachdem der Freiburger Schillinger-Verlag sein zu recht gelobtes „Basler Mosaik aus Stadt und Landschaft“ herausgebracht hat (vgl. Rez. BH H. 2/78), ist man über die Gelungenheit und Monumentalität dieses zum Herbst 78 erschienenen Bandes erneut erstaunt und erfreut. „Drei historische Bildbände über 235 Städte und Dörfer in der Regio Basiliensis“ lautet der Untertitel des Gesamtwerkes, das ursprünglich „als einbändiges Kompendium . . . von einzelnen Gemeinwesen in der Regio Basiliensis gedacht war“. Daß uns dieser 3. Bd. besonders interessiert und angeht, versteht sich von selbst. Die beiden ersten Bände blieben thematisch der Schweiz verpflichtet, dieser aber ragt in seinem ersten Teil tief in unser „Oberland“ herein. Wie die alte Landkarte auf dem Vorsatzpapier schon aufzeigt, ging es dem Verf. darum, „größere und kleinere, maximal 30 Kilometer von der Stadt [Basel] entfernte Gemeinwesen“ aufzuzeigen „und uns ihr charaktervolles Gesicht . . . in den Grundzügen“ vertraut zu machen. Und wie Dr. Wyß in seinem Geleitwort betont, hat „die beeindruckende Arbeit des Autors . . . den großen Aufwand gelohnt“; daß dabei nicht ausschließlich das schöne Buch, das Bibliophile im Vordergrund stehen soll, sondern man vielmehr vor allem Anregungen daraus gewinnen möchte, Landschaft und Kunst und Kultur entsprechend zu würdigen, versteht sich von selbst. – Die aufgeführten Orte

des Markgräflerlandes finden sich in alphabetischer Folge im ersten Teil des Bandes. Meist sind es ältere, jedoch vorzüglich wiedergegebene Photographien, mitunter auch Reproduktionen von Zeichnungen und alten Stichen, die mit faktenreichen Texten erläutert bzw. vorgestellt werden. Oft finden sich dabei auch geschickt ausgewählte Zitate aus älteren einschlägigen Werken. Ehemaliges und neueres Brauchtum wird ebenso berücksichtigt wie Trachten und Porträts, Bauliches und Landschaftstypisches. Ein drucktechnisch besonders gelungener großzügiger „Markgräfler Bilderbogen“ (vorwiegend mit Gemäldereproduktionen) leitet über den „Sundgauer Bilderbogen“ zum Sundgauteil über. Daß auch hier für uns bislang unbekannte Kostbarkeiten und Charakteristiken aus dem Oberelsaß sich einfinden, sei hier nur am Rande, aber doch auch mit Nachdruck betont. Alles in allem ist, so gesehen, dieser Band eine Welt für sich, mit bloßer Lektüre und Bilderanschauen ist es nicht getan, vielmehr wird man durch die Vielfältigkeit des Gebotenen unentwegt aufgefordert, sich damit zu beschäftigen: ein vorzüglich illustriertes Nachschlagewerk ist hiermit entstanden, worin sich die Thematik des Ganzen nicht nur widerspiegelt, sondern Eigenleben gewinnt, sowohl was die Geschichte als auch die Gegenwart betrifft. Man spürt es wirklich, wie das in diesen drei Arbeitsjahren geworden und über zahlreichen Detailstudien zusammengewachsen. Es ist auch keine trockene und ausschließlich gelehrte Vortragsweise, die der Verf. pflegt: er gibt aus vollem Herzen und aufgrund seiner mannigfaltigen Kenntnisse – was Wunder, wenn man sich diesem Band nicht entziehen kann – er belebt und fasziniert auch den, der nicht eine der aufgeführten und behandelten Gemeinden als seinen Herkunfts- und Heimatort bezeichnen kann. Fürwahr, hiermit wurde nicht nur der Regio, sondern auch unserm Land am Oberrhein ein treffliches Geschenk gemacht.

Dr. Helmut Bender

Gerd Bender, Die Uhrenmacher des hohen Schwarzwaldes und ihre Werke. Bd. II. Verlag Müller, Villingen, 1978, DM 105,-, 689 Seiten (mit zahlreichen Farbtafeln und Einzelabbildungen).

Dem von uns in Heft 3, September 1976/56. Jahrgang der „Badischen Heimat. Mein Heimatland“ auf den Seiten 413/414 ausführlich besprochenen Band I von Gerd Benders Standardwerk ist nun Band II in einer gleichrangigen, reichhaltigen und farbenprächtigen Ausstattung – wiederum eine großartige Leistung des Schwarzwälder Verlages Müller in Villingen – gefolgt. Mit dem jetzt vorliegenden Band II der Monographie über die Schwarzwälder Uhrenmacherei findet das Gesamtwerk „Die Uhrenmacher des hohen

Schwarzwaldes und ihre Werke“ mit der Epoche Mitte des 19. Jahrhunderts bis nach der Jahrhundertwende einen zeitbegrenzten Abschluß. Neben dem umfangreichen Quellen- und Schrifttumverzeichnis auf den Seiten 679–683 muß noch die Bibliographie zur Geschichte der Schwarzwälder Uhrmacherei (671–678) herausgestellt werden. Unser Dank gilt dem Idealisten Gerd Bender, der in unbeschreiblicher und mühevoller Kleinarbeit der Schwarzwaldheimat diese Kostbarkeit schenkte. Gernot Umminger

Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften II Festschrift für Hans H. Weber. Herausgegeben im Auftrag des Breuberg-Bundes von Winfried Wackerfuß. Breuberg-Neustadt 1977. DM 32,-, 498 Seiten (Sekretariat Breuberg-Bund, 6101 Groß-Bieberau, Am Wittumsacker 7).

So vielfältig wie das Schaffen von Studiendirektor a. D. Dr. Hans H. Weber, Groß-Bieberau, ist auch der Inhalt der Festgabe, die der Breuberg-Bund dem Mann widmete, der den Breuberg-Bund nicht nur mitplante und -gründete, sondern auch 30 Jahre unermüdlich an seinem Aufbau arbeitete und sein Gedankengut verbreitete, und zwar seit 25 Jahren als 1. Vorsitzender. Er rief die Zeitschrift „Der Odenwald“ ins Leben, dazu kommt die Fülle seiner Veröffentlichungen sowie die Herausgabe von Sammelbänden, alles in seiner Bibliographie auf den Seiten 479–484 nachgewiesen. Wenn Peter Assion zur Geschichte der beiden Begriffsbildungen „Odenwald und Bauland“ neue Forschungsergebnisse zur verfestigenden Unterscheidung ausbreitet, dann legt Gerhard Schneider zu Problemen und Aufgaben landes- und ortsgeschichtlicher Forschung im Bauland und hinteren Odenwald „Landesgeschichte als Historische Sozialwissenschaft“ dar. Über „Burgen der Hohenstaufenzeit im Odenwaldraum“ berichtet kein Berufene-

rer als Walter Hotz, während Wilhelm Matzat – viele Pfade und Wege führten dereinst kreuz und quer über das Land, ohne Kehre hügelab und hügelab, straks und ohne Rücksicht auf geographische Gegebenheiten – „Königsleute und Altstraßen im Hinteren Odenwald und Bauland“ untersucht. Weiter im historischen Sinne arbeitet Albrecht Eckhardt „Mittelalterliche Stadtsiegel zwischen Main und Neckar“ heraus und Alfred F. Wolfert deutet „Wappengruppen des Adels im Odenwald-Spessart-Raum“. Rein volkstkundlich deutet Werner Haas „Keller- und Beschwersteine. Zur bäuerlichen Vorratshaltung in früherer Zeit“, wie auch Heinz Schmitt „Die Lebkuchenbäckerei – ein Odenwälder Hausgewerbe“ als bäuerlichen Familienbetrieb herausstellt.

Friedrich Karl Azzola und Heinz Bormuth bringen mit ihren Beitrag „Der Pflug als Zeichen bäuerlichen Standes auf Steinkreuzen und anderen Kleindenkmälern“ einen weiteren volkstkundlichen Beitrag. Dem Geist des Breuberg-Bundes und Hans H. Webers besonders entsprechend dürfen so gegenwartsbezogene Darlegungen wie von Peter Jurczek „Ländliche Siedlungsstruktur und kommunale Fremdenverkehrs-entwicklung im südlichen Odenwaldkreis. Beispiel: Beerfelden-Hetzbach“ natürlich in dieser Festschrift nicht fehlen! Ähnlich gelagert zeigt sich Klaus Wolf mit seinen Überlegungen zum Thema „Der Odenwald in der Raumordnung“ und gar Horst Eichler nimmt sich ein brandaktuelles Anliegen unserer modernen Gesellschaft und Lebensraumordnung vor, wenn er „Gestein und Struktur des Odenwaldes im Spiegel seiner Fluß- und Talnetze – Ein Beitrag zur angewandten Hydrogeologie kleintektonisch schlecht erforschter Gebiete“ mit Folgerungen und Nutzenwendungen aufreißt.

Dem Herausgeber und den Mitarbeitern dieses thematisch so weitreichenden und weitgespannten Sammelbandes, der dazu noch prächtig mit Bildern reich ausgestattet ist, kann nur eine dem Anlaß und Inhalt entsprechende Verbreitung gewünscht werden.

Gernot Umminger